



Das Streiflicht

(SZ) Kurz vor der Bundestagswahl warb eine junge, engagierte und hauptberuflich als Model tätige Bürgerin namens Micaela Schäfer auf ihre eigene, unverstellte Weise für demokratische Teilhabe. Sie rief dazu auf, zur Wahl zu gehen, und ließ sich zu diesem Zweck nur mit einem Wahlzettel bekleidet ablichten. Aus ihrem Umfeld hieß es, dies sei für Frau Schäfers Verhältnisse ein dezentes und der Würde des Anlasses entsprechendes Outfit.

Ganz auf der Höhe der Gender-Debatte scheint sie jedenfalls nicht zu sein. Deren AktivistInnen sehen schon sogenannte Hotpants ungern, da sich das unverhüllte Bein unter keinen Umständen mit der Theorie in Einklang bringen lässt, die Unterschiede zwischen Mann und Frau seien nichts als ein gesellschaftliches Konstrukt. Kurze Hosen belegen das Gegenteil: Das männliche Bein hält, rein ästhetisch betrachtet, mit dem weiblichen nur sehr selten Schritt.

In Großbritannien schickte eine Firma genau deshalb einen ihrer Angestellten namens Joey, der in kurzen Hosen erschienen war, mit der Aufforderung heim, etwas Anständiges anzuziehen. Aus Protest gegen autoritäre Dresscodes kam der junge Mann in kurzem Kleid zurück, wie es die Arbeitgeber den Damen erlauben oder gar vorschreiben. Genutzt hat Joey das nichts. Der Chef lehnte auch das Kleid ab: Es sei zu bunt und viel zu hässlich.

HERIBERT PRANTL

Tod eines Riesen: Nachruf auf Helmut Kohl

FRIEDERIKE ZOE GRASSHOFF

Unantastbar: Der Fall Weinstein löst eine Lawine der Wut aus

RENATE MEINHOF

Wölfe: Die Rückkehr der Räuber

KURT KISTER

Bundestagswahl: Merkels Endspiel

DUNJA RAMADAN

Was heißt das: deutsch sein?

STEFAN KORNELIUS

Trump: Der Wilde von Washington



2017



Licht, Jahre voraus.



Denken Sie nicht an ein Auto.
Denken Sie in A8.



Der neue Audi A8 mit faszinierender Lichttechnologie.

Visionäre wie Sie können weiter in die Zukunft blicken als andere. Ab sofort auch im Straßenverkehr. Mit den HD Matrix LED-Scheinwerfern mit Audi Laserlicht* im neuen Audi A8. So erhöht sich Ihre Sicht-Reichweite nahezu um das Doppelte. Darüber hinaus setzt die dynamische Lichtinszenierung der eleganten OLED-Rückleuchten* den neuen Audi A8 beim Öffnen und Schließen eindrucksvoll in Szene – und begeistert in „Lichtgeschwindigkeit“.

Audi Vorsprung durch Technik

*Optionale Ausstattung.

FÜR UNSERE GESUNDHEIT HAT INSELARZT MARTIN 700 SPRECHZIMMER.

WIR SAGEN DANKE.



Gemeinsam machen wir das deutsche Gesundheitssystem zu einem der besten der Welt. Erfahren Sie mehr unter www.pkv.de/martin

**IHRE PRIVATEN
KRANKENVERSICHERER**

LIEBE LESERINNEN, LIEBE LESER,



die Panama Papers sind binnen eines Jahres zum weltweit bekannten Synonym für schmutzige Steuertricks und illegale, globale Finanztransaktionen geworden. Die *Süddeutsche Zeitung*, der die Papiere zugespielt worden waren und die sie gemeinsam mit dem Internationalen Konsortium Investigativer Journalisten (ICIJ) ausgewertet und veröffentlicht hat, erhielt 2017 dafür eine Ehrung, die uns froh und stolz macht: Sie gehört zu den Empfängern des Pulitzer-Preises, der höchsten Auszeichnung im Journalismus. Was der von manchen gern totgesagte Qualitätsjournalismus leisten kann, zeigt in diesem Jahr die Enthüllung der Paradise Papers, die ähnlich hohe Wellen schlagen und ebenfalls zuerst der SZ bekannt wurden. Was diese Papiere über die anrühenden Steuerparadiese der Reichen und Großkonzerne enthüllen, haben die investigativen Kollegen unserer Redaktion in diesem Heft zusammengefasst.

Auf manche Jahre blickt man schauernd zurück, so viel Krieg und Elend, Terror und Gewalt, Streit und Intoleranz haben sie gebracht. 2017 mag nun einerseits auch nicht das Jahr für Optimisten gewesen sein. Von Pakistan über Barcelona und Manchester bis nach New York starben Hunderte Menschen bei islamistischen Anschlägen. In den USA erschossen Einzelgänger Dutzende Unschuldige. Die jeweiligen Motive waren – außer purem, blinden Hass – nicht erkennbar; die freie Verfügbarkeit von Schusswaffen in Amerika machte es den Killern leicht. Andere Nachrichten waren hoffnungsvoller. In Syrien und im Irak ist das Schreckenskalifat des IS fast geschlagen. Und, natürlich, in Paris übernahm ein Mann das Präsidentenamt, der unserem Frankreich-Experten Stefan Ulrich in diesem Heft wie „Europas Drachentöter“ erscheinen will. Jedenfalls bedeutet der Sieg Emmanuel Macrons die große Gelegenheit für die EU, trotz Brexit und wütender Populisten einen Neustart hinzulegen. Was Deutschland betrifft, befasst sich das „Thema des Jahres“ mit dem überraschenden Ausgang der Bundestagswahl und der Verunsicherung, die über das Land gekommen ist. Die langwierige Regierungsbildung war bei Drucklegung dieses Heftes noch nicht abgeschlossen.

Ein Heft, in dem wir mit Analysen, Essays und Reportagen auf das Jahr zurückblicken, lebt glücklicherweise nicht von der großen Politik allein. SZ-Autorinnen und -Autoren sind den Wölfen in Deutschlands Wäldern auf der Spur, bewerten die neuen Elektrofahrzeuge und denken über die große Frage aller Eltern nach: Wie viel Smartphone darf es sein bei den Kindern? Und im großen Interview erläutert Bestsellerautor Daniel Kehlmann („Tyll“), was die finsternen Zeiten des Dreißigjährigen Krieges mit unserer Gegenwart verbindet.

Den Jahresrückblick 2017 gibt es als gedrucktes Heft, außerdem wieder als digitale Ausgabe in der SZ-App für Smartphones und Tablets sowie auf der Webseite sz.de/2017. In der digitalen Version finden Sie zusätzliche Angebote wie Bilderstrecken, Videos und weitere Texte; hier wird der Rückblick gegen Ende des Jahres aktualisiert. Ich wünsche Ihnen eine gute, unterhaltsame Lektüre.


Wolfgang Krach, Chefredakteur

Foto: Michaela Rehl/Reuters

BRILLANTE GESCHENKE

GEBOREN VOR
MILLIARDEN VON
JAHREN IM SCHOSS
DER ERDE, MÜHEVOLL
FREIGELEGT UND VON
MENSCHENHAND KUNST-
VOLL GESCHLIFFEN –
DER DIAMANT



„CALLA“
UNSER
RING DES
JAHRES*

* In 750/- Weiß-, Rosé- oder Gelbgold, ab 0,15 ct.

Fridrich
JUWELIER SEIT 1864

J. B. FRIDRICH GMBH & CO KG
SENDLINGER STRASSE 15 • 80331 MÜNCHEN
TEL 089 260 80 38 • WWW.FRIDRICH.DE

Editorial..... 5
Bilder des Jahres..... 8
Zehn neue Tatsachen..... 20
Aufsteiger und Absteiger..... 22

THEMA DES JAHRES

Deutschland Zerfällt die Nation in Eliten und Zurückgebliebene, in Weltoffene und Nationalisten? VON KURT KISTER..... 24
Eine Gewinnerin, die verloren hat Warum Kanzlerin Angela Merkel sich missverstanden fühlt. VON NICO FRIED..... 30
Schulz ohne Effekt Das Scheitern des SPD-Kandidaten. VON CHRISTOPH HICKMANN..... 32
Rocker und Dressman Söder (CSU) und Lindner (FDP), zwei Wahlgewinner. VON WOLFGANG WITTL UND STEFAN BRAUN..... 33
Die Grafik zur Bundestagswahl..... 34
Grenzland der Demokratie Wie konnte die AfD in Sachsen zur stärksten Kraft aufsteigen? VON JOSEF KELNBERGER..... 36
Geeint nur im Ressentiment Über Stärke und Elend des deutschen Rechts-populismus. VON JENS SCHNEIDER, ANNETTE RAMELSBERGER UND CORNELIUS POLLMER..... 40
Was ist deutsch? Zur Nation gehören auch die Deutschen mit Migrationshintergrund. VON DUNJA RAMADAN..... 42
Das große Kotzen Ein Gespräch mit dem Lyriker Durs Grünbein über die AfD. VON HARALD HORDYCH..... 46
Rechts freundlich Die Schweiz als Vorbild der AfD. VON CHARLOTTE THEILE..... 47

INNENPOLITIK

Der schwarze Riese Helmut Kohl, Kanzler der deutschen und der europäischen Einigung. Eine Würdigung. VON HERIBERT PRANTL..... 48
Ja ohne Grenzen Der Bundestag beschließt die Ehe für alle. VON ULRIKE HEIDENREICH..... 54
Mauern hoch! Wie Deutschland Flüchtlinge abwehrt. VON BERND KASTNER..... 55
Tödliches Versagen Warum konnte Anis Amri auf dem Berliner Weihnachtsmarkt morden? VON RONEN STEINKE..... 56
Fotoreportage Der Hamburger G-20-Gipfel des Chaos. VON THOMAS HAHN..... 58
Gier In neun Minuten macht ein Bagger in München ein denkmalgeschütztes Haus platt. VON GIANNA NIEWEL..... 60

 Den SZ Jahresrückblick 2017 gibt es auch als digitale Ausgabe inklusive Update Ende des Jahres – mit allen wichtigen Ereignissen im Dezember. Mehr Informationen finden Sie unter: sz.de/2017

Deutschland nach der Wahl

DAS AUFGEWÜHLTE LAND

Die Volksparteien im Niedergang, die AfD im Aufschwung: Kanzlerin Angela Merkel muss sich nach dem 24. September neue Koalitionspartner suchen.



Beste Schauspielerin in Cannes

DIE RÄCHERIN

Diane Kruger ist nicht länger das „good girl“.



Die Katalanen

EWIGE OPFER

Der dramatische Ruf nach Unabhängigkeit geht im Rest Spaniens vielen auf die Nerven.



Fußballtrainer

JUNGE, JUNGE

Gegen den Trend: Jupp Heynckes beim FC Bayern München.



Air Berlin

HERZLOS

Die Pleite der Fluggesellschaft kostet viele Angestellte den Job.



Artenschutz

DER JÄGER

Der Wolf ist in Deutschland wieder heimisch geworden.



Die Heimkehr Die 1977 entführte Lufthansa-Boeing „Landshut“ ist wieder zu Hause. VON JOACHIM KÄPPNER..... 62
Überblick..... 66

AUSSENPOLITIK

Monsieur Europa Emmanuel Macron gibt der verunsicherten Europäischen Union neuen Schwung. VON STEFAN ULRICH..... 68
Trumpeltier auf Reisen Donald Trump schadet mit seiner hysterischen Politik dem ganzen Westen. VON STEFAN KORNELIUS..... 74
Königreich der Lügen Die vergiftete politische Kultur in den USA. VON HUBERT WETZEL..... 78
Woder Rubel rollt Schmutziger Wahlkampf auf Facebook. VON DETLEF ESSLINGER..... 79
Orgien des Todes Die Massaker in Las Vegas und Texas. VON REYMER KLÜVER..... 80
Wodie Kuppeln weinen Die Herrschaft des IS in Syrien und Irak ist gebrochen. VON PAUL-ANTON KRÜGER..... 82
Bombe, Messer, Stein Der IS-Terror geht weiter. VON CORD ASCHENBRENNER..... 85
Sturköpfe Der Kampf um Katalonien. VON THOMAS URBAN..... 88
Kinderjahre Sebastian Kurz, Österreichs neuer Kanzler. VON PETER MÜNCH..... 90
Im Bann der Angst Erdoğan spaltet die Türkei. VON CHRISTIANE SCHLÖTZER..... 92
Nur zwei Grad Klima: Die Menschheit handelt spät – zu spät? VON ALEX RÜHLE..... 94
Überblick..... 98

PARADISE PAPERS

Schmutziges Geld Das neue Rechercheprojekt der SZ: Wie Superreiche und Konzerne schamlos ihre Steuerlast drücken. VOM INVESTIGATIVTEAM DER SÜDDEUTSCHEN ZEITUNG..... 100
Nach dem Beben Die Panama Papers werden mit dem Pulitzer-Preis belohnt. VON FREDERIK OBERMAIER UND BASTIAN OBERMAYER..... 105

PANORAMA

Er ist zurück Wer hat Angst vorm bösen Wolf? Eine Menge Leute. VON RENATE MEINHOF..... 106
Das große Insektensterben Eine bestürzende Statistik. VON TINA BAIER..... 112
Tiere des Jahres..... 114
Bist du Smart? Kinder lieben Smartphones. Eltern nicht immer. VON VERA SCHROEDER..... 116
Ist alles so schön bunt 50 Jahre Farbfernsehen. VON DAVID DENK..... 120
Wir gucken alle hin Gaffer sind ein Problem für die Retter. VON THOMAS STEINFELD..... 122
Leute 2017..... 123
Mütze als Mission Das Modejahr steht im Zeichen der Politik. VON TANJA REST..... 124
Überblick..... 126

FEUILLETON

Anstastbar #MeToo – Der Fall Harvey Weinstein löst einen globalen Proteststurm aus. VON FRIEDRIKE ZOE GRASSHOFF..... 128
Wunder werden teurer Die Eröffnung der Elbphilharmonie. VON GERHARD MATZIG..... 134
Grün, blau, rot oder braun? Kandinskys „Das bunte Leben“. VON KIA VAHLAND..... 137
So ein Theater Die Besetzung der Berliner Volksbühne. VON CHRISTINE DÖSSEL..... 138
Filme des Jahres..... 140
Eine Frau sieht rot Die fabelhafte Diane Kruger auf Rachefeldzug. VON TOBIAS KNIEBE..... 142
Sehen, Lesen, Hören Die Filme, Bücher, Serien und Songs des Jahres 2017..... 144
„Deutschland war wie Syrien heute“ Daniel Kehlmann erklärt, warum sein „Tyll“ hochaktuell ist. VON CHRISTIAN MAYER..... 146
Super Kunstjahr Documenta, „Skulptur Projekte“ und die Venedig-Biennale fallen in einen Sommer. VON CATRIN LORCH..... 150
Abschied vom Kaiser Ein Nachruf auf den letzten Großkritiker. VON ANDRIAN KREYE..... 153
Überblick..... 154

WIRTSCHAFT

Bitte einsteigen Die deutsche Auto-Industrie zwischen Dieselkrise und elektromobiler Zukunft. VON MAX HÄGLER..... 156
Traut euch! Die Angst der Deutschen vor den Aktien. VON CATHERINE HOFFMANN..... 162
Luftnummer Die großen Pläne von Air Berlin enden in der Pleite. VON CASPAR BUSSE..... 164
Überblick..... 166

SPORT

Laufende Investitionen Neymar, Messi und der eskalierende Transferwahnsinn im Profifußball. VON JAVIER CÁCERES..... 168
Wer darf mit? Joachim Löw hat vor der WM die Qual der Wahl. VON PHILIPP SELLDORF..... 173
Alter! Jupp Heynckes stoppt die junge Welle bei den Trainern. VON CHRISTOF KNEER..... 174
Sein nächster Rekord Roger Federers achter Wimbledon Sieg. VON BARBARA KLIMKE..... 176
Sein letzter Lauf Sprintstar Usain Bolt nimmt Abschied. VON SASKIA ALEYTHE..... 177
Fotoreportage Die Münchner Löwen zurück im Glück. VON MARKUS SCHÄFLEIN..... 178
Überblick..... 180

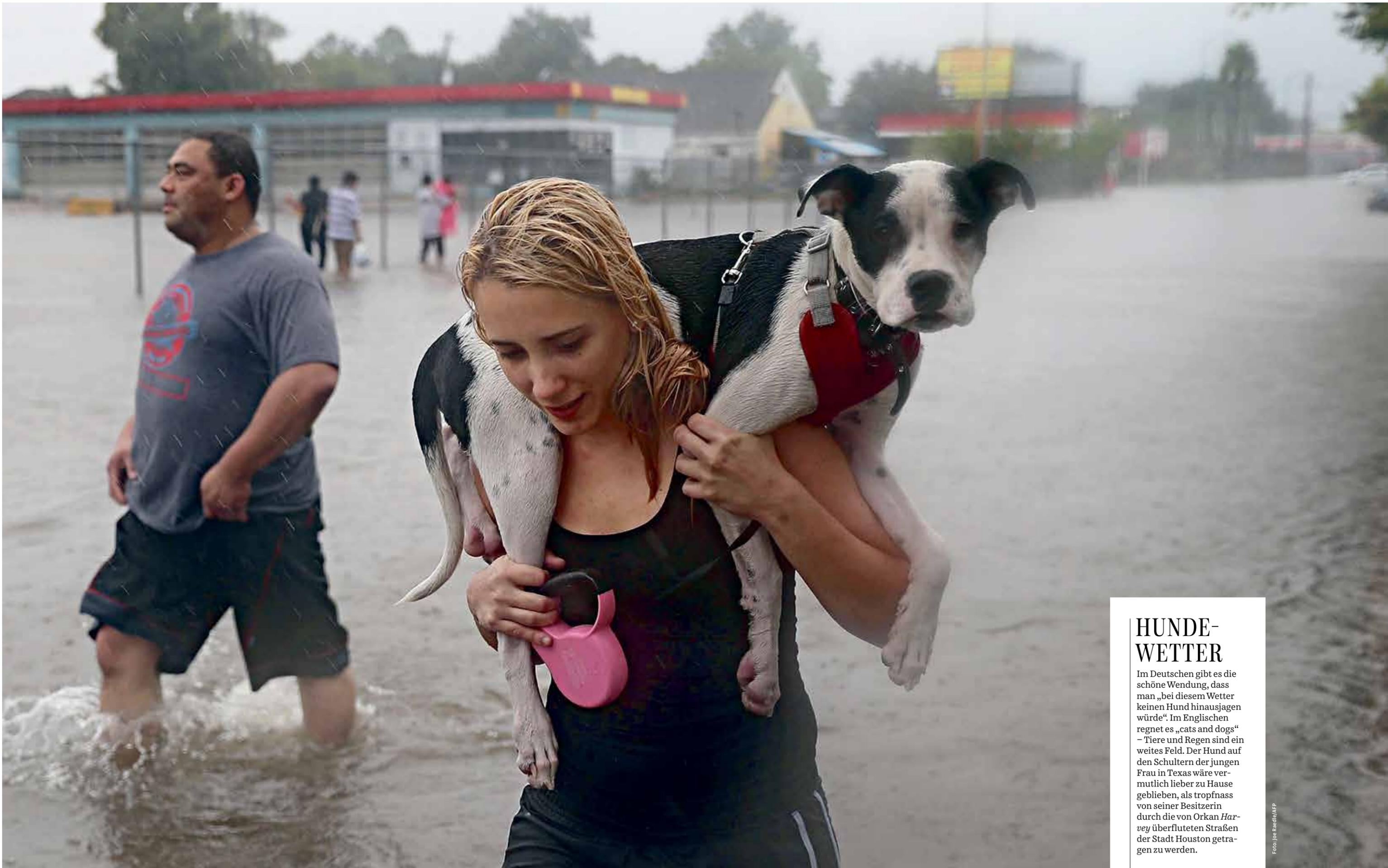
Sie starben 2017..... 182
Chronik..... 186
Das wird 2018..... 191
Impressum..... 191
Letzte Wahrheiten..... 192
Zum Schluss..... 194

Fotos: Jens Büttner/opa, Alastair Grant/AP, Christof Stache/AFP, Alexander Hassenstein/Bongarts/Getty Images, Matthias Schrader/AP, Johannes Simon



FREMDE FREUNDE

Sie lächeln, die Kanzlerin und der US-Präsident beim G-20-Gipfel in Hamburg Anfang Juli. Aber es ist ein knappes, bei ihr kaum wahrnehmbares Lächeln, nicht zu vergleichen mit dem beinahe seligen Gesichtsausdruck Angela Merkels beim Treffen mit Trumps Vorgänger Barack Obama. An dessen lässiges Grinsen reicht Trump ohnehin nicht heran. Die Beziehungen zu den USA bleiben angespannt.



HUNDE- WETTER

Im Deutschen gibt es die schöne Wendung, dass man „bei diesem Wetter keinen Hund hinausjagen würde“. Im Englischen regnet es „cats and dogs“ – Tiere und Regen sind ein weites Feld. Der Hund auf den Schultern der jungen Frau in Texas wäre vermutlich lieber zu Hause geblieben, als tropfnass von seiner Besitzerin durch die von Orkan *Harvey* überfluteten Straßen der Stadt Houston getragen zu werden.

PFEFFER- ATTACKE

Richtig gefährlich sieht die junge Frau nicht aus. Zwar ist ihr Aufenthalt auf dem Dach eines Polizeifahrzeugs während des G-20-Gipfels in Hamburg weder vorgesehen noch erlaubt. Die wütende Pfeffersprayattacke und andere Übergriffe der Polizei haben die Öffentlichkeit genauso verstört wie die Gewaltexzesse linksradikaler Randalierer. Die Ereignisse rund um den Gipfel sind das große Streitthema des Sommers.

Foto: Boris Rossner/epa

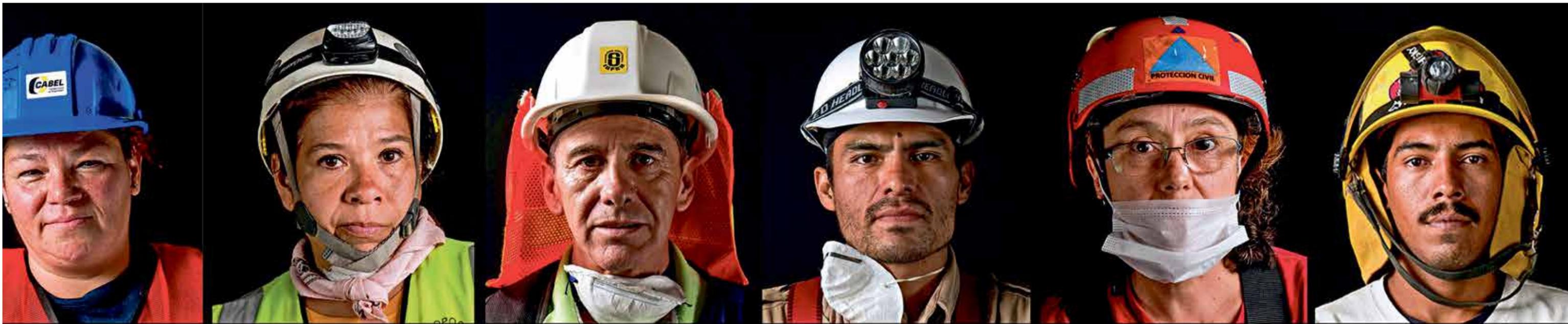


GENOSSE SELTSAM

Gewaltherrscher brüsten sich gern mit militärischer Stärke – sowie der nordkoreanische Diktator Kim Jong-un. Seinem Land fehlt es an allem, von Menschenrechten bis zu Lebensmitteln. Doch Kims Regime testet weiterhin Atomwaffen und ihre Trägerraketen. Sein Kurs erinnert immer mehr an die Atomkriegssatire „Dr. Seltam oder wie ich lernte, die Bombe zu lieben“ von 1964 – ist aber bitterer Ernst.

Foto: AP/ICNA VIA ANS





DIE RETTER

Mexiko ist nicht das Land der guten Nachrichten; als wären Drogenkrieg und Armut nicht genug, erschütterte ein Erdbeben am 19. September Mexiko-Stadt, mehr als 300 Menschen starben. Doch die Welle der Solidarität und Hilfsbereitschaft, die folgte, gab dem Land ein neues Gefühl des Zusammenhalts. Die Bilder auf dieser Seite zeigen freiwillige Helfer, aufgenommen direkt nach Abschluss der Arbeiten.

Foto: Omar Torres/FP



ZIEL: MADURO

Der Helm der Demonstrantin, die am 1. Mai in Caracas gegen Venezuelas Staatschef Nicolás Maduro protestiert, sieht nach Flower-Power aus. Der Stein in ihrer Hand allerdings nicht. Maduros Gegner werfen dem Präsidenten seit Langem vor, er wolle sich eine diktatorische Machtfülle sichern. Längst liegt das ölreiche Land wirtschaftlich am Boden, nur auf die täglichen Demonstrationen gegen Maduro ist Verlass.

Foto: Federico Parra/AFP



1 ... dass eine Debatte keine Debatte sein darf

Ein Teil der Bevölkerung war nach dem von vier Sendern getragenen TV-Duell zwischen Kanzlerin und Herausforderer so unglücklich, dass er eine Wiederholung forderte. Dieser Teil bestand aus dem Herausforderer selbst und seiner Entourage. Martin Schulz wollte das Duell offenbar so oft austragen, bis er es einmal gewinnt. Die als Moderatoren verkleideten Fernsehleute aber mochten keine Wiederholung. Ihnen war es wie geplant gelungen, jedes direkte Wort zwischen Angela Merkel und Schulz zu unterbinden. Nicht auszu-denken, was bei einem weiteren Duell alles hätte passieren können. Am Ende hätten sich die beiden noch gestritten.



2 ... dass der 1. FC keine Punkte braucht

11 Spiele. 4 Tore. 2 Punkte. Der schlechteste Saisonstart in der Geschichte der Liga. Aber die Jungs vom 1. FC Köln sagen, es mache richtig Spaß, jeden Tag. Offenbar haben sie die Saison mit der Session verwechselt, der des Karnevals. Beim Auftakt am 11. 11. jedenfalls war die Truppe ganz vorne mit dabei. Ett ess halt wie ett ess.

ZEHNNNEUE

Was wir 2017 gelernt haben

3 4

... dass der Fidget Spinner spinnt

Mit viel Geschick auf einem Finger gedreht oder auf der Nase balanciert, sind die winzigen Handkreisel vornehmlich bei Kindern beliebt. Fidget Spinner (Zappeldreher) sollen sogar die Konzentration fördern. Wie auch immer: Was die Kleinen in der analogen Welt hält, kann nicht ganz schlecht sein.



... dass ein fehlendes „F“ ein politisches Problem sein kann

Die Figur, die als „Theresa May“ das Amt der britischen Premierministerin versieht, ist in Wahrheit ein falsch programmierter Sprechblasenautomat. „Brexit means Brexit“ spuckt „May“ viel zu oft aus, auch „strong and stable“. Brexit bedeutet Brexit, das Land muss stark und stabil regiert werden: Das Wahlvolk konnte es nicht mehr hören und bestrafte „May“ mit dem Verlust der absoluten Mehrheit. Beim Parteitag in Manchester wollte „May“ mit einer großen Rede Vertrauen zurückgewinnen, aber ach: „May“ hustete und prustete nur. Eine Erkältung, hieß es zur Erklärung, die Wahrheit aber ist: Die misshandelten Wörter widersetzten sich dem Automaten. Deshalb ließ sich auch während der Hust- und Prust-Rede ein „F“ aus dem Slogan fallen, der hinter „May“ an der Parteitagswand prangte. „a country that works or you“, stand da plötzlich. Ein Land, das funktioniert, oder du. Die Gelegenheit, in dem Moment ein wirklich starkes F-Wort zu bilden, ließ „Theresa May“ ungenutzt.



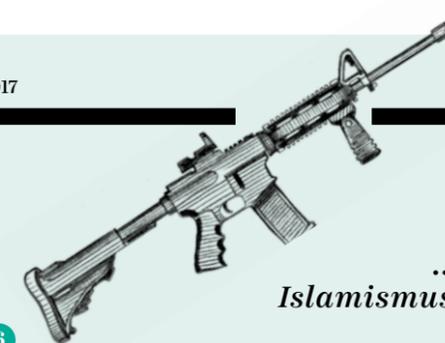
5 ... dass Polizeihunde Pensionäre werden

... und zwar in Berlin, ausgerechnet, wo nach Meinung der CDU, der Gewerkschaft der Polizei, der Deutschen Polizeigewerkschaft, des Bundes der Kriminalbeamten, „des Netzes“ und der Boulevardblätter die öffentliche Sicherheit ungefähr auf dem Stand einer brasilianischen Drogen-Favela nach Mitternacht ist. Alles Schuld des linken Senats natürlich. Mit einer machtvollen Geste bewies dieser nun seine Verbundenheit mit der Ordnungsmacht: In den Ruhestand hechelnde Polizeihunde haben künftig das Recht auf eine kleine Pension für, sozusagen, das Brot des Alters.

6

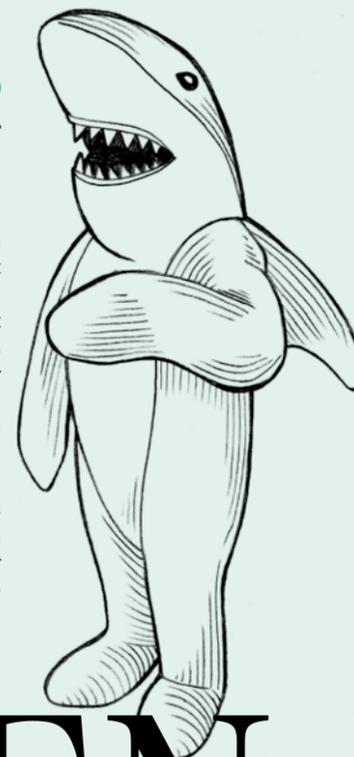
... dass die Kirche Sturmgewehre verlost

Ob die „Oasis Church of All Nations“ in Oxford, Mississippi, bald eine letzte Waffenölung anbietet? Zumindest hat die Kirchengemeinde im Oktober 2017 in einer Tombola zwei Sturmgewehre des Typs AR-15 verlost, um Geld zu sammeln für Drogensüchtige. Kinder verkauften die Lose, zehn Dollar das Stück. Das ist kein Witz, der Waffenwahn der Amerikaner kennt keine Grenzen. Im November richtete ein Amokschütze in einer texanischen Kirche ein Blutbad an – mit einem Sturmgewehr des Typs AR-15. (siehe Seite 78)



7 ... dass Haie unter Islamismus-Verdacht stehen

Wer sich dem Anti-Gesichtsverhüllungsgesetz in Österreich widersetzt, dem droht seit 1. Oktober eine Strafe von bis zu 150 Euro. Betroffen sind nicht allein Musliminnen mit Burka und Niqab, sondern auch Träger allzu großer Sonnenbrillen, Atemmasken oder Schals. Bei der Eröffnung eines Computer-shops in Wien geriet ein Werbemaskottchen mit Hai-Maske ins Visier der Polizisten. Der Mann wurde angezeigt – der Händler freute sich: Kostenlose Reklame war ihm sicher.



TATSACHEN

9

... dass Alexa allein Partys feiert

Man weiß nicht, was George Orwell, der visionäre Warner vor der Totalüberwachung, zu einem Gerät gesagt hätte, das die Gespräche im Wohnzimmer auswertet. Jetzt hat die „elektronische Sprachassistentin“ Alexa einem ihrer Besitzer gar die Polizei auf den Hals gehetzt: Als er einmal fort war, feierte das Gerät im leeren Haus mit so lauter Musik, dass sich die Nachbarn beschwerten. Was Alexa Amazon den herbeigerufenen Beamten zur Sache angab, ist nicht bekannt. Alexa, was bedeutet das: Hausseggen?



10

... dass der Hoppeditz kein Alt mehr verträgt

„Ja, sind wir im Wald hier, wo bleibt unser Altbier? / Wir haben in Düsseldorf die längste Theke der Welt!“ Wer diese ergreifenden Liedzeilen der *Toten Hosen* hört, kann das Drama ermessen, das Düsseldorf widerfuhr: Der Hoppeditz, der dortige Oberkarnevalist, hat im Rahmen seines Einsatzes für den rheinischen Frohsinn eine Altbier-Allergie entwickelt. Das ist, als litte Münchens Oberbürgermeister an klinischer Wiesn-Phobie. Aber der Hoppeditz lässt schon wissen: Allergie hin, Allergie her – ein, zwei Bierschen gehen immer. Außerdem kann er frei nach den *Toten Hosen* immer noch groß rauskommen: „Wo ist denn der Held, der mit seinem Geld die Runde bestellt?“

8

... dass Hosen ganz zerfetzt sein müssen

Schon Udo Jürgens und *Die Ärzte* besangen sie als Zeichen der Rebellion. Rebellisch sind sie nicht mehr wirklich, dafür löchriger denn je. Sie sind mehr Hotpants mit Gamaschen, von einsamen Stretchfäden zusammengehalten, als Hose. Und: Es gibt die Knielüftung jetzt auch als Herren(!)-Skinny(!)-Jeans.



AUF UND AB

1

2

3

4

5

6

7

Wirklich hoch hinaus kamen 2017 höchstens Martin Luther und eine Fantasy-Queen. Aber so ist, realistisch betrachtet, die Welt heute.

Die Drachenkönigin

VON KAROLINE META BEISEL

Eigentlich hatte Daenerys Targaryen, eine der Hauptfiguren aus der erfolgreichen amerikanischen Fantasy-Serie „Game of Thrones“, kein besonders gutes Jahr: Konnte sie sich bislang auf ihre Drachen verlassen, um jeden noch so mächtigen Gegner zu bezwingen, traf sie in der vergangenen, siebten Staffel auf einen Gegner, der sich von feuerspeienden Tieren nicht beeindrucken lässt. Für Daenerys Targaryen mag das auf ihrem Weg auf den Eisernen Thron eine schlechte Nachricht sein – als Serienfigur macht das die Drachenkönigin in der kommenden, letzten Staffel der epischen Erzählung umso interessanter.

Boris Becker

VON JOSEF KELNBERGER

Ein Mann, der den Kopf in den Sand steckt? Die Londoner Richterin, die Boris Becker für insolvent erklärte, lag total daneben. Selten ist jemand derart erhobenen Hauptes ... ja was eigentlich? Dass er pleitegegangen ist, würde Becker bestreiten. 60 Millionen Euro Schulden? Dementi. Becker fühlt sich immer noch als Wimbledonssieger, Zocker, Pokerface, einfach unschlagbar. Fünfzig ist er nun geworden, das schönste Geburtstagsständchen sang ihm Jan Böhmermann: Like a Candle Insolvent, geschrieben von Sir Selten Lohn. Mögen die Millionen weg sein – die Legende wird niemals vergehen.

Martin Luther

VON MATTHIAS DROBINSKI

Was bleiben wird vom großen Fest, 500 Jahre nach Martin Luthers Thesenanschlag in Wittenberg am 31. Oktober 1517? Ganz sicher dieses kleine Männlein. Siebeneinhalb Zentimeter ist es hoch und aus Plastik, in den Händen hält es einen Federkiel und eine Bibel. Nichts verkaufte sich im Jubeljahr der Reformation so gut wie der kleine Luther der Firma Playmobil, mehr als eine Million Mal. Dabei sagt der Erfolg der Figur viel über die religiöse Bindung heute: Der historische Luther aus Fleisch und Blut konnte wüten und toben. Der Plastik-Reformator dagegen bleibt immer freundlich mit seinen großen, braunen Augen und lächelt. Und so eignet sich die Figur bestens zur ironisch gebrochenen, post-modernen Teilidentifikation: Ein bisschen Luther passt überall.

Marine Le Pen

VON ANDREA BACHSTEIN

„Frankreich wird auf jeden Fall von einer Frau geführt werden, das werde entweder ich sein oder Madame Merkel.“ So tönte Marine Le Pen, 49, vor der Präsidentschaftswahl. Aggressive, antieuropäische Hetze brachte der Chefin des rechtsextremen Front National (FN) ihren größten Erfolg – sie zog in die Stichwahl. Aber genau dieses Auftreten stieß so viele Franzosen ab, dass am 7. Mai Emmanuel Macron triumphierte. Am 18. Juni landete Le Pen ganz parterre: Da holte der FN nur acht Mandate bei der Parlamentswahl. Statt der Grande Nation führt sie eine ratlose Partei. Merci, Madame Le Pen!

Alec Baldwin

VON VERONIKA WULF

Föhntolle, Dauerschnute, Prollrhetorik. Der US-amerikanische Schauspieler Alec Baldwin parodiert Donald Trump in der Comedy-Show *Saturday Night Live* so überzeugend, dass er nicht nur mit einem Emmy ausgezeichnet, sondern von einer Zeitung glatt für das Original gehalten wurde. Das Blatt aus der Dominikanischen Republik druckte ein Foto des Trump-Baldwin statt eines des echten Präsidenten – neben einem nachrichtlichen Artikel. Trump selbst sagte einmal in einem Interview über Baldwin: „Er stellt jemanden dar, der sehr fies und böse ist.“ Eine höhere Auszeichnung kann es für Baldwin wohl kaum geben.

Horst Seehofer

VON ROMAN DEININGER

Horst Seehofer, 68, hat 2017 viel über seinen Abschied nachgedacht, vor allem darüber, wie sich dieser vermeiden lässt. Die CSU sei in einer heiklen Lage, erklärte er Anfang des Jahres, er zermentere sich den Kopf, welche Führungskraft das Überleben der Partei auch künftig sichern könne. Schließlich rief er sich im April selbst zur Rettung. Er werde weitermachen, verkündete er – als Parteichef und als bayerischer Ministerpräsident. Dann stürzte seine CSU bei der Bundestagswahl ab. Seitdem musste Seehofer bei seinen Abschiedsgedanken einen ganz neuen Aspekt berücksichtigen: wie man in Würde geht.

Beatrice Fihn

VON TOBIAS MATERN

Beatrice Fihn ist die Chefin von Ican – einer globalen Organisation mit Hauptsitz in Genf, die bis zum 6. Oktober nur Eingeweihte kannten. Dann wurde ihren Aktivistinnen der Friedensnobelpreis zugesprochen. Die Bewegung kämpft für ein globales Verbot von Atomwaffen, genau das haben 120 Nationen dieses Jahr ausverhandelt. Aber die Atommächte und auch Deutschland boykottieren den Plan. Fihn sorgt mit Ican dafür, dass die von den USA und Russland diktierte nukleare Ordnung zunehmend an den Pranger gerät. Die Massenvernichtungswaffen werden nicht über Nacht verschwinden, sagt Fihn, aber sie werden „ihre Relevanz verlieren“. Da ist sie ganz sicher.

EINIGKEIT

DEUTSCHLAND Der Streit um die Flüchtlingspolitik hat sich ausgeweitet zum grundsätzlichen Konflikt. Zerfällt das Land in Eliten und Zurückgebliebene, in Weltoffene und Nationalisten? Feiern gar völkische Ideen Wiederauferstehung? Die Bundestagswahl warf mehr Fragen auf, als sie beantwortete. Von Kurt Kister

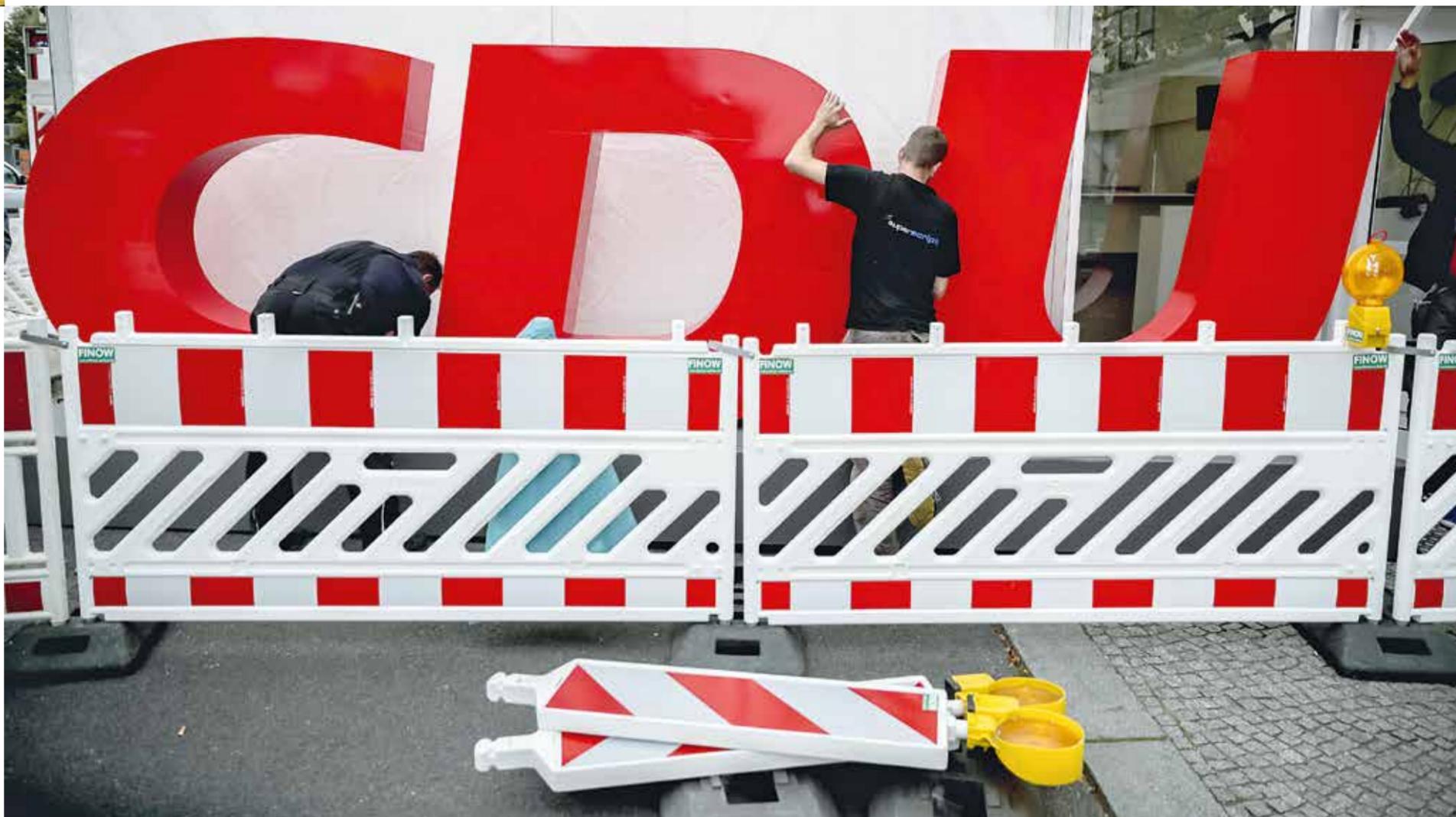


01



Kurt Kister

ist einer der beiden Chefredakteure der Süddeutschen Zeitung. Er war für die SZ unter anderem als USA-Korrespondent in Washington tätig und hat das Hauptstadtbüro in Bonn und später in Berlin geleitet.



02

Ein paar Wochen vor Ende dieses Jahres stand noch nicht fest, welche Bundesregierung in welcher Koalition die Politik dieses unseres Landes, wie das Helmut Kohl immer gerne gesagt hat, lenken wird. Zwar hat die Bundestagswahl nicht das Land verändert, aber ihre Ergebnisse zeigen dennoch, wie sehr sich die Bundesrepublik und mit ihr die politischen Milieus in den vergangenen Jahren gewandelt haben. Lange galt, wenn auch mit wachsenden Einschränkungen, das alte Gesetz von den zwei Lagern: In Gestalt von Union und SPD gab es zwei sogenannte Volksparteien; die eine irgendwie konservativ mit halbbrechten Einsprengseln; die andere irgendwie links mit der immer wieder aufflackernden Sehnsucht, eigentlich

mehr links sein zu wollen. Noch bis 2005 war die Situation klar: Sowohl SPD als auch CDU/CSU lagen, mit Ausnahme der sehr frühen westdeutschen Jahre, jeweils deutlich über 30 Prozent. Wer die Regierung führte, entschied sich letztlich daran, mit wie vielen Prozentpunkten Union oder SPD jenseits der 35-Prozent-Marke einliefen. Tempi passati.

Mit der Wahl 2009 begann für die SPD eine Entwicklung, die ihr 2017 nur noch wenig

01 Im Zeichen der Raute: Die Kanzlerin hat ihren Zenit überschritten.

02 Baustelle CDU: Seit Angela Merkel die Christdemokratie führt, hat sich diese verändert wie noch nie zuvor in ihrer Geschichte.

über 20 Prozent bundesweit bescherte. Sie fiel und fiel, übrigens unabhängig davon, ob sie vorher in einer großen Koalition (2005 und 2013) oder in der Opposition (2009) war. Auch die Union verlor seit 2005 deutlich; die Ausnahme bildete die Wahl von 2013, was mit der Sondersituation einer seinerzeit noch sehr starken Kanzlerin, einer gleichbleibend absteigenden SPD und einer durch die weniger erfolgreiche Regierungsbeteiligung diskreditierten FDP zu erklären war. 2017 wiederum war für die Union eindeutig ein Menetekel: Mit knapp 33 Prozent landete sie ungefähr da, wo der Abstieg der SPD 2005 begann. Die Kanzlerin hat ihren Zenit überschritten, das Führungspersonal der CDU ist blass, die CSU hat sich selbst in die Krise manövriert. Der Union könnte nun das Schicksal der SPD nach

Fotos: Michael Kappeler/DPA, Matthias Schrader/AP

Schröder drohen. Die SPD ist eigentlich keine Volkspartei mehr; die Union läuft Gefahr, diesen Charakter zu verlieren – und das nicht nur im Osten der Republik.

In diesem Sinne gehören Union und SPD jetzt zum selben Lager – nämlich zum Lager der schwindenden Volksparteien. Diesem Lager wiederum stehen die anderen gegenüber. Die anderen sind jene Ungefähr-Zehn-Prozent-Parteien, deren Wählerschaft zum Teil davon motiviert wird, dass sie nicht (mehr) SPD wählen will (das trifft vor allem auf Grüne und Linke, zum Teil auch auf die AfD zu) oder nicht mehr die Union (FDP und AfD, zum Teil auch Grüne). Je schwächer die einst Großen sind, desto stärker werden diese Kleinen. Das Paradebeispiel dafür war in diesem Jahr die AfD. Sie ist eine von vielen Merkmalen her

Die neue deutsche Ungewissheit
ist Thema des Jahres in diesem Rückblick auf 2017: Alte Gewissheiten schwinden, das Land wirkt plötzlich verunsichert.

klassische Protestpartei mit einem regionalen Schwerpunkt im Osten, wo sie mehr Wähler findet als im Westen. Dies erinnert übrigens an die frühen Jahre der PDS.

Wenn man von regionalen Besonderheiten spricht, fällt einem die CSU ein. An ihrem Schicksal lässt sich ablesen, wie ungewiss scheinbare Gewissheiten geworden sind. Die CSU ist in Bayern, und ausschließlich dort, eine wirkliche Volkspartei. 2017 nun stürzte sie bei der Bundestagswahl auf 38,8 Prozent ab. In anderen Bundesländern wäre dies für die CDU ein sehr gutes Ergebnis. In Bayern aber ist für die CSU alles schlecht, was unterhalb der absoluten Mehrheit liegt, und ganz miserabel, hundsmiserabel sind 38 Prozent. Wer an der Spitze von Staatsregierung und Partei ein solches Ergebnis zu verantworten hat, dessen Tage sind gezählt – Horst Seehofer weiß das, Markus Söder auch; Edmund Stoiber und Günther Beckstein haben es zu spüren bekommen.

Die CSU war in Bayern immer eine große Koalition innerhalb einer Partei, sie zog sehr Konservative genauso an wie liberales Bürgertum, technische Intelligenz, Handwerker oder traditionsverwurzelte Leute auf dem Land. Das hat sich nun offenbar geändert. Den Protestwählern gegen Merkel und die Migrationspolitik war die CSU nicht glaubwürdig genug. Deswegen erzielte die AfD in Bayern zwölf Prozent. Andererseits sahen die eher liberalen Wähler die CSU auf dem Weg nach zu weit rechts, weswegen die FDP bei zehn Prozent landete. Den einen war die CSU zu liberal, den anderen zu rechts. In jedem Fall hat sie 2017 ihren Nimbus als die eigentliche bayerische Staatspartei verloren.

Die SPD übrigens konnte im Freistaat davon nicht nur nicht profitieren, sondern sie liegt jetzt nur noch drei Prozentpunkte vor der AfD. Die so traditionsreiche Sozialdemokratie in Bayern scheint zum Fall ohne Hoffnung zu werden. Bei den Genossen im benachbarten Baden-Württemberg ist es übrigens nicht wesentlich anders. Hier passiert auf Landesebene Ähnliches wie im Bund: Die SPD wan-



03

delt sich von der Volkspartei zur größeren Kleinpartei.

Zweifelsohne gehört der Streit über die Flüchtlingspolitik zu den großen deutschen Debatten der Nachkriegszeit, vergleichbar mit den westdeutschen Kontroversen etwa über die Wiederbewaffnung in den Fünfzigerjahren oder über Atomraketen und Kernkraftwerke Ende der Siebzigerjahre (Die Nukleardebatte trug entscheidend zur Etablierung der Grünen als Partei bei). Ob der Migrations- und Asyldebatte jene Sprengkraft innewohnt wie der 68er-Bewegung, ist ungewiss. Sicher jedoch ist, dass ihre Wirkung immens ist, auch weil sie sich zu einer Auseinandersetzung über sehr grundsätzliche deutsche Dinge ausgeweitet hat: Zerfällt unsere Gesellschaft in Abgehängte und Etablierte? Spült ein angeblicher Mainstream, der von „den“ Eliten oder mindestens einer eher wohlhabenden Schicht von irgendwie Herrschenden kontrolliert wird, die Sorgen „des“ Volkes davon? Was heißt es, heutzutage „deutsch“ zu sein? Ist das Land immer noch (oder wieder aufs Neue) geteilt nach Besitz,

Wohlstand und nahezu geografisch-zeitgeschichtlich bedingter Benachteiligung? Erfährt nationalistisches Gedankengut, erfahren sogar völkisch-reaktionäre Ideen durch die AfD und manche ihrer Sympathisanten Auftrieb, gar Wiederauferstehung?

Seitdem Angela Merkel die CDU führt, hat sich diese Partei so sehr verändert wie nie zuvor in ihrer Geschichte. Nun liegt dies nicht allein an Merkel, sondern in erster Linie daran, wie sehr sich Leben, Zusammenleben und Kommunizieren in unserer Gesellschaft verändert haben. Dieser Wandel drückt sich in sehr unterschiedlichen Dingen aus; das reicht von der Allgegenwart des Mobiltelefons in Leben, Beruf und Partnerschaft über das allmähliche Absterben herkömmlicher Strukturen auf dem Land bis zum Misstrauen gegen viele Institutionen, die lange als selbstverständliche Tragpfeiler der Gesellschaft galten. In einer solchen Situation der allgegenwärtigen Disruption, wie das Modewort heißt, tut sich eine konservative Partei besonders schwer. Viele Menschen, zumal die wachsende Zahl der Älterwerdenden, erwarten

wenn nicht einen Stopp dieser Entwicklung, so doch eine Verlangsamung, ein Innehalten. Platt ausgedrückt: Wer im Büro oder in der Firma der dauernden Veränderung ausgesetzt ist (Stichwort: Digitalisierung), wer dann mit seinem Stinke-Diesel 30 Kilometer von der Innenstadt nach Hause pendelt, wer nichts mehr schnell beim Metzger einkaufen kann, weil es den im ehemaligen Dorf, das eine Ansammlung von Schlaf-Eigenheimen geworden ist, nicht mehr gibt, der möchte vielleicht doch, wieder ein Modewort, Entschleunigung bei all den Veränderungen.

Der Aufstieg der AfD ist auch eine Antwort auf diese stetige Veränderung, zumal da nicht wenige Menschen Einflüsse von außen, von Fremden, als wichtige Gründe der disruptiv empfundenen Veränderungen sehen. Eine Partei des Zuschnitts der Merkel-CDU möchte diese Veränderung mitgestalten; das aber ist manchen Menschen, die so viel Veränderung nicht wollen, zu viel. Und möglicherweise erklärt dies auch einen Teil der Misere der SPD: Zum Grundverständnis der Sozialdemokratie gehörte immer das Vorantreiben

Fotos: FrankHeermann/Imago, Christian Charisius/DPA, Ralf Hirschberger/DPA

der Veränderung. Gerade weil die Gesellschaft ohnehin einer so starken Veränderung unterworfen ist, mag dies nicht dafür sprechen, dass man massenhaft eine Partei wählt, die noch mehr Veränderung will. Die Kategorien der Disruption und der Disruptionsvermeidung sollten vielleicht im Flügelstreit der SPD zwischen Linken und Pragmatikern in der nächsten Zeit eine größere Rolle spielen. Mutmaßlich wird auch in Deutschland geschehen, was in etlichen unserer Nachbarländer schon geschehen ist: Durch die Zunahme der in den Parlamenten vertretenen Parteien einerseits und die Schrumpfung der einst großen Parteien andererseits wird es in den Ländern und im Bund nach einer Wahl häufiger keine klaren Verhältnisse geben. Diese Problemlagen werden nicht unbedingt dadurch aufgelöst werden können, dass man dann eben keine Zweierbündnisse, sondern jeweils und mehr oder weniger locker Dreier- oder Viererkoalitionen schließt.

Die Parteien nämlich, zumal die kleineren, werden nur dann relevante Stimmanteile bekommen, wenn sie sich sehr deutlich voneinander unterscheiden. Wenn das alte Lagerdenken („ich wähle Union oder SPD, ich wähle eher links oder eher rechte Mitte“) weiter

abnimmt, dann müssen gerade die Zehn-Prozent-Parteien Vorschläge machen, die sich substanzvoll nicht nur voneinander, sondern auch von den Programmen der schwindenden Volksparteien unterscheiden. Und das wiederum bedeutet stärkeren Wettbewerb vor der Wahl, aber auch geringere Kompromissmöglichkeiten nach der Wahl.

Eine Partei, die vor der Wahl mit starken Positionen punkten will, kann diese Positionen nicht nach der Wahl zugunsten einer stabilen Regierung aufgeben. Dann nämlich verliert sie an Glaubwürdigkeit und muss die Fünf-Prozent-Hürde fürchten.

In Belgien hat die Regierungsbildung vier Monate gedauert, in den Niederlanden waren es sieben. Das müssen keine Vorbilder für die Bundesrepublik sein. Aber man darf eben auch keine schnelle Regierungsbildung erwarten nach einer Wahl, die sieben Parteien (wenn man die CSU als halbwegs eigenständig begreift, was sie will) in den Bundestag gebracht hat. Vor langer Zeit, im alten, stabilen Drei-Parteien-System Westdeutschlands nannte man die FDP gerne das Zünglein an der Waage, weil sie mal hin zur Union und mal hin zur SPD ausschlug. Heute, so scheint es, gibt es viele Zünglein, aber keine Waage mehr.

04



05



03 CSU-Wahlkampfevent auf dem Münchner Olympiaberg: Trotz Böllerschüssen und „Bayernplan“ fiel die Partei tief.

04 Herbstfarben: Kurz, sehr kurz war der Höhenflug der SPD im Wahlkampf.

05 Nur sechste Kraft: Die Grünen stehen vor großen Zukunftsfragen.



EINE GEWINNERIN, DIE VERLOREN HAT

ANGELA MERKEL Zum vierten Mal macht sie die Union zur stärksten Kraft im Bundestag. Aber wer dankt der Kanzlerin? Von Nico Fried

01 Überlebensgroß: Angela Merkel auf einem Wahlplakat an der A 9 bei Hermsdorf.

02 Voll muttviert? Die CDU gibt sich Mühe, bei Merkels Auftritt am Wahlabend Feierlaune zu verbreiten.

01

Am Mittag des 25. September steht Angela Merkel in der CDU-Zentrale und versteht die Welt nicht mehr so ganz. Die Kanzlerin ist müde, das ist nicht zu übersehen. Sie hat an diesem Montag die wohl anstrengendste Legislaturperiode ihrer zwölfjährigen Amtszeit hinter sich, mehrere Wochen Wahlkampf mit über 50 Kundgebungen und natürlich den Wahltag selbst. Sie sieht nicht aus wie eine strahlende Siegerin, das versucht sie auch gar nicht. Sie weiß, dass die Union kein tolles Wahlergebnis eingefahren hat. Aber dass sie gewonnen hat, das will sich Merkel dann doch nicht nehmen lassen. Die Union habe „den Regierungsauftrag“ erhalten, das ist ihr Schlüsselsatz.

Die Journalisten fragen anders. Es geht um die AfD, die erstmals in den Bundestag eingezogen ist, um die schweren Verluste der CDU und natürlich der CSU, um das schlech-

teste Ergebnis der Union in der Geschichte der Bundesrepublik. Und es geht um Merkels Verantwortung, um ihre Versäumnisse. Immer wieder. Als sie nach Fehlern im Wahlkampf gefragt wird, antwortet sie: „Ich kann nicht erkennen, was wir jetzt anders machen müssten.“ Sie meint nur die konkrete Wahlkampfstrategie, aber sie drückt das missver-

Ein verhängnisvoller Satz, der sie als politischen Sturkopf erscheinen lässt

ständig aus. So, wie sie ihn sagt, muss man den Satz auch als Ausdruck politischer Sturheit interpretieren. Merkel ist jetzt die Frau, die behauptet, sie habe nichts falsch gemacht.

Es gibt eine beachtliche Distanz zwischen Merkels Erleben dieser Bundestagswahl und der öffentlichen Wahrnehmung. Die Kanzlerin ist stolz darauf, dass die Union mit ihr als

Spitzenkandidatin zum vierten Mal stärkste Fraktion geworden ist. Das hat vor ihr nur Helmut Kohl geschafft. Die Kommentare aber beschreiben den Anfang vom Ende dieser Kanzlerin. Merkel misst das Ergebnis an ihrer Lage nach der Flüchtlingskrise, nach mehreren verlorenen Landtagswahlen, nach dem ewigen Streit mit der CSU. Ihre Kritiker hingegen vergleichen das Ergebnis mit den Prognosen wenige Wochen vor der Wahl und mit dem Spitzenergebnis 2013.

Vielleicht liegt die Ursache dieser Diskrepanz am Ende von Merkels vierter Kandidatur in deren Anfang. Merkel hatte lange überlegt, ob sie noch einmal antreten sollte, aber die wenigsten haben ihr dieses Hadern abgenommen. Es war bemerkenswert, dass viele, die Merkel oft für ihr Zögern gescholten hatten, ihr ausgerechnet das Zaudern über die eigene Zukunft nicht glaubten. Mit ihrer abermaligen Kandidatur gab sie vermeintlich denen recht, die immer gesagt hatten, sie könne

von der Macht nicht lassen. Merkels Auftritte waren jedoch von Anfang an nicht besonders kraftvoll. Ihre Unsicherheit legte sie in geradezu fahrlässiger Weise offen, als sie auf dem CDU-Parteitag in Essen die Parteifreunde fast anflehte: „Ihr müsst mir helfen.“

Die Geschlossenheit der Union, aber auch der CDU alleine, war brüchig, der Konflikt um die Flüchtlingspolitik unvergessen. Selbst da, wo Einigkeit suggeriert wurde, war die Union gespalten: Das Bekenntnis im gemeinsamen Wahlprogramm, man habe aus den Ereignissen im Jahr 2015 gelernt, bezog sich bei Merkel vor allem auf die Zeit vorher und das europäische Versagen in der Flüchtlingspolitik. In der CSU und Teilen der CDU war hingegen die zeitweise unkontrollierte Aufnahme von fast einer Million Flüchtlingen gemeint. Der Unterschied wurde weggeschwiegen.

Die Fehler der SPD und ihres Kandidaten Martin Schulz sowie der knappe Sieg der CDU bei den Landtagswahlen im Saarland, der

überraschende Erfolg in Schleswig-Holstein und der sensationelle Machtwechsel von Rot-Grün zu Schwarz-Gelb in Nordrhein-Westfalen verhalfen der Union im Bund zu einem Stimmungsumschwung. Während Landtagswahlkämpfer normalerweise Rückenwind aus dem Bund erhoffen, war es für Merkel andersrum. Wenige Wochen vor der Wahl galt sie als sichere Siegerin. Etwas Schlimmeres konnte ihr nicht passieren.

Die Vorentscheidung in der Kanzlerfrage half den kleinen Parteien, im Kampf um Platz drei zu mobilisieren. Die Wahlgewinnerin stand am Ende als Verliererin da. Merkel, so sah es nach der Wahl aus, dürfte dennoch ein viertes Mal Kanzlerin werden. Die Jamaika-Koalition wäre dann ein neuer Anfang, dessen Ende völlig offen ist. Noch sind Merkel und die Deutschen nicht fertig miteinander.

Nico Fried leitet das Parlamentsbüro der Süddeutschen Zeitung in Berlin.



02



Hoffnungsträger aus Pappe: Vor dem SPD-Parteitag in Dortmund

SCHULZ OHNE EFFEKT

SPD Für einen Augenblick nur war der Herausforderer das, was seine Partei so gerne wäre: eine realistische Alternative. Dann begann der Abstieg. Von Christoph Hickmann

Aus sozialdemokratischer Sicht mag es absurd klingen, geradezu nach Hohn – und trotzdem nimmt die SPD aus diesem Jahr neben vier Wahlniederlagen (und, siehe Niedersachsen, einem Wahlsieg), neben Zweifel, Hader und Zukunftsangst etwas Wertvolles mit: die Erkenntnis, dass sie noch gebraucht und sogar gewollt werden könnte. Eigentlich.

Es fällt nicht ganz leicht, das nach dem Absturz auf 20,5 Prozent zu erkennen. Und doch lohnt es sich, noch mal ein paar Schritte zurückzutreten und nicht nur in den Blick zu nehmen, wie der Wahlkampf für die Sozialdemokraten endete. Sondern auch, wie er begann: mit einer Euphorie, einem regelrechten Hype um den Kanzlerkandidaten Martin Schulz – und eben mit der offenkundigen Sehnsucht der Wähler nach einer Alternative. Solange die SPD und ihr Kandidat wie eine solche Alternative aussahen, solange flog ihnen die Zustimmung zu. Plötzlich machten sich die Genossen nicht mehr lächerlich, wenn sie verkündeten, demnächst den Kanzler zu stellen. Plötzlich sah es aus, als sei Angela Merkel schlagbar. Dann begann der Abstieg.

Was mit Martin Schulz in diesem Wahljahr geschah, ist in der bundesdeutschen Wahlkampfgeschichte ohne Beispiel. Er übernahm die Rolle des Kanzlerkandidaten, als die SPD bei knapp über 20 Prozent stand, stieg zum sozialdemokratischen Messias auf und landete am Ende bei knapp über 20 Prozent. Was das mit ihm und seinem Gefühls Haushalt machte, war später in der langen Reportage eines *Spiegel*-Journalisten nachzulesen, dem Schulz im Angesicht des bevorstehenden Sieges für ein halbes Jahr Zugang zu

seinem innersten Kreis zugesagt hatte. Bei allen emotionalen Ausschlägen, die dadurch öffentlich wurden, bleibt erstaunlich, dass Schulz an dem Auf und Ab samt innerparteilichen Machtkämpfen nicht zerbrochen ist. Im Gegensatz zu Vorgänger Peer Steinbrück, der seinen Kritikern kurz vor der Wahl 2013 den Stinkefinger entgegenreckte, wahrte er bis zum Schluss die Form, zumindest einigermaßen und angesichts der Umstände.

Und vielleicht war es genau diese Erkenntnis, aus der Schulz die Kraft zog, auch dann immer weiterzumachen, als sein Satz, er wolle Kanzler werden, längst hohlklang: dass die SPD eben, anders als man nach dieser historischen Niederlage meinen sollte, nicht am Ende ist, kurz vor der Selbstabschaffung oder schlicht überflüssig. Sondern dass sie irgendwann auch mal wieder gewinnen könnte. Womöglich waren es die rauschhaften Wochen zu Beginn des Jahres, von denen Schulz gezehrt hat, als es zum Ende hin immer mühseliger wurde – bis hin zum Wahlabend, als sich alle fragten, ob er die Konsequenz ziehen und den Weg frei machen würde. Stattdessen verkündete er unter dem Jubel der Anhänger, dass die SPD in die Opposition gehen werde und er selbst Vorsitzender bleiben wolle.

Bleibt allerdings die Frage, wie die SPD wieder das verkörpern könnte, was die Wähler offenkundig zu Beginn des Jahres 2017 in ihr gesehen haben, zumindest kurzzeitig: eine Alternative. Doch auch da standen die Genossen, wie in den Umfragen, am Ende des Jahres ungefähr so da wie zu seinem Beginn: ohne wirkliche Idee.

Christoph Hickmann ist Redakteur im Parlamentsbüro der *Süddeutschen Zeitung*.

Söder, der Herausforderer

Es gibt Parteifreunde, die werfen Markus Söder Feigheit vor, weil er nur auf Nummer sicher gehe. In diesem Fall aber wählte der bayerische Finanzminister das volle Risiko. Es war Januar 2017, Söder feierte mit der Landtagsfraktion seinen 50. Geburtstag, und trotz aller Warnungen ließ er den gefürchtetsten Laudator sprechen, den die CSU kennt: Parteichef Horst Seehofer. Wie immer habe seine Staatskanzlei eine Rede vorbereitet, erklärte der Ministerpräsident feierlich. Die aber sei „so humorvoll und hinter sinnig, dass ich sie nicht verwende“. Lieber dankte Seehofer Söders Frau: „Ich bilde mir ein, dass ich den Markus besonders gut kenne, und deshalb haben Sie heute eine besondere Anerkennung verdient.“ Selbst in der an Hinterfotzigkeiten reichen CSU-Geschichte war dies ein Moment, der in Erinnerung bleibt.

Seehofer gegen Söder, Söder gegen Seehofer: Das Duell hält die CSU seit Jahren in Atem. Im Spätherbst 2017 sieht es so aus, als stehe es vor der finalen Entscheidung – mit Chancen wie nie für den Herausforderer aus Franken. Seine Anhänger halten ihn für den Einzigen, der die AfD zurückdrängen und die Parteibasis neu motivieren kann. Nur Söder bringe nach der missratenen Bundestagswahl mit mehr als zehn Prozentpunkten Verlust die Glaubwürdigkeit zurück, mit der die CSU ihre absolute Mehrheit in Bayern zu verteidigen vermag. Seine Gegner sehen in ihm einen Scharfmacher. Sie werfen ihm vor, er schrecke gemäßigte Wähler ab und spalte das Land. Eine Alleinregierung mit Söder? Unvorstellbar!

In Seehofers Choreografie war eine Hauptrolle für Söder nie vorgesehen. Die Abneigung der beiden übertrifft alles, was es in der diesbezüglich wenig zimperlichen CSU jemals gegeben hat. Woher sie rührt, darüber gibt es nur Spekulationen, die tief ins Persönliche führen. Söder soll an unschönen privaten Gerüchten über Seehofer beteiligt gewesen sein, etwa, als bekannt wurde, dass Seehofer ein uneheliches Kind hat. Bestätigt ist eine Söder-Intrige nicht. Seehofer hat trotzdem zum Ausdruck gebracht, was er von Söders Charakter hält: nichts. Dabei sind sich die beiden in ihrem Machtinstinkt ähnlicher, als sie zugeben wollen.

Im Frühjahr schien Seehofer sein Ziel erreicht zu haben: Vom Rat der CSU-Weisen, bestehend aus Vorgängern wie Edmund Stoiber, Theo Waigel und Erwin Huber, ließ er sich bestätigen, nur er könne die Partei geschlossen in die Landtagswahl 2018 führen. Söder schrumpfte da kurz zur Randfigur im bayerischen Weltentheater. Er versicherte Seehofer so betont demütig seiner „ehrlichen Unterstützung“, dass sich die Frage aufdrängte, ob auch eine unehrliche existiert. Im Sommer sagte Seehofer zu Söder: „Ich weiß, was du kannst – und ich weiß, was du willst.“ Söder will nur eines: Ministerpräsident werden. Nach der Bundestagswahl schien er nah dran zu sein am Ziel, die Kritik an Seehofer wurde immer lauter. Nie war die CSU so gespalten wie nach dieser Wahl. *Wolfgang Wittl*



Fotos: Sascha Schaeffmann/APP, Daniel Karmann/DPA, Omer Messinger/Getty

01

Lindner, der Solist

So nah sind Lust und Last in der Politik selten zusammengekommen. Entsprechend vielgesichtig konnte man Christian Lindner nach der Wahlnacht erleben. Der Mann, der die Wiederauferstehung der FDP ermöglicht hat, zeigt seit dem 24. September, wie schwankend es einem gehen kann, mit so einer Geschichte. Einer Geschichte vom Absturz und Wiederaufstieg einer Partei, von



02

Freude und von schwerer Verantwortung. Man erlebte einen Christian Lindner, der mal cool war, mal angespannt wirkte, dann wieder übertrieben aggressiv auftrat und am Ende lächelte, als sei nichts gewesen. Für einen PR-Experten wie ihn sind das viele Teile einer Taktik, die da heißt: Ich kann alles. Eine gewisse Unsicherheit aber vermochte er nicht mehr zu verstecken, nachdem ihn die Wahl in Gespräche über ein Jamaika-Bündnis gezwungen hatte, die schwersten Koalitionsgespräche der jüngeren FDP-Geschichte. Und so wurde aus einem großen Sieg eine große Aufgabe. Da kann einem der Jubel schon mal bitter aufstoßen.

Als der 38-Jährige die Partei im Dezember 2013 übernahm, lag sie am Boden. Die Wähler hatten sie aus dem Bundestag befördert. Und im November 2014 waren die Umfragewerte so mies, dass sie gar nicht mehr gemessen werden konnten. Dann freilich engagierte der FDP-Chef eine Berliner Werbeagentur – und ab da wurde es besser. Wie noch keiner vorher hat er die Partei auf sich ausgerichtet. Frech, provokant, in ungekannter Weise mit den sozialen Medien spielend. Die Rückkehr der FDP – das ist ein Triumph, den ihm niemand nehmen kann. Egal, was noch kommt. *Stefan Braun*

01 Ein Rocker: Markus Söder in Nürnberg

02 Ein Dressman: Christian Lindner in Hamburg

Das aufgewühlte Land

Die Bundestagswahl vom 24. September 2017 in Zahlen: Die Verluste der Volksparteien und der Einzug der AfD in den Deutschen Bundestag haben die alte Machtbalance verschoben. Die Regierungsbildung gestaltet sich zäh.

Bundestagswahl 2017: Endgültiges Ergebnis

Bei einer Wahlbeteiligung von 76,2 Prozent (2013: 71,5 Prozent) haben die Parteien folgende Anteile aller gültigen Zweitstimmen erhalten. Insgesamt waren 61 688 485 Bürger wahlberechtigt.



Quelle: Bundeswahlleiter

CDU/CSU

Angela Merkel und Horst Seehofer: Ein Sieg, der von der Niederlage kaum zu unterscheiden ist.



SPD

Im tiefen Tal: Martin Schulz und seine Partei flüchteten in die Opposition.



AfD

Kaum erfolgreich, schon gespalten: Frauke Petry (2. v. r.) wird nicht der Fraktion angehören.



Bundestagswahl in Bayern

38,8 Prozent: Was anderswo ein Grund zum Feiern wäre, löst bei der sieggewohnten CSU Trübsal aus.



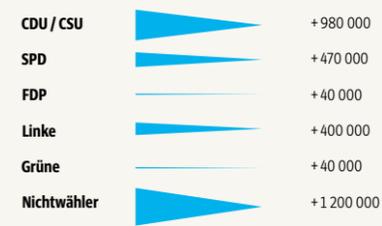
Wahlberechtigte: 9 522 371

Wahlbeteiligung: 78,1%

Quelle: Bundeswahlleiter

AfD: Wählerwanderung

Aus welchem Lager die meisten Stimmen für die Rechtspopulisten stammen:



AfD: 5,9 Millionen Stimmen

Quelle: Infratest/dimap für die AfD

FDP

Sie sind wieder da: Unter Christian Lindner (rechts) schafften die Liberalen das Comeback.

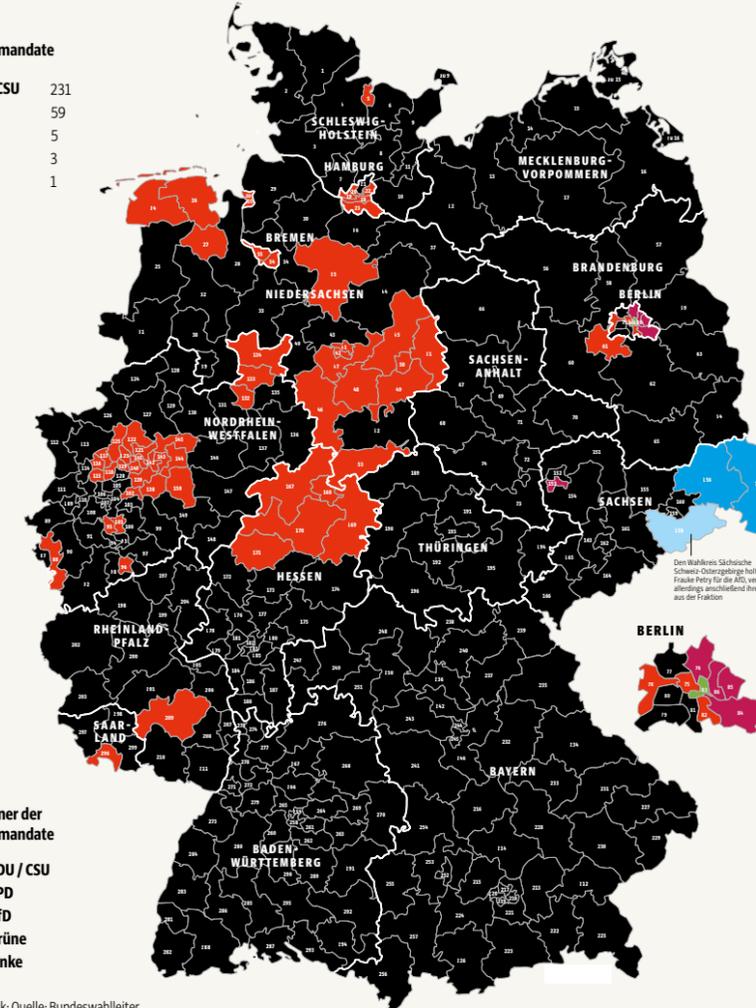


Hochburgen der Parteien

Nur nach Direktmandaten gezählt, wäre die Union die große Siegerin. Die SPD gewann ihre Hochburgen, die kleineren Parteien brachten per Erststimme einige Kandidaten durch.

Direktmandate

CDU / CSU	231
SPD	59
Linke	5
AfD	3
Grüne	1



SZ-Grafik; Quelle: Bundeswahlleiter

Grafiken: SZ-Grafik, Matthias Schrader/AP, Maja Hitz/Getty, Michael Kappeler/dpa, Maurizio Gambarini/dpa, Soeren Stache/dpa, Britta Pedersen/dpa

Torsten Pöttsch, der Oberbürgermeister, hält in seinem Dienstzimmer ein kleines Referat für seinen Gast. Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft der Stadt Weißwasser. Zur Einstimmung wirft er mit einem Beamer ein paar Zitate an die Wand, sie stammen aus Texten, die in großen Zeitungen gleich nach der Wende über Weißwasser erschienen. Rentnerstadt, sterbende Stadt, Stadt der Verlierer, liest man da. Zuletzt: „Ankunft in der Katastrophe“. Das, sagt Torsten Pöttsch grinsend, sei ein Titel aus der *Süddeutschen Zeitung*. „Und damit herzlich willkommen in Weißwasser!“

Unmöglich, diesen Ort nicht zu mögen, der, scheinbar dem Tode geweiht, beachtliches Leben entfaltet. Die Einwohnerschaft ist zwar um die Hälfte geschrumpft, in der einstmaligsten Stadt der DDR geht es nun darum, Platz für Rollatoren zu schaffen. Und doch werden gleichzeitig die Kita-Plätze knapp, denn immer mehr junge Leute kehren zurück. Dass es nach dem Untergang der Glasindustrie und trotz der Krise im Kohlebergbau wieder aufwärts geht in Wirtschaft und Kultur, ist nicht zuletzt Oberbürgermeister Pöttsch zu verdanken, einem Mann Mitte 40 mit wilder Lockenmähne. Er packt an allen Baustellen selbst an, egal, ob es darum geht, eine alte Glasfabrik für kulturelle Zwecke umzubauen, öffentliche Anlagen vom Müll zu säubern, Jobs zu vermitteln oder Geld zu beschaffen für die Lausitzer Füchse, den Eishockey-Zweitligisten, der der ganzen Region gibt, was sie am dringendsten benötigt: Stolz. Warum bei der Bundestagswahl in Weißwasser trotzdem fast 30 Prozent für die AfD gestimmt haben?

Als Angehöriger einer Wählervereinigung namens „Klartext“ kann Torsten Pöttsch sich den Satz leisten, dass manche Leute es sich sehr bequem machen in ihrem Wende-Frust und „den Arsch nicht hochkriegen“. Andererseits fordert er nun Investitionen für den Osten Sachsens. Neue Straßen, schnelles Internet, neue Jobs. „So kann das ja nicht weitergehen“, sagt Torsten Pöttsch. Der Tagebau frisst sich wenige Hundert Meter an Weißwasservorbei, das Kraftwerk Boxberg erhebt sich in zwei Kilometern Entfernung. Sollte eine Jamaika-Regierung den Kohleausstieg in der Lausitz beschließen, um das Weltklima zu retten, könnte das der AfD Arbeitslose in Scharen zutreiben.

Die AfD hat bei der Bundestagswahl Erfolge überall in Deutschland gefeiert und

quer durch alle soziale Schichten. Nirgendwo aber ist sie so stark wie in den neuen Bundesländern, und am stärksten in Sachsen, wo sie mit 27 Prozent der Stimmen zur stärksten Kraft aufstieg. In den drei Wahlkreisen Sächsische Schweiz-Osterzgebirge, Bautzen und Görlitz, zu dem Weißwasser gehört, hat sie der CDU sogar die Direktmandate abgejagt. Auf der politischen Landkarte erscheint diese Region an der Grenze zu Tschechien und Polen nun in den AfD-Farben als blauer Fleck. Als Grenzland der deutschen Demokratie.

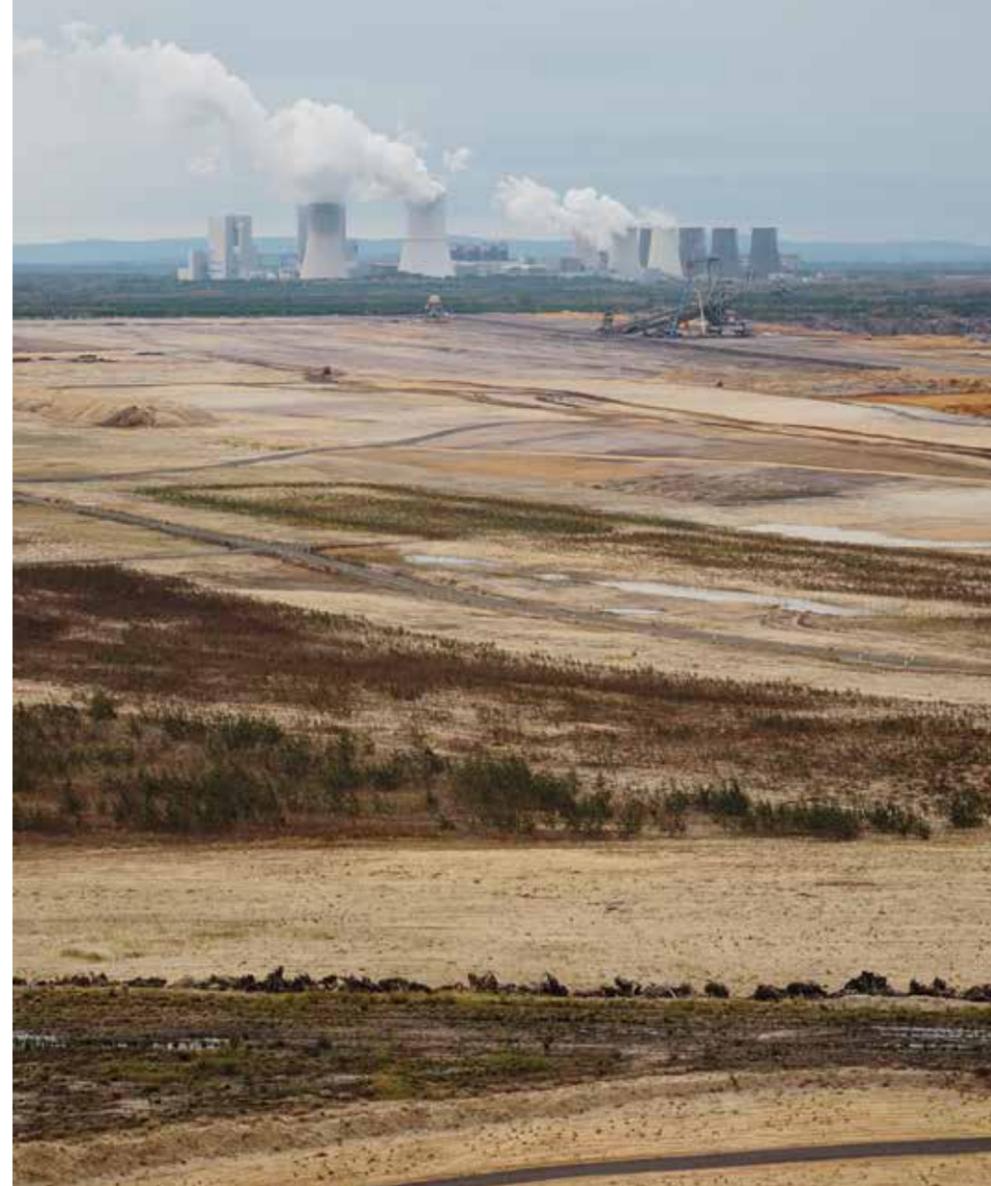
Mit großer Wucht hat die AfD ihre Politik unters Volk gebracht, auf das flache Land, auf die Straße. Es gab jede Menge Bürgerbüros, Infostände, Reden, Versammlungen, Plakate, Flyer. Und die Partei trommelt weiter, massiv unterstützt von den Unternehmern des Landes. Dass die CDU ihren Ministerpräsidenten Stanislaw Tillich durch Michael Kretschmer ersetzt, zeigt: Die Lage ist ernst, zwei Jahre vor der Landtagswahl. Die erste von der AfD ge-

GRENZLAND DER DEMOKRATIE

SACHSEN Wie konnte die AfD zur stärksten Kraft aufsteigen? Erkundungen in der Lausitz, wo das Pegida-Feuer sich sogar in Kirchen ausbreitet. Von Josef Kelnberger



Josef Kelnberger ist politischer Korrespondent der *Süddeutschen Zeitung* für Baden-Württemberg. Aus touristischer Sicht kann er einen Abstecher in die Lausitz nur empfehlen: nette Leute, wunderbare Städte, tolle Landschaften.



fürte Landesregierung sei zum Greifen nah, sagt der Bundestagsabgeordnete Karsten Hilse beim Gespräch in einem Eiscafé in Bautzen. „Wir sind die neue Volkspartei.“

Karsten Hilse ist so etwas wie der Posterboy der sächsischen AfD. Er hat nach der Wende seinen Body in einem Fitnessstudio gestählt, als Model gearbeitet und die Wahl zum „Mister Brandenburg“ gewonnen. Er hat sich als Kabarettist und Journalist versucht. Er hat in einem Film von Quentin Tarantino mitgespielt, „Inglourious Basterds“, wenn auch nur als Statist. Extrem cool sah er aus, wie er in einer US-Uniform aus einem Fenster ballerte, bevor ein deutscher Scharfschütze ihn erledigte. Die Szene wurde in Görlitz gedreht. Seine kantigen Gesichtszüge, sagt Hilse grinsend, hätten ihn für die Schauspielerei prädestiniert. Mit 52 scheint der Polizeibeamte aus Hoyerswerda die Rolle seines Lebens gefunden zu haben. Er gewann das Direktmandat im Wahlkreis Bautzen. Sein An-

noch immer leben viele Menschen in der Lausitz von der Kohle. In Weißwasser und Umgebung gibt es die schlimmsten Befürchtungen. Werden noch mehr Menschen die AfD wählen, wenn die Bundesregierung den Kohleausstieg beschließt, um das Weltklima zu retten?

spruch, da muss der Reporter jetzt ganz tapfer sein: die deutsche Demokratie retten. Die Menschen im Osten seien 1989 für ihre Freiheit auf die Straße gegangen, sagt Hilse. Sie hätten feine Antennen dafür, wann die Demokratie in Gefahr sei. Warum die AfD sich hier derart aufplustern kann?

Der AfD-Abgeordnete Hilse spricht von der „Volksschuld“, die alle Deutschen stigmatisiere.

Die CDU-geführte Landesregierung sonnte sich in einem beachtlichen Wirtschaftswachstum und dem ausgeglichenen Haushalt, hat aber auf Kosten von Schulen und Polizei gespart. Das empörte vor allem die Leute auf dem Land, die noch frustriert sind vom wirtschaftlichen Sturzflug nach der Wende. Schulstunden fallen aus, Lehrer-Quereinsteiger müssen die Lücken schließen. Die Polizei hat Mühe, die grenzüberschreitende Kriminalität einzudämmen. Unternehmern werden Lagerhallen leer geräumt, Viehherden über Nacht weggekartet. Es gibt Autodiebstähle, Wohnungseinbrüche. So konnte die AfD Ressentiments schüren gegen Ausländer und gegen den Islam, und auch gegen das angebliche Establishment im Bundestag, das in der Flüchtlingsfrage Volkes Willen als politisch „unkorrekt“ ignorierte. Das Motto lautete: Merkel weg, Grenzen dicht!

Karsten Hilse sagt, er habe „das Ohr an der Masse“. Er ist in der Neustadt von Hoyerswerda aufgewachsen, das Viertel wurde 1991 zum Inbegriff des ostdeutschen Rassismus, als Neonazis auf ausländische Arbeiter und Asylbewerber losgingen, unter dem Beifall von Anwohnern. Hilse stand als junger Polizist zwischen den Fronten. Als „Schock“ sind ihm diese Tage in Erinnerung, andererseits: Die Leute in der Neustadt seien überfordert gewesen von den vielen Ausländern.

Hilse hat all die Jahre als Streifenpolizist Dienst getan in Hoyerswerda, er weiß, was die Leute bewegt. Vor allem via Internet, sagt er, würden sie erfahren: Jeden Tag Messerstechereien, durchgeknallte Typen mit Machete, Vergewaltigungen im Westen Deutschlands. Frauen, die sich nicht mehr auf die Straße trauen. Zurückgekehrte West-Emigranten würden berichten, wie es in den Ballungszentren zugeht. „Die haben erlebt, wie sich die Gesellschaft durch ungebremste Zuwanderung verändert, und diese Veränderung will man hier nicht.“

In Sachsen gilt Karsten Hilse als gemäßigter AfD-Mann. Im Eiscafé verteidigt er nun aber die berühmte Rede von Björn Höcke („Denkmal der Schande“). Eine Weile referiert er über den Begriff der „Volksschuld“, den die Linke den Deutschen aufladen wolle, und der das deutsche Volk stigmatisiere wie vor Jahrhunderten das jüdische. Im Übrigen ist Hilse bei Pegida in Dresden mitmarschiert. Er erzählt davon mit leuchtenden Augen.

Dieses nationalistisch-abendländische Glühen, von dem sich viele Sachsen wärmen lassen, geht über den Protest gegen Merkel hinaus und stellt die Grundlagen einer welt-offenen, toleranten Gesellschaft infrage. In

Nach der Wende fühlte man sich schäbig behandelt – und nun soll man Flüchtlingen helfen?

Bautzen hat kürzlich der stellvertretende Landrat, ein CDU-Mann, einen vormaligen NPD-Funktionär getroffen, um sich mit ihm über den Umgang mit Asylbewerbern auszutauschen. Der Antrag auf Abwahl des Mannes wurde abgelehnt. Die CDU im Land will nach rechts rücken und predigt „deutsche Werte“. Wer zieht hier Brandmauern ein?

Religion spielt kaum eine Rolle in Sachsen, und selbst wo sie eine Rolle spielt, geht ein Riss durch die Gemeinden. Pfarrer berichten, dass manche ihrer Schäfchen zu Pegida pilgern, als handle es sich um ein religiöses Erweckungserlebnis. Nehmen sie Flüchtlinge auf, gibt es oft Protest: Nach der Wende seien Arbeitslose vom Staat schäbig behandelt worden – und nun kümmere man sich um Flüchtlinge? Dass sich das Problem des Wende-frusts von Generation zu Generation verflüchtigt, darauf sollte man nicht bauen. Bei der U-18-Wahl, einer in ganz Deutschland durchgeführten Testwahl für Jugendliche unter 18 Jahren, lautete das Ergebnis im Wahlkreis Bautzen: 26 Prozent AfD, 8 Prozent NPD. Ist das Sachsens Zukunft?

Wer ehrliche Antworten sucht, ist bei Candy Winter an der richtigen Adresse, in Neukirch an der Lausitz, Kreis Bautzen. Die Sozialpädagogin, 37 Jahre alt, arbeitet bei einem Verein für Kinder- und Jugendhilfe, den „Valtenbergwichteln“, mobile Jugendarbeit ist ihr Schwerpunkt. Sie holt den Gast am Bahnhof ab und mit einem Strahlen im Gesicht, als würde die Sonne ein zweites Mal aufgehen. Ob die Lage nicht deprimierend sei? Nun, da die Zahlen auf dem Tisch sind, biete sich die



01



02



03

01 Stolz der Lausitz: die Füchse, Eishockey-Zweitligist aus Weißwasser

02 Immer im Gespräch: der AfD-Abgeordnete Karsten Hilse (rechts) aus Hoyerswerda

03 Jugendarbeit im Skaterpark: Sozialpädagogin Candy Winter in Neukirch/Lausitz

Gelegenheit, endlich die Ursachen zu bekämpfen, sagt sie. Die Liste ist lang.

Was Winter von ihren Jugendlichen häufig hört: *In der DDR hatten die Leute Arbeit, früher hat der Staat sich gekümmert!* Der Frust der Eltern überträgt sich auf die Kinder. Die weltoffenen Jugendlichen ziehen weg, jene, die zurückbleiben, haben kaum Gelegenheit, andere Kulturen kennenzulernen. NPD anzukreuzen, sei vielleicht auch ein Akt von Rebellion, sagt Candy Winter. Genau wie das Kreuz für die AfD bei vielen Erwachsenen ein Akt des Protests gewesen sei.

35 Prozent wählten in Neukirch die Rechtspopulisten, obwohl es dem 5000-Einwohner-Ort so schlecht nicht geht. Es gibt ausreichend Geschäfte und Vereine, die den Ort prägen. Die Arbeitslosigkeit hält sich in Grenzen, mit Flüchtlingen gibt es keine nennenswerten Probleme. Aber den Unmut der Leute könne sie zum Teil nachvollziehen, sagt Candy Winter. *Man hört uns nicht zu. Die machen doch eh, was sie wollen.* Solche Klagen hört sie immer wieder. Bundespolitik und Europapolitik seien weit entrückt, findet auch sie. Das ist schon mal eine Botschaft. Eine Frau, die nicht im Verdacht steht, AfD zu wählen, kann verstehen, warum Leute aus Protest AfD wählen.

Was tun, Frau Winter? Bloß keine Moralpredigten, erwidert sie, sondern Demokratie im Alltag erfahrbar machen. Aus den Valtenbergwichteln heraus hat sich die Idee entwickelt, im Ort einen kommunalen Jugendbeirat zu wählen. Zwei Jungs aus dem Beirat haben gerade in einem Zeitungsinterview gegen die rechten Tendenzen im Ort Stellung bezogen. So entsteht demokratische Kultur. Wenn Candy Winter einen Wunsch frei hätte: Der Staat sollte massiv Vereine und Lehrer finanzieren, die sich um Demokratiebildung kümmern. „Man muss das System der Demokratie mit seinen Möglichkeiten, aber auch seinen Verpflichtungen den Kindern und Jugendlichen von Anfang an nahebringen“, sagt Candy Winter, „man muss ihnen den Wert, in einem freien Land zu leben, erfahrbar machen.“

Für die politische Bildung der Erwachsenen gilt das Gleiche. Und die Zeit drängt.

Fotos: Christian Werner

INITIATIV BANK

Unsere Initiative: Kundennähe und Spezialkompetenz.

Als Spitzeninstitut für die rund 1.000 Genossenschaftsbanken in Deutschland fungiert die DZ BANK als Impulsgeber für die gesamte Genossenschaftliche FinanzGruppe Volksbanken Raiffeisenbanken. Zusammen verbinden wir regionale Kundennähe mit globaler Finanzmarktexpertise und bieten ein flächendeckendes Allfinanzangebot, sehr hohe Bonität und individuelle Lösungen für den Mittelstand. Alles rund um unsere Produkte erfahren Sie unter [dzbank.de](https://www.dzbank.de)


DZ BANK
 Die Initiativbank

AFD-WÄHLER

IHR HABT ES SO GEWOLLT

Die Beschwichtigungsexperten haben es immer wieder gesagt: Die Wähler sind nicht schuld. Sie sind auf keinen Fall zu kritisieren dafür, dass die rechtspopulistische AfD in den Bundestag eingezogen ist. Dafür, dass jetzt auch Verfassungsfeinde im Parlament sitzen. Man rügt den Wähler nicht. Wenn, dann rügt man die bösen Verführer oder die bösen Medien, die darüber berichten. Aber doch nicht die Männer und Frauen im Land, die – so die verbreitete Interpretation – nur ihrem Unmut Luft machen wollten. Die es doch gar nicht so gemeint haben. Es nicht so gemeint haben können. Politiker aller Parteien tätscheln da den Wählern den Kopf, als wären sie unmündige Kinder. Als wenn diese erwachsenen, geschäftsfähigen, wahlberechtigten Bürger etwas getan hätten, das man nicht ernst nehmen müsste. Ihre Wahlentscheidung wird weich gespült zum unbedachten Protest, zur spontanen Provokation. Ihr meint es doch gar nicht so.

Sie meinen es aber so. Es sind nicht nur junge, wilde Erstwähler, die da über die demokratischen Stränge geschlagen haben. Die AfD hat die meiste Zustimmung in der Generation der 35- bis 44-Jährigen. Und es sind auch nicht nur die Armen und Abgehängten. Die AfD hat gerade aus den Reihen von Besserverdienenden und Bessergebildeten Stimmen erhalten. Diese Wähler wussten genau, was sie mit der AfD bekommen würden. Selten wurde über eine Partei so ausführlich berichtet. Dass Björn Höcke das Holocaust-Denkmal ein „Denkmal der Schande“ nannte, dass Alexander Gauland wieder stolz auf die Leistungen deutscher Weltkriegssoldaten sein will und dass er die in Hamburg geborene und seit 50 Jahren hier lebende Integrationsministerin Aydan Özoğuz in Anatolien „entsorgen“ will. Das konnte man nicht überhören.

Die Wähler wussten also ganz genau, was sie da wählen. Aber, man muss diesen Schluss ziehen, es war ihnen egal. Im Gegenteil, ein Teil von ihnen wollte genau das haben: Grenzen zu, Mauern hoch, Deutschland den Deutschen. Aber auch die anderen nahmen die Nebenwirkungen der AfD billigend in Kauf: Sie wollten lustvoll bestrafen und ihre Wut ausleben. Dafür haben sie sogar darüber hinweggesehen, dass die AfD die EU und den Euro abschaffen will und keinen Plan für die Rente hat. Alles nicht wichtig vor lauter Wut.

Das alles nur mit Beschwichtigung zu beantworten, ist nichts anderes als weiße Salbe. Auf die Spitze hat es der frühere sächsische Ministerpräsident Kurt Biedenkopf getrieben. Gerade hatte die AfD bei der Bundestagswahl in Sachsen sogar die CDU überholt, da erklärte er, die Sachsen seien immun gegen Rechtsextremismus. Das ist Realitätsverweigerung, unglaublicher Paternalismus. Ressentiments gehen nicht dadurch weg, dass man sie nicht sehen will. Und der Wähler wird nicht klüger, indem man ihm einredet, er sei nur verführt. Der mündige Bürger hat ein Recht, auch als mündiger Wähler ernst genommen zu werden. *Annette Ramelsberger*

NEUE BUNDESLÄNDER

OH, OSTMANN

Dieses Jahr gab einem im Osten häufiger Gelegenheit, sich an ein altes Lied von Annette Humpe und den Prinzen zu erinnern. Das Lied heißt „Suleiman“ und es handelt davon, dass selbiger Suleiman, Kampfruf: Heyakahoa!, auf seiner Insel ein fremdes Schiff in Empfang nimmt, um dessen Ladung zu bestaunen. Filterzigaretten! Gebrauchte Pkw! Blaue Nietenhosen! Schon bald aber wird dem Suleiman das Materielle fad, er verscheucht die Fremden und ruft dem Dampfer hinterher: „Nu haue du ab, nu haue, nu haue du ab, mit dein' Gelumpe!“

Was nun hat dieses Lied mit dem Jahr 2017 zu tun? Zum einen waren es Art und Weise, in der die Bundeskanzlerin im Wahlkampf immer dann begrüßt wurde, wenn der Hubschrauber sie in der Nähe eines Marktplatzes im ostdeutschen Hinterland abgeladen hatte. Überall warteten schon wütende Männer auf saniertem Pflaster, vor oft sanierten Fassaden, und riefen: Hau ab! Hau ab! Zum weiteren waren es journalistische Beschreibungen des Ostens, nachdem der Osten nicht nur die Kanzlerin angebrüllt, sondern auch noch in beachtlichem Ausmaß AfD gewählt hatte. Der Suleiman musste seine Verkleidung ablegen und wurde als „der Ostmann“ benannt und pathologisiert. Der verbale Kolonialismus brach sich Bahn in etlichen Artikeln: Ostdeutsche Männer schrieben über „den Ostmann“ und betonten dabei zwischen den Zeilen, selbst zwar ostdeutscher Mann, jedoch kein Ostmann zu sein. Ebenso schrieben „Ostfrauen“ über „den Ostmann“, auch solche, die längst im Westen wohnen. Ehemalige DDR-Korrespondenten, britische Historiker, selbst Leute, die als Kind irgendwie mal mit den Eltern in die DDR gefahren waren; jeder durfte nun ran. Und nur selten kam im Schlepptau der Betroffenheit die Geringschätzung des Ostens zur Sprache. Man musste da kein ostdeutscher Ossi-Ostmann sein, um mehr als einmal zu denken: Nu haue ab du. *Cornelius Pollmer*

Heimat des typischen Ostmanns?
Im Hintergrund eine Stadtansicht von Jena

Frauke Petry wurde als das Gesicht ihrer Partei gefeiert. Sie galt als unverzichtbar für die AfD. Und es könnte ihr größter Fehler gewesen sein, dass sie selbst daran glaubte. Im Sommer 2015 hatte Petry sich in einem brutal geführten Machtkampf gegen den Parteigründer Bernd Lucke durchgesetzt. Zwei Jahre später ist auch sie gegangen, nach der Bundestagswahl, die für die 2013 gegründete Partei mit einem Ergebnis von 12,6 Prozent zum Triumph wurde. Politisch abgemeldet war Petry schon vorher, seit dem



AfD-Parteitag im April. Da war sie mit ihrem späten Versuch gescheitert, sich gegen den weiteren Rechtsruck der Partei zu stellen. Bemerkenswert war die Art, wie der Star ins Abseits rutschte. Es gab keinen Kampf. Die Basis ignorierte ihre Anträge, als wäre sie egal. Sie fand es wichtiger, ihr Wahlprogramm zu formulieren, die Ablehnung des Islam oder Ressentiments gegen Zuwanderer in Worte zu fassen.

Zwei Spitzenkandidaten wurden bestimmt und bejubelt, Alice Weidel und Alexander Gauland. Aber als Beobachter gewann man den Eindruck, dass es auch zwei andere hätten sein können, weil Persönlichkeiten dieser Partei nicht so wichtig sind. Sie eint etwas anderes.

In der AfD werden Fehden bemerkenswert fies ausgefochten. Sie zog seit 2014 in 13 Landtage ein, obwohl ihre Spitzenleute sich öffentlich mit Schmutz bewarfen, vor allem Schaufensterpolitik betrieben, sich

um Posten balgten; es sind Extremisten darunter. All das schadete ihr nicht und störte die Mitglieder weniger, als man es bei einer Partei erwarten sollte, die bürgerlich sein will. Die 28 000 Mitglieder und viele Anhänger verbindet vor allem ein gemeinsames Gefühl, das sich meist in Ablehnung ausdrückt, in Ressentiments, aber die Sehnsucht nach einer Lebenswelt widerspiegelt, die sie vor dem Untergang wahren, im Grunde schon verloren.

In den Worten ihres aktuell stärksten Mannes: „Wir wollen das Land bewahren, das wir von unseren Müttern und Vätern

Land für Flüchtlinge geöffnet und die CDU, die Partei Helmut Kohls, so massiv verändert und damit die bürgerliche Mitte unter Modernisierungsdruck gesetzt hat. Aber der Hauptgegner der AfD sind die Grünen und das Lebensgefühl, für das sie stehen. So hat es die Parteispitze im Strategiepapier 2017 formuliert: Die Grünen seien das Gegenprogramm zur AfD. Den größten Beifall bekommt ein Redner bei der AfD für eine Tirade gegen den „Gender-Wahn“.

Gepflegt und potenziert wird die Sorge, dass die eigene Kultur vom Untergang bedroht sei, in einer eigenen Medienwelt.

GEEINT NUR IM
RESSENTIMENT

AFD Ihre Spitzenleute leisten sich Schlammschlachten, die Partei rutscht immer weiter nach rechts: Nichts davon hat ihr geschadet. Über Stärke und Elend des deutschen Rechtspopulismus. Von Jens Schneider

erbt haben.“ Der Fraktionsvorsitzende Gauland und seine Parteifreunde verbinden damit ein Deutschland aus der Zeit vor der gesellschaftlichen Modernisierung der letzten Dekaden. Viele sind wirtschaftlich erfolgreich und fühlen sich doch an den Rand gedrängt mit ihrer Weltsicht, kulturell abgehängt. Es geht ihnen um ein Land mit klaren Regeln, die Sehnsucht nach einer Rückkehr der Landesgrenzen ist nur ein äußeres Zeichen. Männer und Frauen bewegen sich in dieser Welt in traditionellen Rollen, zumindest aber soll ihnen niemand vorschreiben, dass sie anders zu sein haben. Dass die Fraktionschefin Alice Weidel mit einer Frau in fester Partnerschaft lebt, stört die Partei nicht, solange Weidel die Ideale der AfD nicht infrage stellt. Als Mensch ist sie der Basis nicht wichtig.

Die AfD hat die Bundeskanzlerin zum Feindbild erklärt, weil Angela Merkel das

Wenig traditionell nutzen die AfD und ihre Anhänger viel mehr als andere Parteien das Internet, vor allem Facebook. Da können sie sich verbreiten, ohne Zeitungen oder Fernsehen zu brauchen – und ohne hinterfragt zu werden. In dieser Sphäre verbreiten sie Meldungen und Behauptungen, die das Weltbild verstärken.

Seit der Bundestagswahl stehen abzüglich der zwei Abgeordneten, die sich der Fraktion nicht anschlossen, nun 92 AfD-Parlamentarier auf der wichtigsten politischen Bühne Deutschlands. Die Partei sieht das als Durchbruch. Es ist aber auch so, dass nun alle Welt regelmäßig vorgeführt bekommt, für welches Lebensgefühl ihre Köpfe stehen, und wie sie mit sich und anderen umgehen. Der menschliche Faktor könnte noch von Bedeutung werden.

Jens Schneider ist Redakteur im Parlamentsbüro der SZ.



WAS IST DEUTSCH?

ZUGEHÖRIGKEIT Teil der Nation sind auch die Deutschen mit Migrationshintergrund – erst wenn die Gesellschaft das begreift, ist sie der Herausforderung von rechts gewachsen. Von Dunja Ramadan



Dunja Ramadan ist Redakteurin im SZ-Ressort Außenpolitik und dort vor allem für Themen aus dem arabischsprachigen Raum zuständig.



01

Eine Apotheke mitten in München: Der Türöffner summt, eine gepflegte Frau, Mitte fünfzig, tritt ein. Sie sieht sich um, zögert, als sie eine Apothekerin mit Kopftuch entdeckt, die als einzige frei ist. „Sprechen Sie denn überhaupt deutsch?“, fragt sie, als sie näher kommt. – „Ja, natürlich. Ich bin Deutsche.“ – „Na ja, weil Sie das da auf Ihrem Kopf tragen“, sagt die Dame und wirbelt mit ihrer Hand einmal um den eigenen Kopf. – „Daran müssen Sie sich gewöhnen.“ – „Nein, das denke ich nicht.“ – „Doch, das denke ich schon.“ – „Das will ich aber nicht“, sagt die Frau und geht zu einer anderen Mitarbeiterin.

Eine reale Alltagsszene aus dem Jahr 2017. Begegnungen wie diese gehören für Menschen mit Kopftuch, Turban, Kippa, für (Nicht-Hipster-)Vollbartträger, Menschen mit afrikanischem oder asiatischem Aussehen mehr oder weniger zum Alltag. Und zwar nicht erst, seitdem die AfD im Bundestag sitzt. Doch deren Aufstieg hat die Debatte über das Deutschsein neu entfacht. Viele Menschen befürchten offenbar, dass die Ration „Deutschsein“ bald aufgebraucht ist. Als wäre das Deutschsein eine limitierte Sonderedition, so wie Vanillekipferl oder gebrannte Mandeln, nur erhältlich in der Vorweihnachtszeit und nur solange der Vorrat reicht.

Sätze wie „Deutschland den Deutschen“ (AfD-Politiker André Poggenburg) oder „Ein deutscher Staatsbürger mit deutschem Pass ist noch lange kein Deutscher“ (AfD-Politiker Andreas Wild) mögen viele Menschen in diesem Land als rechte Stimmungsmache abtun. Einige

verurteilen sie aufs Schärfste, andere machen sich vielleicht darüber lustig, und wieder andere machen sich überhaupt keine Gedanken darüber. Im schlimmsten Fall werden diese Menschen von Rechten als Gutmenschen oder Volksverräter beschimpft. Doch niemand stellt ihre Existenz in diesem Land infrage – anders ist es bei den Menschen, die wissen, dass sie direkt gemeint sind.

Die Frage „Bin ich deutsch?“ begleitet sie in diesem Land wie ein lästiger Schatten. Dabei hätte es schon längst eine Antwort geben können. Unsere Gesellschaft verändert sich. Im selben Jahr, in dem zum ersten Mal seit 1961 wieder eine rechtsnationalistische Partei im Bundestag sitzt, wurde auch die Ehe für alle beschlossen, genauso wie die Anerkennung der Intersexuellen als drittes Geschlecht. Doch für die nationale Identität, das „Wir“ und das „Ihr“ gibt es keine Aktualisierung. Kein Update fürs Deutschsein. Obwohl Deutschland seit Jahren de facto ein Einwanderungsland ist. Politiker großer Parteien haben sich nicht getraut, das laut auszusprechen, als wäre es etwas Negatives, nicht etwas Bereicherndes. Sie haben es verpasst, der Gesellschaft neue Identitätsmuster abseits von Herkunft und Religion zu schaffen. Stattdessen veröffentlichte Bundesinnenminister Thomas de Maizière (CDU) wenige Monate vor der Bundestagswahl den zehn Punkte umfassenden Katalog einer „deutschen Leitkultur“. Darin schreibt er unter anderem: „Wir sind nicht Burka.“ – Eine notwendige Feststellung, wenn man bedenkt, dass die blauen Gitterzelte zu einer regelrechten Plage in unserem Straßenbild geworden sind.

Fotos: Odd Andersen/AFP, Monika Skolmowska/DPA



02



01 AfD-Anhänger am Rande einer CDU-Veranstaltung in Bitterfeld: Gehören „Passdeutsche“ nicht dazu?
02 Im Wahlkampf noch bei der AfD: Frauke Petry. Die Rechten dürfen den Diskurs nicht bestimmen.

Und genau dieses Aufregerblabla katapultiert Deutschland jedes Mal Lichtjahre zurück – nochmal eine Runde auf dem Integrationskarussell! Dabei müsste doch jeder mittlerweile wissen, dass es eine verschwindend geringe Anzahl an Burka-Trägerinnen in Deutschland gibt (wenn überhaupt, spricht man von „Niqab“, aber das ist eine andere Geschichte). Diese Scheindiskussionen sind der Grund für den Stillstand in der Identitätsdebatte – und dieser Stillstand ermöglichte es den Rechten erst, den Begriff „Deutschsein“ derart ausschalten zu können. Vor allem der Islam fungiert als ständige Bedrohung für die deutsche Identität. Klar, dass muslimisch und deutsch auf diese Weise für viele Menschen keine naheliegende Kombination ist. Dass die Mehrheit der hiesigen Muslime seit Jahrzehnten ihre unaufgeregte Form des Alltagsislams lebt, wird schlicht und ergreifend übersehen. Stattdessen wird gefühlt jeden Sommer über Burkini, Burka (Niqab, Niqab, Niqab!) und Kopftuchverbot diskutiert.

Dabei ist die Zuordnung zu einer Nation, einer Gemeinschaft, einer Heimat für die individuelle Identität extrem wichtig – denn nicht nur die sexuelle oder geschlechtliche Identität nimmt eine Schlüsselposition im Selbstverständnis einer Person ein, sondern auch die nationale. In Deutschland leben 18,6 Millionen Einwohner mit ausländischen Wurzeln. Jeder fünfte hat einen Migrationshintergrund, in Westdeutschland fast jeder vierte, in Ostdeutschland jeder zwanzigste. Mehr als die Hälfte der Menschen mit Migrationshintergrund hat die deutsche Staatsbürgerschaft, 42 Prozent bereits seit ihrer Ge-



Muslimin bei der Bundestagswahl:
Zur Definition von Deutschsein ist nur
eines nötig: Weltoffenheit.

burt. Auch sie haben das Recht auf Klarheit im Identitätswirrwarr. Die abschätzigste Bezeichnung „Passdeutsche“ bestätigt sich leider durch den Alltagsrassismus, den viele dieser Menschen in diesem Land erleben.

„Woher kommen Sie wirklich?“ Diese Frage ist der unangefochtene Klassiker, gerichtet an Menschen, die fließend deutsch sprechen und vielleicht auch deutsche Staatsbürger sind, aber einen Migrationshintergrund haben. Meistens ist sie eine Nachfrage auf die unbefriedigende Antwort „München“ oder „Pforzheim“. Sie mag noch in die harmlose Kategorie im Repertoire der alltäglichen Fremdenfeindlichkeit passen, doch sie kann auch das ewig Fremde manifestieren und einem das Deutschsein absprechen. Wenn die eigene Zugehörigkeit zu Deutschland ständig infrage gestellt wird, dann wandelt sich dieses Zugehörigkeitsgefühl ins Negative. Für das Selbstbild ist das fatal. Vor allem in der Kindheit und Jugend ist Gemeinschaft wichtig. Man will dazugehören, zu einer Clique, zu einem Verein, zu einem Land – oder auch zu zwei. Doch wenn man merkt, dass einem das „Deutschsein“ keiner abkauft, dass ständig nach dem „exotischen Touch“ gefragt wird, dann kapselt man sich irgendwann ab, schimpft auf dem Schulhof über die Deutschen als „Kartoffeln“ und wittert hinter allem Diskriminierung und Rassismus. Stichwort: Multikulti ist gescheitert.

An alle Zweifler hier mal eine fiktive Textaufgabe aus dem Schulbuch „Gesellschaftslehre“: Eine Deutschtürkin verliebt sich bei einem Kurzurlaub in Amsterdam in einen Peruaner, sie ziehen nach Amerika und bekommen dort drei Kinder. Die Kinder wachsen in den USA auf, die Eltern arbeiten dort, zahlen Steuern und bekommen irgendwann die Staatsbürgerschaft. Beide kennen ihren Geburtsort nur noch aus Erinnerungen. Nach fünfzig Jahren sterben die Eltern in den USA. Die Kinder ziehen nach Kanada, Australien und Deutschland. Was sind sie dann? Und was sind ihre Kinder? – Die Antwort ist doch: Sie können alles sein und doch müssen sie nichts sein.

Es ist die Aufgabe der Politik, aber auch jedes Einzelnen, Menschen die Angst vor dem Fremden zu nehmen. Es ist Aufgabe von Werbemachern, Menschen mit anderer Hautfarbe als Konsumenten zu zeigen (aber bitte nicht wie in der Dove-Werbung, in der ein schwarzes Model sich mithilfe der Dove-Lotion in ein weißes Model verwandelte), es ist die Aufgabe von Filmemachern, Schauspieler mit Migrationshintergrund nicht immer nur in die „Türken“-Rollen zu stecken, es ist die Aufgabe von Kinderbuchautoren, neben Lisa, Paul und Hannes öfter auch mal Leila, Eitan und Minh Thu in den Wald zum Spielen zu schicken. Und es ist eine gesamtgesellschaftliche Aufgabe, Antworten auf Fragen zu finden, wie: Ist jemand deutsch, wenn er in Deutschland aufgewachsen ist? Wenn er im Kindergarten „Laterne, Sonne, Mond und Sterne“ mitgesungen hat? Oder ist er deshalb nicht deutsch, weil die Eltern es nicht mitsingen können? Dafür aber andere Lieder in einer anderen Sprache? Ist jemand deutsch, wenn er sich über die Deutsche Bahn aufregt und eine Jack-Wolfskin-Jacke im Schrank hat? Ist jemand deutsch, wenn er kein Schweinefleisch isst? Können Veganer dann „echte Deutsche“ sein? Und ist jemand deutsch, wenn er den deutschen Pass hat, aber schwarz ist oder einen Sikh-Turban trägt?

Wir leben in einer globalisierten Welt. Es macht Menschen nicht weniger deutsch oder weniger amerikanisch, dass sie noch einen zweiten Kulturkreis kennen oder noch eine zweite Sprache sprechen. Diversität ist ein Plus und kein Minus. Man kann nicht Ja zum Smartphone aus Südkorea sagen und Ja zum Rucksack aus Schweden und Ja zum libanesischen Restaurant, aber Nein zu Menschen aus anderen Ländern. Man kann nicht mit der deutschen Nationalmannschaft mitfiebern, aber dann wie der AfD-Politiker Alexander Gauland Jérôme Boateng nicht als Nachbarn haben wollen. Die Islamwissenschaftlerin Lamya Kaddor sagte 2016 in einer WDR-Talkshow, Deutschsein bedeute in Zukunft, eben auch „ein Kopftuch zu tragen, dunkelhaarig zu sein oder wie auch immer zu sein“. Macht diese Vorstellung Menschen Angst? Und wenn ja, warum? Zu wenig Begegnung? Zu viele Missverständnisse? Zu viele Unterschiede, die betont werden und zu viele Gemeinsamkeiten, die verschwiegen werden?

Kürzlich schrieb ich, wer Deutschsein heute definieren möchte, der bräuchte dafür eigentlich nur eines: Weltoffenheit. Daraufhin erhielt ich etliche Leserbriefe. Eine 89-jährige Frau schrieb mir, Deutschland sei zwar weltoffen, aber dass die Zuwanderer „partout nun auch deutsch sein wollen“, führe sie auf „mangelndes Selbstwertgefühl und Minderwertigkeitskomplexe“ zurück. Ein deutscher Pass oder ein Asyl seien Hilfe genug, dagegen „Deutscher“ oder „Deutsche“ sein zu wollen, sei eine „Anmaßung“. Als ich ihr zurückschrieb, dass Kinder, die hier in die Schule gehen, Freunde haben, in Deutsch träumen, denken, sich deutsch fühlen und deshalb Deutsche seien, antwortete sie, dass jüngere Menschen vielleicht anders darüber dächten, ihre Generation denke aber so. Und sie spielte die allseits beliebte Ausnahme-Karte: „In Ihrem Fall mag das möglich sein, aber in der Realität sieht das anders aus.“

Wenn es tatsächlich eine Generationenfrage ist, dann ist es doch jetzt an der Zeit, eine gemeinsame Identität zu schaffen. Deutschland sollte sich endlich zu all diesen Menschen bekennen. Sonst überlässt man den Kampf um die Sprache den Rechtsextremen und den Ausländerfeinden. Das Gute ist: 2017 ist es nicht mehr unbedingt nötig, nur auf die Politik zu hoffen. Durch die sozialen Netzwerke können Menschen eigene Themen setzen, welche die Politiker zum Handeln zwingen. Auch die Sexismusdebatte hat mit dem Hashtag #MeToo begonnen. Seitdem ist das Thema im öffentlichen Bewusstsein angekommen. Warum also keine gesellschaftliche Debatte über das Deutschsein? Wie wär's mit #YallaDeutschland? Oder #walaDeutsch oder #deutsch2punkt0 – oder ist das dann doch zu viel des Guten? Vorschläge gerne an @dunjaramadan.

Foto: Raif Hirschberger/DPA



NRW wächst. Wir wachsen mit.

An NRW als einem der stärksten Bundesländer führt kein Weg vorbei. Die Helaba hat ihr Engagement in der Region im Laufe der Jahre stetig ausgebaut. Heute ist Düsseldorf neben Frankfurt unser zweitgrößter Standort: 400 Mitarbeiter setzen sich vor Ort für umfassende, dauerhafte und nachhaltige erfolgreiche Geschäftsbeziehungen ein.

www.helaba.de

Helaba |

Banking auf dem Boden der Tatsachen.

DAS GROSSE KOTZEN

DRESDEN Durs Grünbein, geboren 1962 in Dresden, ist einer der wichtigsten deutschen Lyriker – und ein scharfer Kritiker von Pegida und AfD. Ein Gespräch mit Harald Hordych

Warum ist das Gefühl des Abgehängtseins in Dresden derart ausgeprägt? Sachsen steht gut da, mit einer Arbeitslosenquote um sechs Prozent.

In Sachsen sieht es besser aus als in vielen anderen Teilen Deutschlands. Die Bilanz ist positiv, aber man klagt. Dresden ist nur die Theaterbühne für solche Umtriebe. Das ist schon in Leipzig anders. Viele Dresdner haben einen ungeheueren Lokalpatriotismus, der anderen Menschen kaum zu vermitteln ist.

Warum?

Das hat mit dem 13. Februar 1945 zu tun, als sich der Untergang dieses Juwels europäischer Kultur abgespielt hat. Die Dresdner trauern bis heute um ihre verlorene Stadt, anders als die Kölner, die Hamburger, deren Innenstädte genauso betroffen waren. Das fing mit einem Phantomschmerz an, der in Dresden mächtiger als anderswo war. Obwohl es SED-Funktionäre waren, die diese Stadt zum zweiten Mal abräumten – man denke an Walter Ulbrichts Eingriffe in das Stadtbild – gab es alljährlich zum 13. Februar Gedenkfeiern. Das war eine Steuerung von Erinnerungspolitik.

Wie kann man sich das vorstellen?

Als Regieanweisung im Kalten Krieg. Anglo-amerikanische Bomber hatten die Zerstörung zu verantworten – also der Klassenfeind. Man habe Dresden auch deshalb bombardiert, hieß es, um den heranrückenden russischen Streitkräften mit einem Trümmerfeld zu imponieren. Diese Stadt und ihr Untergang wurden von Anfang an systematisch zum deutschen Opfermythos instrumentalisiert. Bis 1989 die Mauer fiel und eine kurze Zeit die reine Trauer im Zentrum stand. Dann aber ließ sich beobachten, wie schnell revanchistische Kräfte auf den Plan traten. Später kamen auch Neonazis hinzu, und auf einmal wurde das ein ideologischer Kampfplatz. Auf der einen Seite die Ultrarechten, auf der anderen die Antifa. Das hat den Paradeplatz aus Zwinger, Hofkirche und Schloss zur Bühne gemacht, der sich auch die Pegida-Bewegung bemächtigen konnte.

Verstehen Sie die Wut der Pegida oder der AfD-Wähler auch nur ansatzweise?

Der wütende Kleinbürger ist wieder zurück, das rätselhafte Wesen, das seine sozialen Ängste in lauter Aggressionen verwandelt. Viele im Osten empfinden, dass ihre Biogra-

fien entwertet wurden, weil alles, was sie bis dahin gelebt und gedacht haben, keine Berechtigung mehr in diesem neuen Deutschland hat. Zu protestieren, und das ganze Land schreit empört auf, nährt den Stolz: Wenigstens sind wir wieder wer. Wir mögen verächtlich sein, wenigstens sind wir gefährlich. Die Presse muss jedes Mal über uns berichten. Wenn man irgendwo in Buxtehude herumkrakeelt, interessiert das keinen. Aber wenn man das in Dresden auf dem Theaterplatz macht, schaut ganz Deutschland in Schockstarre zu. Dabei geht es nur um die permanente Störung. Es ist wie ein Tinnitus, der die Gesellschaft quält.

Und was soll der Tinnitus Ihrer Meinung nach bewirken?

Wenn man fragt, was ist denn das politische Ziel dieser sinistren Montagsdemonstrationen, dann kommt nicht viel, jedenfalls nichts Konstruktives. Es ist nur das große Kotzen. Das quält alle Demokraten.

Was können diese denn tun?

Jetzt gibt es in intellektuellen-Zirkeln die Diskussion: Soll man mit Rechten reden? Und wenn ja: wie? Ich halte die Idee, mit den Ultrarechten zu reden, aber für illusorisch.



Foto: Roland Geisheimer

AFD-VORBILD SCHWEIZ

RECHTS FREUNDLICH

Aus Sicht der Schweiz war die Bundestagswahl in diesem Jahr eine besonders anstrengende. Wann immer die Kandidaten der AfD ihre Forderungen kundtaten, erzählten sie von der Schweiz – den Volksabstimmungen, den Abschiebungsgesetzen, der eigenen Währung. Auch wenn es sich die Schweizer gern gefallen lassen, als Vorzeigeland herumgereicht zu werden, in diesem Fall war es ihnen nicht so richtig geheuer.

Besonders ungemütlich war die Zuneigung der deutschen Rechten für die Schweizerische Volkspartei (SVP). Deren Chefstrategie Christoph Blocher, der die Schweiz seit drei Jahrzehnten mit Thesen vor sich herreibt, die sich nun in AfD-Programmen wiederfinden, wollte mit „den Deutschen“ höchst ungern in Verbindung gebracht werden. Aus gutem Grund: Während die AfD in Deutschland meist vergeblich um die bürgerliche Mitte wirbt, ist es der SVP gelungen, diese Milieus zu überzeugen. Eine SVP-Mitgliedschaft ist kein Karrierehindernis mehr. Seit mehr als einem Jahrzehnt sind die Rechtspopulisten stärkste politische Kraft des Landes, ein Drittel der Schweizer wählt SVP. In diesem Drittel finden sich viele, die mit Provokationen und Marktplatzgeschrei nichts anfangen können.

Auch wenn sich die Inhalte gleichen: Die SVP pflegt einen anderen, freundlicheren Politik-Stil. Sie hat eine Sprache gefunden, die den Wählern keine Angst macht – und auch radikale Inhalte schön verpackt. Die Plakate der SVP zeigen lustig dreinschauende Schafe, Comic-Stil, eine goldene Sonne über grünen Bergen. Dazwischen dunkle Burkas und gefährlich spitze Minarett-Türme. Ein erfolgreicher Mix. Der Werber der SVP arbeitet inzwischen für einen AfD-nahen Verein. In der Schweiz dagegen gehören seine Plakate zum Alltag, provozieren können sie kaum mehr. *Charlotte Theile*

haben, den Dialog in der Gesellschaft zu fördern. Die lokale CDU aber dachte lange, Sachsen könne man wie ein Königreich führen. Den Salat hat sie selbst angerichtet, durch ihre Arroganz der Macht, durch Nicht-Dialog. **Sechs Prozent der Einwohner Dresdens haben einen ausländischen Pass. In München jeder vierte. Das alte Rätsel: Warum haben die Dresdner wie viele Ostdeutsche solche Angst vor Überfremdung?**

Dieser Teil Deutschlands liegt in einem Dreiländereck: im Süden Tschechien, im Osten Polen. Die ostdeutsche Bevölkerung hat sich in der DDR bereits in einen Stellungskrieg gegen die osteuropäischen Anrainerländer führen lassen. Das wurde beim Prager Frühling deutlich, als NVA-Kräfte bereit waren zur Invasion. Und später in der Polen-Krise, als niemand sich dort mit Solidarność, der ersten freien Gewerkschaft, solidarisieren wollte. Da hatte die SED-Führung leichtes Spiel. Und da wusste ich: Die Leute sind politisch dumm. **War es das, was Sie meinten, als Sie gesagt haben, das ist eine der letzten Nischen Deutschlands?**

Es ist geografisch eine Nische und auch kulturell. Es scheint dort immer um das Ganze des Deutschtums zu gehen. Um so etwas wie die letzte Heimat.

Wo kommt diese Angst her?

Retro, retro, retro: Die Uhren sollen sich rückwärts drehen, weil alles so undeutsch, vor allem: so unübersichtlich geworden ist. Es ist dieselbe Rückwärtsbewegung wie zurzeit in Polen, in Ungarn. Der Nationalismus kehrt als Gespenst nach Europa zurück und quält die Geister der Aufklärung. Ich fühle mich wie am Rand eines Canyons und blicke in einen Abgrund der Gegenklärung. Ich hätte nie gedacht, dass es in meiner Lebenszeit noch einmal so weit kommt.

Bekommen Sie diese Stimmung manchmal auch persönlich zu spüren?

Wer weggeht, gilt dort als Verräter, schlimmer noch: als Kosmopolit. Es gab ja viele prominente Sachsen, die in der Welt unterwegs für ihre Heimat standen – aber zu Hause werden sie scheel beäugt. Künstler wie Penck, Baselitz oder der Dialektiker Heiner Müller. Es ist schade um ihren Einsatz. Ich kenne viele Dresdner, die sich sehr schlecht fühlen, weil das Image Dresdens im Eimer ist. Für die Daheimgebliebenen ist es ein Ohnmachtsgefühl.

Harald Hordych ist Redakteur im Gesellschaftsteil der SZ.

Die wollen ja nicht mehr reden, die wollen Macht gewinnen, die wollen die Institutionen erobern.

Könnten Sie sich einen Dialog mit AfD-Bundestagsabgeordneten vorstellen?

Ich wüsste nicht, worüber. Ein gewisser Teil der Wähler dieser Partei sind Denkmaler-Wähler. Sie sind politikmüde, sie lehnen das ganze parlamentarische System ab. Die großen gemeinsamen Probleme der Menschheit geraten so aus dem Blick. Es ist ein provinzieller Egoismus, der sich da austobt. Der organisierte Kleinbürger stürzt sich, wie Ignazio Silone gesagt hat (in seiner Schrift „Der Faschismus“, 1934) als „Ritter für das Vaterland, für die Ordnung, für die Zivilisation in den Kampf“. In Wirklichkeit sitzt er zwischen allen Stühlen und zittert um seine Existenz. Deutschland, Deutschland, Mausefalle.

Heißt das für Sie, es kann keine konstruktive Auseinandersetzung geben? Viele fordern dagegen, Sorgen der Menschen, die AfD wählen, ernst zu nehmen.

Das ist doch alles versucht worden, Dresden war die Stadt der Runden Tische. Es gab eine Bewegung von Bürgerrechtlern, Kirchenleuten, die von 1989 an immer wieder versucht

DER SCHWARZE

HELFER



HELMUT KOHL Auf den Glanz eines Kanzlerlebens, der deutschen und europäischen Einigung folgte das Elend der Gefangenschaft in einem Körper, der ihm den Dienst verweigerte. Eine Würdigung. Von Heribert Prantl



01



Heribert Prantl

Ein Interview, das er einst mit Kohl führte, begann so. Kohl: „Sie bei mir, als Wortführer aller Linken in Deutschland?“ Prantl: „Für Sie ist ja schon links, wer Mitglied der Kolpingfamilie ist!“ Prantl ist Mitglied der SZ-Chefredaktion und leitet die Innenpolitik.

Wenn Helmut Kohl vom Mantel der Geschichte sprach und er das Wort „Geschichte“ als „Geschichte“ aussprach, dann pflügten seine Zuhörerinnen und Zuhörer zu grinsen. Der studierte Historiker Kohl sprach nämlich so gern und so oft von diesem Mantel, dass das gute Stück von der oftmaligen Benutzung schon ganz abgegriffen erschien. Aber nun auf einmal war es so, dass auch die, die über diesen Mantel so oft gefeiert hatten, spürten, wie er sie streifte. Er streifte sie wundersamerweise selbst dann, wenn sie gar nicht persönlich dabei waren, sondern dem „Europäischen Trauerakt“ im Straßburger Parlament am 1. Juli nur am Fernseher zuschauten.

Ja, es war eine Trauerfeier – aber sie war nicht einfach nur traurig, sie war schon gar nicht trist, sie war vielmehr zum Heulen schön. Wer kein Herz aus Stein hat, der spürte

bei der Rede des spanischen Sozialisten Felipe González für seinen toten Freund, den Sozialistenfresser Kohl, was dieses Europa vermag. Und nach der grandiosen Rede von Bill Clinton, nach der bewundernden Rede von Emmanuel Macron, nach der versöhnlichen Rede von Angela Merkel, nach Salut und Verneigung von dreißig Staatschefs – da klang der Trauermarsch aus Händels Oratorium „Saul“ nicht nur samten, erhaben und wehmütig, sondern wie eine zukunftsreiche europäische Ouvertüre.

Es war, als verwandele sich der Trauerakt in einen neuen europäischen Gründungsakt. Es war, als spüre man auf einmal wieder den lange vermissten europäischen Geist. Vielleicht war das auch nur der Wunsch und die Sehnsucht vieler Trauergäste und Zuschauer; aber es war und ist dies eine Sehnsucht, für die der Tote, der da im Sarg lag, gelebt und für die er unendlich viel getan hatte. Dieser europäische Trauerakt war wie ein Wunder – weil er

”

Ich habe den Krieg erlebt. Alle Erfahrungen dieser Zeit haben mein weiteres Leben tief geprägt.“

Helmut Kohl,
Bundeskanzler 1982 – 1998, über die
Motive seiner Politik

02



Fotos: Regina Schmelken, Heinz Wiesel/DPA, Sven Simon/imagoe

die kleinlichen Streitigkeiten, die es zuvor darum gegeben hatte, vergessen machte; und weil er die Obsessionen, Gehässigkeiten und Bimbos-Skandale, die zum Charakter des Helmut Kohl auch gehörten, einbettete in sein großes Werk, die Europäische Union.

Kohl hat sich stets um ein respektvolles und herzliches Verhältnis zu den Kleinen in der EU bemüht. Um sie hat er sich so gekümmert, als ob sie sehr groß und sehr mächtig wären; er hat sie hofiert. Kohl hatte ein feines Gespür für den Stolz eines Volkes, eines kleinen zumal, und er hatte hohe Achtung vor den Symbolen, die diesen Stolz verkörpern. Das ist ein Sinn, der vielen EU-Bürokraten abgeht. Aber Kohl war nie ein Bürokrat – er war ein von Europa beseelter Sturkopf, ein Staatsmann aus der Provinz, der aus der pfälzischen Heimat seine Kraft schöpfte; und ein Linkenfresser war er vornehmlich im Inland, wenn er im Wahlkampf gegen „die Sozen“ giftete. Ansonsten konnte er es mit Sozialisten und

Kommunisten aus anderen Staaten ausgesprochen gut – zumal dann, wenn ein gutes Verhältnis der europäischen und der deutschen Einheit dienlich war. Der Sozialist François Mitterrand, der französische Präsident, wurde sein Freund, ihm reichte er die Hand an den Gräbern von Verdun.

Als Kanzler war Kohl von seiner historischen Bedeutung so ergriffen wie Mitterrand; das verband die beiden. Und darum haben sie sich verstanden, auch wenn keiner die Sprache des anderen konnte. Helmut Kohl hatte den Krieg erlebt. Er erzählte davon immer wieder: „Ich habe ihn erlebt mit all seinem Schrecken und Grauen – und dann als Fünfzehnjähriger das Kriegsende. Alle Erfahrungen dieser Zeit haben mein weiteres Leben tief geprägt.“ Mitterrand, der bei Kriegsende 29 Jahre alt war, konnte das geschliffener sagen; er konnte Geschichte noch feierlicher inszenieren; aber das Historische hatten beide in sich; und aus diesem Historischen he-

raus machten sie ihre Politik, durchaus auch selbstgefällig.

Kohl hat die Ratstreffen der EU dominiert und inszeniert wie ein Klassentreffen. Er hat, so erinnert sich einer, der als Minister dabei war, „ohne dass er an der Reihe war, in das Mikrofon geschrien, und alle haben auf ihn gehört. Er brüllte ‚François‘, und Mitterrand, schon gezeichnet von schwerer Krankheit, zuckte zusammen und nickte. Er hat diese Kerle beherrscht.“ Der Staatsmann Kohl war ein pfälzisch-europäischer Berserker – Europas Berserker, Europas Christophorus; aber er konnte auch sehr sentimental sein, durchdrungen von den historischen Ereignissen, die er mitgestaltete, und von seiner Rolle, die er darin spielte. Monarchen in alten Zeiten haben Münzen von sich prägen lassen. Kohl hat eine Währung, den Euro, erfunden.

87 Jahre alt war Helmut Kohl, als er am 16. Juni starb. Das Alter hatte ihn getroffen wie der Blitz die deutsche Eiche. Auf den Glanz



03

01 Der alte König: Helmut Kohl in seiner Spätzeit als Bundeskanzler (1994).

02 Kanzler der Einheit: im Februar 1990 vor jubelnden Anhängern in Erfurt.

03 Heimatverbunden: Die Provinz, aus der er kam, blieb ein Maßstab.

eines Kanzlerlebens, dem die deutsche Einheit vergönnt war, folgte das Elend der Gefangenschaft in einem Körper, der ihm den Dienst verweigerte. Dem Mann, dem die Staatsmänner Europas gehorcht hatten, gehorchten sein Körper und seine Stimme nicht mehr. Er war ein gebrechlicher alter König. Schon zu seinem 80. Geburtstag saß er im Rollstuhl; bei den Ehrungen, die man ihm zu teil werden ließ, ergriff er mit Mühe und mit beiden Händen das Glas und formulierte mit Anstrengung seinen Trinkspruch: „Ich hebe das Glas auf die Zukunft, Freunde!“ Die Zuhörer bei diesen wenigen öffentlichen Auftritten hatten Schwierigkeiten, ihn zu verstehen, wenn er sprach; aber zugleich war es so, als verstünden sie ihn besser denn je.

Der Staatsmann Helmut Kohl hatte die Gabe gehabt, aus Erlebnissen, Erinnerungen und Geschichten Geschichte zu machen, aus Geschichten wie dieser, die er einst im SZ-Interview erzählt hat: „Ich habe einmal eine Rede in Metz gehalten. Da sagte mir der dortige Oberbürgermeister, wie ich Jahrgang 1930, dass er in Erinnerung hat, wie man in Metz vom Gehsteig runtergehen musste, wenn ein deutscher Offizier kam. Das war im Jahr 1943. Und dann hatte ich gesagt, ich habe eine Erinnerung an 1945 in meiner Heimatstadt, wo es dann umgekehrt war. Wir mussten vom Gehsteig runter, wenn ein französischer Offizier kam. Die beiden Städte liegen gerade 200 Kilometer auseinander.“ Das sind die Erlebnisse, die Kohls Europapolitik geformt haben.

Diese Europapolitik war so lebendig, wie es Kohls Erinnerungen waren. Wenn er vom Krieg erzählte, den er erlebt und der ihn geprägt hatte, klangen zwar die Sätze für manche Zuhörer wie Phrasen. Aber letztlich wirkte

es doch überzeugend, wenn er sagte: „Mir wurde klar, dass die Zeit der Kriege in Europa beendet werden muss.“

Der erste Bundeskanzler, Konrad Adenauer, hatte auch so simpel formuliert. Aber in dieser Simplizität steckte die Kraft Kohls. Man spürte, dass da einer das politische Geschäft nicht nur als Geschäft, sondern als Aufgabe verstand. Und an den besten Stellen seiner Reden war es so, dass man glauben mochte, er lese sie sich von seiner Seele ab.

Als er 1969 Ministerpräsident von Rheinland-Pfalz geworden und gerade 39 Jahre alt war, hatte er bisweilen keine Zeit für den üblichen Weg in den Plenarsaal des Landtags. Er nahm dann die Direttissima, stieg aus dem Fenster seines Büros, balancierte über ein Flachdach, kletterte ins Büro des Landtagsdirektors und von dort auf die Regierungsbank.

Er galt damals als junger Wilder der CDU. Von Kohls Kraft war im Alter nichts mehr übrig geblieben, vom Pathos blieb seine griechische Urbedeutung übrig: Leiden.

In seinen guten Zeiten hatte Helmut Kohl nicht nur einmal, so wie andere Leute, sondern gleich zweimal im Jahr Geburtstag. Der eine Geburtstag war sein Geburtstag, der andere war der Parteitag der CDU. Wenn dort der Tag vollbracht und Kohl zum zehnten, elften oder zwölften Mal als Parteivorsitzender wiedergewählt worden war, wenn der Kanzler also mit sich, mit seiner Partei, mit Deutschland und mit der Welt im Reinen war, dann begann dieser Geburtstag, und zwar so: Kohl setzte sich an eine Orgel, die auf der kleinen Bühne in der großen Halle stand. Es handelte sich um ein weiß poliertes elektronisches Instrument, auf dem man, je nach Gusto, eine Streicher-

05



04



06

gruppe, eine Bläsergruppe oder auch ein ganzes Sinfonieorchester imitieren konnte. Nein, Helmut Kohl spielte es nicht selbst; er saß strahlend, breit und mächtig vor der Tastatur neben Franz Lambert, dem Orgelspieler, und er flüsterte ihm ab und an ein gewünschtes Stück ins Ohr, am liebsten „La Paloma“ oder „Wenn bei Capri die rote Sonne im Meer versinkt.“ Wenn Lambert einen hohen Ton brauchte, musste er an Helmut Kohls Bauch vorbeilangen.

Es herrschte eine Stimmung wie bei einer großen Hochzeit auf dem Land und Helmut Kohl war stumm vor Stolz und Glück, wie ein Feuerwehrkommandant, der gerade seine älteste Tochter gut verheiratet hat. Einen „pfälzischen Menhir“ hat ihn einmal ein Freund genannt. Um diesen Menhir herum, die laienhafte Übersetzung ist Hinkelstein, drehte und

drängte sich nun alles, Delegierte, Ministergattinnen, Kreis- und Bezirksvorsitzende; es wurde getanzt. Er kannte sie fast alle, er wusste alles über sie, alles jedenfalls, was er wissen musste, um Fäden zu ziehen, um in allen Parteidingen zu dirigieren und zu intrigieren. Bei dem einen oder anderen mag er sich bei dieser Gelegenheit vorgenommen haben, ihn im Wahlkampf mit einer finanziellen Zuwendung aus seiner schwarzen Kasse zu bedenken. Und viele von denen wiederum, die er beim Vorbereiten betrachtete, überlegten still bei sich, wann der Alte wohl plant, den Laden zu übergeben; aber das tat und tat er nicht, zuletzt zum Unglück der CDU und zum Gram von Wolfgang Schäuble.

So war das jahrelang; so war das Geburtstag für Geburtstag. Es war wie bei einem immerwährenden Weinfest: eine dahindudelnde

de Musik, eine schunkelnde Partei, ein lächelnder Kanzler. Es war seine Welt, die Pfalz, sie war überall dort, wo er war, er brachte sie immer mit. Hier hörte er des Dorfs Getümmel, hier war seines Volkes wahrer Himmel. Hier war die Tankstelle des Staatsmanns Helmut Kohl.

„Aus Sorge um Europa“ heißt das kleine Buch, das der Altkanzler noch 2014 auf der Buchmesse in Frankfurt, umsorgt von seiner zweiten Ehefrau Maïke, vorgestellt hat. Es ist eine inbrünstige Schrift; sie hat das Feuer und die visionäre Kraft, die seit dem Ende von Kohls Amtszeit der Europäischen Union mehr und mehr fehlten – und die man beim Europäischen Trauerakt wieder spürte.

Helmut Kohl ist der einzige Deutsche seiner Generation, der Weltgeschichte geschrieben hat.



07

04 Die Witwe: Maïke Kohl-Richter.
05 Trauer: Feierstunde zu Ehren Kohls im Europaparlament.
06 3. Oktober 1990: Die Einheitsfeier in Berlin.
07 „Das Mädchen“: Kohl und Angela Merkel 1991.
08 Die Nachfolgerin: Angela Merkel am Sarg Helmut Kohls.
09 Der Widersacher: CSU-Chef Franz Josef Strauß unterschätzte den Rivalen Kohl.



09

08





1. Oktober 2017, Rathaus Hamburg, das große Trauen. Männer dürfen Männer heiraten und Frauen Frauen. Und bald auch Intersexuelle.

JA OHNE GRENZEN

EHE FÜR ALLE Nach langem Ringen und emotionaler Debatte beschließt der Bundestag die Gleichstellung. Von Ulrike Heidenreich

Als Volker Beck am 1. Oktober in Berlin seinem Mann Adrian das Jawort gab, feierte er nicht nur Hochzeit, sondern einen großen politischen Triumph. Der Grünen-Politiker, Schwulen-Aktivist und Ex-Bundestagsabgeordneter hatte wie kein anderer hartnäckig über Jahrzehnte für die Gleichstellung von Lesben und Schwulen gekämpft – und nun dies: Sekt, Torte, Luftballons und ein paar Freudentränen im Kreuzberger Standesamt am Schlesischen Tor.

Am 30. Juni 2017 hatte der alte Bundestag in seiner letzten Sitzung die Öffnung der Ehe für homosexuelle Paare beschlossen. Die „Ehe für alle“ ging durch mit 393 Stimmen, es gab 226 Gegenstimmen und vier Enthaltungen. Die Fraktionschefs hatten die Abstimmung freigegeben, ihr war eine lange und emotionale Debatte vorausgegangen. Es ging um Leitbilder, den Kern der Familie, Berührungspunkte. Beschlossen wurde schließlich eine Änderung im Bürgerlichen Gesetzbuch, in Paragraf 1353 heißt es fortan: „Die Ehe wird von zwei Personen verschiedenen oder gleichen Geschlechts auf Lebenszeit geschlossen.“

Bereits seit Anfang der 1990er-Jahre hatten Aktivisten beim Bundesverfassungsgericht geklagt, um die Öffnung der Ehe durchzusetzen, vergebens. Und es ist noch nicht lange her, da galten „homosexuelle Handlungen“ noch als Straftat. Erst 1994 wurde der Paragraf 175 gestrichen. Schritt für Schritt kämpften Beck und seine Mitstreiter danach um mehr: Seit 2001 konnten Homosexuelle in Deutschland eine

Lebenspartnerschaft amtlich eintragen lassen. Nach und nach wurden Unterschiede zur Ehe, etwa im Miet-, Erb- und Steuerrecht gestrichen. Doch die Unterschiede blieben, bis zuletzt durften Lebenspartner nicht gemeinsam Kinder adoptieren.

All dies ist nun passé. Wenige Tage nach Inkrafttreten des Gesetzes adoptierte ein schwules Ehepaar in Berlin ein Pflegekind, das seit der Geburt bei ihm lebte. Nach dem jüngsten Mikrozensus leben etwa 94 000 homosexuelle Paare in Deutschland zusammen, 43 000 von ihnen in eingetragenen Lebenspartnerschaften. Diese bleiben bestehen, wenn die Partner keine Umwandlung in eine Ehe beantragen.

Die Standesämter sind darauf eingestellt, sie hatten sich bei der Einführung des Gesetzes überaus flexibel gezeigt. Obwohl der 1. Oktober auf einen Sonntag fiel, öffneten viele Ämter, wie jenes in Berlin-Kreuzberg für Volker Beck. Die Einführung einer korrekten Software bereitete den Beamten anfangs übrigens auch einiges Kopfzerbrechen, etliche Ehemänner mussten erst einmal als „Frau“ geführt werden – weil es halt noch so in den Formularen stand.

Die Verwirrung dürfte weitergehen, bis Ende 2018 müssen wohl wieder neue Bezeichnungen gefunden und Formulare gedruckt werden. Nach dem Beschluss des Bundesverfassungsgerichts vom November zur Einführung eines dritten Geschlechts im Geburtenregister ist klar: Die „Ehe für alle“ gilt auch für intersexuelle Menschen.

Ulrike Heidenreich ist Redakteurin im Ressort Innenpolitik der SZ.

Fotos: Fabian Bimmer/Reuters, Andrej Isakovici/AP

MAUERN HOCH!

ASYL Weltweit gibt es mehr Flüchtlinge denn je. In Deutschland aber kommen immer weniger an. Von Bernd Kastner

Fast fühlt es sich an wie Ruhe. Deutschland und seine Flüchtlinge, das ist zwar eine schwierige Beziehung, zwei Jahre nach dem Sommer des Willkommens, aber auch eine, in die immer mehr Routine einkehrt. Vieles läuft inzwischen nach Plan, neu ankommende Flüchtlinge werden weitgehend geordnet empfangen, untergebracht und versorgt, ihre Asylanträge meist zügig bearbeitet. Hat es Deutschland also schon geschafft? Die Routine des Asylalltags ist trügerisch. Einerseits wühlen von Flüchtlingen begangene Gewalttaten die Öffentlichkeit auf, und unter dem Radar der öffentlichen Wahrnehmung wird an einer ganz hohen Mauer gebaut.

In Freiburg steht ein junger Afghane vor Gericht, er hat zugegeben, eine Studentin überfallen, vergewaltigt und getötet zu haben. Sein Alter war anfangs ein Rätsel, aber noch viel größer ist jenes Rätsel, wie es zu dieser Tat kam. War der Mann doch als angeblich Minderjähriger nicht durchs Raster der Fürsorge gefallen, im Gegenteil, er war in den Genuss bester Willkommenskultur gekommen, lebte bei einer gut situierten Pflegefamilie (siehe Seite 66). Deutschland blickt entsetzt nach Freiburg – und nach Berlin. Nach dem Attentat auf den Weih-

nachtsmarkt im Dezember 2016 wächst die Erkenntnis, spät, aber gewaltig, dass die Behörden im Umgang mit dem islamistischen Gefährder Anis Amri viele schwere Fehler gemacht haben (folgende Seiten).

Während Behörden und Justiz diese Taten aufzuklären versuchen, hat sich die politische Diskussion in eine bisweilen absurde Komödie verwandelt. Auf der Bühne diskutierten Angela Merkel und Horst Seehofer, ob Deutschland nach 200 000 Flüchtlingen im Jahr die Grenzen schließen muss, soll, darf. Zu Beginn der Jamaika-Verhandlungen einigten sich die beiden Unionsschwestern fürs Erste und machten aus der „Obergrenze“ einen „Richtwert“.

Im Aufmerksamkeitschatten aus Obergrenze und Terrorangst verschwanden die Konturen jener Menschen, die in Deutschland und Europa Schutz suchen vor Krieg, Repression und Elend. Deutschland verschärft seit zwei Jahren seine Regeln, mal hier einen Paragrafen, mal dort eine Verordnung. Abschiebungen nach Afghanistan, kein Familiennachzug für Zehntausende Syrer – inzwischen ist das deutsche Asylroutine. Das einzelne Schicksal geht unter in Statistiken, die besagen, dass Asylverfahren meist nur noch ein paar Wochen dauern und nicht einmal mehr 100 000 Altakten im Asyl-Bundesamt liegen.

Das sind, nimmt man die Warnungen von Pro Asyl ernst, die Vorboten einer umfassenden europäischen Abwehrstrategie: Unter dem Radar der Öffentlichkeit werde in Brüssel ein System erarbeitet, um erst gar nicht mehr in die Verlegenheit zu kommen, Flüchtlinge gerecht auf einzelne EU-Länder verteilen zu müssen. Asylsuchenden solle der Zugang nach Europa gleich ganz verwehrt werden, aus Folter-Diktaturen sollen Abwehr-Partner werden. Die angebliche Flüchtlingskrise sei in Wahrheit „eine Krise des Flüchtlingsschutzes“, beklagt Pro Asyl. Ziel sei die Perfektionierung dessen, was mit der Schließung der Balkanroute und dem EU-Türkei-Deal anfang und vor der libyschen Küste weiterging. In Deutschland würde es dann noch ruhiger werden in den Ankunftszentren als 2017. Das war übrigens das Jahr, in dem mehr Menschen als je zuvor weltweit auf der Flucht waren, mehr als 65 Millionen. Nach Deutschland werden es keine 200 000 geschafft haben.

Bernd Kastner ist Reporter im Ressort Innenpolitik der SZ.



In Deutschland diskutiert man über „Obergrenze“ und „Richtwert“, über die Kriminalität von Asylbewerbern. Das Schicksal der Menschen gerät aus dem Blick. Hier zwei Flüchtlinge, die in Belgrad gestrandet sind.

TÖDLICHES VERSAGEN

INNERE SICHERHEIT Er nutzte 14 Identitäten und war als Gefährder aktenkundig. Warum konnte Anis Amri dennoch auf einem Berliner Weihnachtsmarkt morden? Bis heute sind viele Fragen offen.
Von Ronen Steinke



01 Der Täter: Anis Amri, vermutlich geboren am 22. Dezember 1992 in Tunesien.

02 Die Tat: Mit einem Lkw fuhr er am 19. Dezember 2016 in Berlin in den Weihnachtsmarkt am Breitscheidplatz.

Der Lastwagen sieht von vorne aus wie eine dicke, schwarze Maske, feindselig, undurchdringlich. Am Abend des 19. Dezember 2016 mährt er in Berlin mit seiner Mordskraft aus Hunderten PS Dutzende Menschen nieder, Weihnachtsbuden, Tannenbäume aus Kunststoff. Nach 80 Metern kommt er zum Stehen, Teile des Weihnachtsmarktes stecken in der Frontscheibe. Als Polizisten kurze Zeit später vorsichtig in das Fahrerhäuschen blicken, entdecken sie Spuren eines Kampfes. Überall Blut. Auf dem Beifahrersitz ein toter Mann, erschossen. Es ist der ursprüngliche Fahrer, ein Mann aus Polen, ermordet von seinem Entführer. Es gäbe eine Fülle von Indizien, um den ersten großen islamistischen Terroranschlag in Deutschland aufzuklären. Wie sich aber später herausstellt, brauchen die Ermittler all das gar nicht.

21 Stunden nach der Tat machen die Spurensicherer der Polizei den entscheidenden Fund: Der Täter hat eine Bescheinigung mit seinem Namen liegen gelassen. Ob aus Versehen oder aus Absicht, weiß man nicht. Was die Polizisten jedenfalls in den Händen halten, ist eine Duldung. Ausgestellt auf einen Mann namens Ahmed Almasri aus Tunesien. Geboren am 1. Januar 1995. Gezeichnet: die Ausländerbehörde von Kleve in Nordrhein-Westfalen.

Als Angela Merkel am Morgen nach dem Anschlag im Kanzleramt vor die Presse tritt, spricht sie schon nach zwei Minuten an, was bislang eine böse Vorahnung ist. „Ich weiß, dass es für uns alle besonders schwer zu ertragen wäre“, sagt die Kanzlerin, „wenn sich bestätigen würde, dass ein Mensch diese Tat begangen hat, der in Deutschland um Schutz und Asyl gebeten hat.“

Merkel sagt nicht Flüchtling. Vielleicht aus Respekt vor denen, die wirklich nur Schutz gesucht haben. Vielleicht aber ist es auch ein unbewusster Versuch, die Tat, den Täter und ihre Politik der vergangenen Monate, ihre Flüchtlingspolitik, irgendwie auseinanderzuhalten, jetzt, da sie scheinbar unaufhaltsam miteinander verknüpft werden.

Die politischen Probleme beginnen damit, dass der Täter nicht Almasri heißt. Den Mann, der sich unter diesem Namen in Kleve registriert hat, kennen die Sicherheitsbehörden von Bund und Ländern als Anis Amri, geboren am 22. Dezember 1992 in Tunesien. Im Lkw werden Amris Handy und Fingerabdruckspuren gesichert. Wie sich herausstellt, hat er noch mehr Namen. Als am 30. Mai 2016 sein Asylantrag abgelehnt wurde, waren acht Alias-Identitäten aktenkundig, später erhöhte sich die Zahl auf 14. Ein Symptom der Überforderung, die in der Flüchtlingskrise bei vielen deutschen Ämtern herrschte.

Es wird im Jahr 2017 zwei parlamentarische Untersuchungsausschüsse beschäftigen: Während Anis Amri sich in den Monaten vor dem Anschlag radikalisierte, konnten die Behörden zusehen. Im November 2015, wenige Tage, nachdem IS-Terroristen in Paris 130 Menschen ermordet hatten, soll Amri an einem Treffpunkt von Islamisten in Duisburg aufgetaucht sein. Er soll gesagt haben, er wolle nun „hier etwas machen“ und könne „problemlos eine Kalaschnikow besorgen“.

Amri war in Nordrhein-Westfalen in den Bann eines echten Charismatikers geraten, eines Trösters und Verführers. Abu Walaa, ein 32-jähriger Iraker, predigte im Ruhrgebiet, und immer ging es um große Gefühle. Einmal erzählt er von einem behinderten Jungen, Ibrahim und dessen unerschütterlicher Lie-

be zu Gott: „Er kann nicht mal seine Hände bewegen. Er liegt im Bett. Aber ich habe nie einen Menschen gesehen, der so zufrieden ist mit seinem Leben. Er hatte so eine schöne Stimme, das könnt ihr euch gar nicht vorstellen!“ Anschließend ging es um den Dschihad, den sogenannten Heiligen Krieg.

Wenn Anis Amri mit diesem Prediger zusammen war, dann war meist auch „Murat“ dabei. Und dann erfuhren es hinterher, ganz diskret, die Staatsschützer der nordrhein-westfälischen Polizei. „Murat“ war Spitzel des Landeskriminalamts, ein V-Mann. Es gilt als Meisterstück der Staatsschützer, dass sie ihn dort platzieren konnten. Doch so wuchert seither auch ein Verdacht; wie immer, wenn ein staatlicher V-Mann länger im Einsatz war. Ein Deutschtürke, etwas übergewichtig, An-

fang 40: Hat dieser „Murat“, der in den Unterlagen des LKA den Namen VP-01 trägt, Amri auf dem Weg in die Radikalität angestachelt? Der Vorwurf steht jetzt im Raum, auch wenn er von dubioser Seite erhoben wird, nämlich von anderen Islamisten. Und noch eine Frage gibt es. Wenn die Behörden so viel wussten, hätten sie Amri dann nicht stoppen können?

Schon seit dem 17. Februar 2016 klassifizierten sie ihn als sogenannten Gefährder. Doch im Zusammenspiel der Bundesländer ging bald der Überblick verloren. Bis 11. März 2016 war das LKA Nordrhein-Westfalen für Amri zuständig, vom 11. März an das LKA Berlin und vom 10. Mai an wieder NRW. Auch waren mindestens sieben Staatsanwaltschaften mit Ermittlungen gegen ihn befasst. An einem Freitag im Mai 2016 entschied das

Land Berlin: Anis Amri sei nicht mehr als Gefährder anzusehen. Entwarnung. Am folgenden Dienstag entschied das Land Nordrhein-Westfalen: Doch doch, Amri gelte von nun an als Gefährder.

Im Laufe des Herbstes verloren die Sicherheitsbehörden den Mann mit den 14 Namen aus den Augen. Im Dezember schlug er zu. Er hatte nicht mehr lange zu leben. Amri geriet am Morgen des 23. Dezember nördlich von Mailand in eine Polizeikontrolle, zog die Waffe, mit der er den Lkw-Fahrer ermordet hatte, und starb bei dem Schusswechsel mit den Beamten. Was bleibt, sind viele offene Fragen und die Trauer um zwölf Menschen.

Ronen Steinke ist Redakteur im Ressort Innenpolitik der Süddeutschen Zeitung.



Fotos: Odi Andersen/APP, AP



FOTOREPORTAGE

GIPFEL DES CHAOS

Vor dem Gipfel war es, als schreie die halbe Stadt: „No G 20!“ Zumindest nahe der Messe, dem Zentrum des G-20-Gipfels, in den linksbürgerlichen Stadtteilen St. Pauli, Karo- und Schanzenviertel prangte die Botschaft auf Plakaten und Wänden: Das Treffen der wichtigsten Industrie- und Schwellenländer war nicht erwünscht hier, in unmittelbarer Nachbarschaft zum kapitalismuseindlichen Subkulturzentrum Rote Flora. Gleichzeitig stellte die Polizei die Wasserwerfer vor, mit denen sie beim Gipfel für Ordnung sorgen wollte. SPD-Bürgermeister Olaf Scholz sagte: „Es wird Leute geben, die sich am 9. Juli wundern werden, dass der Gipfel schon vorbei ist.“

Und dann? Der Gipfel begann. Die Staatsleute verhandelten inmitten einer 38 Quadratkilometer großen Zone, in der die Versammlungsfreiheit per Allgemeinverfügung aufgelöst war. Gleichzeitig verrichtete ein schwarzer Block aus angereisten Linksextremen und Trittbrettfahrern sein zerstörerisches Werk. Plünderer zogen durch die Straßen, Autos brannten, Scheiben splitterten. 31 000 Einsatzkräfte, modernstes Gerät und eine Strategie der Strenge hatten die Sicherheit der Gipfel-Teilnehmer gewährleistet, nicht aber die Sicherheit der Normalbürger. Die hohen Gäste um US-Präsident Donald Trump schlossen ihre Minimalkompromisse und flogen ab. Zurück blieb eine verwundete Stadtgesellschaft. Die Polizei lässt Kritik abperlen, obwohl ihr Vorgehen mal übertrieben hart wirkte, mal seltsam zurückhaltend. Konservative forderten eine neue Härte gegen Linksextreme. Es gibt harte Gerichtsurteile gegen überführte Randalierer. Bürgermeister Scholz sitzt trotz seiner Fehleinschätzung alle Vorwürfe aus. Der Staat hat jedenfalls viel Vertrauen verloren durch die sture Art, mit der er den mächtigen G-20-Gipfel in die Enge der Stadt Hamburg setzte. *Thomas Hahn*

Fotos: Leon Neal/Getty Images, Kai Pfaffenbach/Reuters, Daniel Bockwoldt/DPA, David Young/DPA, Christof Stache/AFP (2), Friedemann Vogel/Getty Images, Thomas Lohmeier/Getty Images (2), Evan Vucci/AP, Pawel Hopczynski/Reuters, Patrick Stollartz/Reuters



Galgenhumor:
Nachbarn Monika
Maier und Michael Seitz
vor dem zerstörten
Handwerkerhaus in
München-Giesing.
Wie hier sind in vielen
Städten bewahrenswerte
Ensembles in Gefahr.

Michael Seitz kickt einen Stein, der Stein rollt bis an einen Bauzaun. Hinter dem Bauzaun: Rohre, Dämmwolle, Nägel und Folie, Kabel, Steine. Es ist das, was übrig bleibt, wenn man ein Haus in seine Teile zerlegt. „Es ist an Dreistigkeit nicht zu überbieten“, sagt Michael Seitz.

Anfang September, Obere Grasstraße 1, München-Obergiesing. Ein Bagger reißt ein Loch in die Fassade eines denkmalgeschützten Hauses. Seitz ist der Nachbar, er hat gehört, wie die Schaufel krachte, er hat gesehen, wie der Putz bröckelte. Dann hat er sich in das Loch gestellt und die Polizei gerufen. Baustopp. Und trotzdem kam am nächsten Tag der Bagger wieder und verwandelte das Haus

in den Schutthaufen, der sich hinter dem Zaun türmt.

Michael Seitz, 53, schüttelt den Kopf. Für ihn ist hier nicht nur ein denkmalgeschütztes Haus abgerissen worden, ohne Genehmigung. Er und die Nachbarn glauben, dass der Besitzer das Haus zerstören ließ, damit er höher bauen kann, noch teurer verkaufen. Und deshalb geht es für sie auch jetzt noch darum, wem die Stadt gehört. Den Spekulanten und Maklern? Seitz kickt den nächsten Stein. Sicher, sagt er, die Menschen ziehen in die Metropolen. In München leben 1,55 Millionen. 2025 sollen es 1,75 Millionen sein. Und sicher stellt sich dabei immer eine Frage: Wie viel Altes soll bewahrt werden?

In den deutschen Boomregionen hat es der Denkmalschutz zunehmend schwer. In Ber-

GIER

METROPOLEN

In neun Minuten macht ein Bagger in München ein denkmalgeschütztes Haus platt.

Typisch für die Frage:
Wie wollen wir in
unseren Städten leben?
Von Gianna Niewel

Foto: Catharina Hess

lin fiel Putz von der Decke der Friedrichswerderschen Kirche, Stadtteil Mitte, nachdem der Besitzer des Nachbargrundstücks zu nah an sie herangebaut hatte. Im Kreis Gotha, Thüringen, soll der Besitzer eines Schlosses aus dem Jahr 1827 enteignet werden, weil er es verfallen ließ. In Bayern nehmen sie jeden Monat etwa 20 Gebäude auf die Denkmalschutzliste – und streichen etwa genauso viele wieder. Ein Grund: Die Besitzer haben irgendetwas umgebaut oder abgebaut, unerlaubterweise. Und oft auch ungestraft. Die Behörden kommen zu spät, die Bausünde ist verjährt. So einfach ist das. Michael Seitz lacht, es ist ein eher spöttisches Lachen. Das, was in der Oberen Grasstraße 1 passiert ist, ist schließlich keine Bausünde.

Eine Frau kommt die Straße entlang, Jeans, weite Bluse, die braunen Haare hochgebunden. Seitz hat am Donnerstag im Loch gestanden. Monika Maier war am Freitag da, als der Bagger wiederkam. Ihre Handyvideos erzählen die Geschichte so: Der Baggerfahrer rammt die Schaufel in den Dachstuhl des Hauses. Der erste Balken fällt, der zweite. Der Baggerfahrer reißt mit der Schaufel an der Fassade des Hauses, er zerreißt die Wand. Auf der Straße stehen ein paar Nachbarn, reungslos. War nicht Baustopp? Irgendwann fragt wer: Hat jemand die Polizei gerufen?

Kurz nach der Polizei fahren Mitarbeiter der Lokalbaukommission vor, der Unteren Denkmalschutzbehörde, sie schauen auf den Bagger. Dann schauen sie auf die Trümmer. Neun Minuten habe der Abriss gedauert, sagt Monika Maier.

Am ersten Tag behauptet der Baggerfahrer zunächst, er arbeite an der Straße, dann schlägt er ein Loch in die Fassade. Am zweiten Tag kommt ein anderer Baggerfahrer und reißt das Haus gleich ganz in Trümmer, springt aus der Kabine, läuft weg. Und der Eigentümer sagt nur, er habe von all dem nichts gewusst.

Das denkmalgeschützte Haus ist Teil der Feldmüllersiedlung, benannt nach Therese Feldmüller, die hier Mitte des 19. Jahrhunderts Land kaufte, es in Parzellen teilte und die Parzellen wieder verkaufte an Handwerker und Tagelöhner. Eine Art früher sozialer Wohnungsbau. 46 solcher denkmalgeschützter Handwerkhäuser gibt es in der ganzen Stadt. Oder muss man jetzt sagen: 45?

Es gibt unter Denkmalschützern den Spruch: „Was weg ist, ist weg.“ Dasklingt flapsig, dabei drückt es die Not aus. Keine Behörde der Welt kann immer da sein, wenn ein Bagger anfährt. Sie ist angewiesen auf Menschen, die es ernst meinen.

Was weg ist, ist weg? Da ist noch was. Michael Seitz und Monika Maier laufen vor der

Baustelle auf und ab und zeigen: den Keller, die Giebelwände, die Mauern. Und da ist eine Stelle im Denkmalschutzgesetz, auf die sie hoffen, Artikel 15, Absatz 4. „Wer widerrechtlich (...) Denkmäler zerstört oder beschädigt, ist unabhängig von der Verhängung einer Geldbuße zur Wiedergutmachung des von ihm angerichteten Schadens bis zu dessen vollem Umfang verpflichtet.“

Es ist doch so, sagt Monika Maier: 500 000 Euro kassiert er höchstens als Strafe. Wenn er neu und höher bauen darf, verkauft er eine einzige Wohnung für mehr Geld – und lacht sich kaputt. Er sollte verpflichtet werden, den Schutt zu sortieren, die alten Steine zu stapeln, die Holzbalken herauszuziehen. Er sollte das Haus so wieder aufbauen müssen, wie es war. Das wäre Wiedergutmachung.

Die Machtlosigkeit der Denkmalschützer bündelt sich in dem Satz: „Was weg ist, ist weg.“

Wiedergutmachung ist wichtig, Strafe auch. Sonst klaffen bald in München und Hamburg und Berlin Lücken, weil irgendwer irgendwo was abgerissen hat, Baggerfahrer werden nach dem Abriss weglaufen, und Eigentümer werden laufen gelassen. Und deshalb schaut gerade die ganze Stadt, was in der Oberen Grasstraße passiert.

Es wird noch dauern, bis etwas entschieden ist. Die Juristen kennen keinen vergleichbaren Fall, den sie heranziehen könnten. Währenddessen prüfte die Stadt, ob ein Wiederaufbau, zumindest teilweise, mit den noch vorhandenen Baumaterialien möglich ist. Der Eigentümer erhielt im November schon mal einen Bescheid, er musste den Schutt sortieren, musste schauen, was noch zu erhalten ist. Die Nachbarn in der Siedlung freut das. Aber sie machen sich auch Gedanken darüber, wie so etwas in Zukunft verhindert werden kann. Man müsse die Denkmalschutzgesetze verschärfen, sagt eine Frau, die Geldbußen sind zu niedrig. Ein Mann findet, die Stadt sollte über eine Enteignung des Grundstücks nachdenken. Ein anderer Mann schiebt seinen Rollator an die Baustelle: „Es braucht einfach wieder mehr Anstand.“ Dann geht er weiter.

Michael Seitz ist nach Hause gegangen. Er hat eine Obstkiste genommen und sie vor das gestellt, was vom Haus übrig geblieben ist, er baut 1840, Denkmalschutznummer D-1-62-000-4866. Und seine Frau hat rote Grablichter angezündet.

Gianna Niewel ist Redakteurin im Ressort Seite Drei der Süddeutschen Zeitung.



Joachim Käppner ist Autor im Ressort Innenpolitik der *Süddeutschen Zeitung*. Was ihn an der Geschichte der *Landshut* besonders beeindruckt, ist der Lebensmut der früheren Geiseln.



01 Das Wrack: Die *Landshut* Anfang 2017 auf dem Flugzeug-Schrottplatz in Brasilien.
02 Das Todesspiel: Die entführte *Landshut* auf dem Flughafen von Dubai, Oktober 1977.

DIE HEIMKEHR

ZEITGESCHICHTE 40 Jahre nach dem „Deutschen Herbst“ ist die damals entführte Lufthansa-Boeing „Landshut“ wieder zu Hause. Zwei ehemalige Geiseln erinnern sich. Von Joachim Käppner

Nichts hat mehr an damals erinnert, keine Bordtüren mit Einschusslöchern, keine der Sitzreihen mehr, in denen die Geiseln mit Alkohol übergossen und mit dem Tod durch Verbrennen bedroht wurden. Nur ein schmutziger Metallboden und ebensolche Wände. Und doch hat Gabriele von Lutzau die *Landshut* sofort wiedererkannt, als sie im Inneren der Maschine stand, und sie empfand ein Gefühl tiefer Dankbarkeit. Gabriele von Lutzau ist ein lebensfroher Mensch geblieben, sie sagt über den Besuch: „Es war, als ob man nach vielen Jahren eine alte Freundin treffen würde. Ihr gehört noch immer mein Herz.“

Kann man einem Gegenstand dankbar sein? Geht das überhaupt? Gabriele von Lutzau sagt: „Ich bin der Maschine wirklich dankbar, dass sie so lange durchgehalten hat.“ Der *Landshut* verdankt sie ihr Leben. Ende März stand die ehemalige Stewardess

erstmalig seit 40 Jahren wieder im Inneren der Boeing 737, in der sie 1977 als Geisel gefangen war: „Das Wiedersehen war aufregend, spannend, bewegend, aber ein durch und durch positives Erlebnis.“

Am 13. Oktober 1977 hatte ein palästinensisches Terrorkommando die Lufthansa-Maschine entführt, um die RAF-Häftlinge von Stammheim freizupressen. Tagelang dauerte der Irrflug, dann, am 18. Oktober, stürmte die Spezialeinheit GSG 9 das Flugzeug und befreite die Geiseln. Es war der Höhepunkt jenes „Deutschen Herbstes“, an den sich die Republik 2017, also 40 Jahre danach, eher mit Unbehagen erinnerte – Unbehagen darüber, wie junge Menschen, die sich als Idealisten verstanden, in eine wahnhaftige Welt aus Gewalt und Gewissenlosigkeit abgleiten konnten; Unbehagen aber auch darüber, wie sehr der Staat im Bemühen, den bewaffneten Angriff auf die freiheitliche Republik abzuwehren, deren Werte zu verletzen drohte. Nichts an-

deres hatten die Terroristen der RAF ja gewollt: dem System die „Maske vom Gesicht zu reißen“. Als Gabriele von Lutzau am frühen Morgen plötzlich eine deutsche Stimme hörte „Wo sind die Schweine?“, als GSG 9-Männer wie aus dem Nichts kommend in die Maschine stürmten, drei Geiselnnehmer erschossen und eine vierte Terroristin schwer verletzt, da hatte die RAF diesen Kampf, den sie nie gewinnen konnte, endgültig verloren. Die Stammheimer Häftlinge nahmen sich das Leben, ihre Gesinnungsgenossen ermordeten den entführten Arbeitgeberpräsidenten Hanns Martin Schleyer; sie setzten ihren Terrorfeldzug noch Jahre fort, aber der Zenit war überschritten.

Die Stewardess Gabriele von Lutzau und Copilot Jürgen Viotor haben 1977 durchgehalten: Viotor steuerte das schwer angeschlagene Flugzeug nach Mogadischu, nachdem die Terroristen im jemenitischen Aden den Kapitän, Jürgen Schumann, ermordet hatten;

Gabriele von Lutzau wurde später in der Presse als „Engel von Mogadischu“ gefeiert, weil sie so vielen Menschen half. Für eine TV-Dokumentation des Südwestrundfunks (SWR) zum 40. Jahrestag der Entführung flogen die beiden im Mai nach Fortaleza in Brasilien. Dort nämlich war die Maschine plötzlich wieder aufgetaucht, oder besser: Jürgen Viotor und viele Luftfahrt-Aficionados wussten immer, wo die später verkaufte und vielfach umgebaute, dann als Frachtflugzeug genutzte Maschine war; am Ende landete sie auf einem Flugzeug-Schrottplatz in Fortaleza. Aber der Öffentlichkeit war all dies völlig unbekannt, als zu Jahresbeginn der Journalist Eckart Lohse in der *Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung* Wege und Irrwege der *Landshut* rekonstruierte.

Ehemalige Geiseln wie Jürgen Viotor und Gabriele von Lutzau sowie der Buchautor Martin Rupps setzten sich für ihren Erhalt ein. Im Wahljahr 2017 machte Außenminister

Sigmar Gabriel (SPD) es zur Chefsache, die *Landshut* heimzuholen. Es dauerte Monate, kostete viel Geld, erforderte Verhandlungen mit diversen brasilianischen Behörden und Unterbehörden. Aber dann, am 23. September, sah Viotor in Friedrichshafen zufrieden zu, wie zwei fliegende Kolosse, russische Großraummaschinen, landeten, in ihrem Inneren die auseinandergeschraubte Boeing. Die *Landshut* war wieder zu Hause.

Sie soll auf dem Gelände des Luft- und Raumfahrtmuseums der Dornier-Stiftung in Friedrichshafen zu besichtigen sein und an die Jahre der Gewalt, auch an die Geiseln und ihr Schicksal erinnern. Viele von ihnen blieben mit diesem Schicksal allein oder kamen nie von ihm los.

In der Nacht vor der Befreiung saß die junge Stewardess Gabriele von Lutzau, die damals noch ihren Mädchennamen Dillmann trug, im Dunkeln und wartete auf das Ende. Zuvor hatten die vier Terroristen gedroht, das



01

Flugzeug zu sprengen und alle 90 Geiseln darin zu töten. Und eine palästinensische Frau hatte Gabriele Dillmann und die Passagiere auf den Sitzen neben ihr mit Alkohol aus dem Duty-free-Angebot der Boeing 737 überschüttet, auch einen dreijährigen Jungen, die jüngste Geisel. Damit sie besser brennen, wenn „Mahmud“, der Anführer des Kommandos, die Maschine anzünden würde.

Empfindet sie noch Hass? Nein, sagt Gabriele von Lutzau, „Hass ist das nicht. Aber Wut und vor allem Unverständnis. Wie kann man so etwas tun und glauben, damit eine gerechtere Welt zu schaffen?“ Sie hat das Trauma nicht Macht über ihr Leben gewinnen lassen. Damals verstörte sie vor allem eine Geste, welche im Denken der Terroristin wohl als besonders menschlich galt. Die Entführerin beugte sich zu ihr hinunter, die hilflos und mit Strümpfen an den Sitz gefesselt dahockte: „Sie flüsterte mir zu, mich und den kleinen Jungen würde sie erschießen, bevor uns die Flammen erreichen.“

Dann aber erhielten die Entführer eine Nachricht aus Bonn: Bundeskanzler Helmut Schmidt werde ihre Forderungen erfüllen, alle gefangenen RAF-Terroristen im Austausch gegen die Geiseln der *Landshut* freilassen und nach Mogadischu ausfliegen, noch in dersel-



02

01 Gerettet: Die befreiten Geiseln bei der Landung in Frankfurt am 18. Oktober 1977, Gabriele von Lutzau, leicht verletzt, stützt sich auf den Co-Piloten Jürgen Vietor.
02 Heimgekehrt: Die *Landshut* im Bauch eines Frachtflugzeugs 2017 in Friedrichshafen (oben); Vietor (2. von links) und Gabriele von Lutzau (ganz rechts) nehmen sie in Empfang.

”

Hass empfinde ich nicht. Aber noch immer Wut und vor allem Unverständnis.“

Gabriele von Lutzau, 1977 Stewardess und Geisel in der „Landshut“, im Rückblick nach 40 Jahren

ben Nacht. Die Fesseln der Passagiere wurden gelöst. Gabriele Dillmann aber, die nichts davon wissen konnte, saß schlaflos da, bis sie dieses ganz leise Geräusch hörte, dem sie aber keine Beachtung schenkte. Auch Vietor vernahmes, er hatte, über sich die Sterne Afrikas, in sich hilflosen Zorn, einige Minuten zuvor noch wortlos vorne im Cockpit neben „Mahmud“ gegessen, dem Killer, der seinen Freund Jürgen Schumann ermordet hatte. Dann war er zurückgegangen in die Passagierkabine. Das Geräusch, kurz und kaum vernehmlich, stammte von den Leitern, welche die Elitepolizisten der GSG9 im Schutz der Dunkelheit an die Türen lehnten. Schmidt hatte geblufft. Kein Weg führte von Stammheim nach Mogadischu.

Jürgen Vietor trat im Jahr 1977 schon wenige Wochen, nachdem er durch ein Notfenster mit dem Kopf voran in der Freiheit aufge-

schlagen war, schon wieder zum normalen Dienst im Cockpit an. Es war das Cockpit der *Landshut*.

Er hat noch sein Flugbuch von 1977, da steht es genau: „Tag, Monat: 29.12. / Kennzeichen-Registration: ABCE“. CE „für Charlie Echo“, sagt Vietor, das Kürzel für die *Landshut*. An jenem 29. Dezember 1977 hat er sich schon gefragt, ob die Lufthansa mal so richtig seine Nerven testen wollte. Aber die Maschine flog wieder, es ging von Hannover nach London, was sollte er tun? Heute würden ganze Stäbe von Traumapsychologen und Kriseninterventionsberatern alles versuchen, um eine solche Situation zu vermeiden. Es war eine andere Zeit. Vietor stieg, ohne sich etwas anmerken zu lassen, wieder hinein ins Cockpit; die Maschine trug keine Spuren mehr von all dem Blut, den Einschüssen; roch nicht mehr nach Angst und Schweiß und Exkrementen wie in Mogadischu.

Die neuen Passagiere haben öfter gefragt: Ist das hier wirklich *DIE Landshut*?

Sie war es. Vietor ist nun 74 Jahre alt und noch immer ein kräftiger Mann; die Terroristen haben gedroht, ihn zu erschießen, ihm die Pistole an die Stirn gehalten. Er hielt durch und kehrte zurück in sein Leben, heute sagt er: „40 Jahre heilen alles.“

Fotos: DPA, Amd/Wiegmann/Reuters

Hand in Hand ist ...

... gemeinsamen Plänen den perfekten Rahmen zu geben.



BILANZ
Gründerwettbewerb
„Start Me Up!“
Bis 31.03.2018
teilnehmen!
Mehr Infos unter
www.bilanz.de

Hand in Hand ist ...



HanseMerkur

Beruflich kümmern Sie sich um die wichtigen Themen – aber wie sieht es bei Ihnen persönlich aus? Wenn es um Ihre Kranken-, Unfall- und Berufsunfähigkeitsversicherung oder Ihre Reiseabsicherung geht, können Sie sich auf die HanseMerkur verlassen. Setzen Sie auf die Stärke der Gemeinschaft eines Versicherungsvereins auf Gegenseitigkeit und stellen Sie mit uns Ihr individuelles Versicherungspaket mit Tarifen nach Maß zusammen!

Wie können wir Ihre Pläne unterstützen?

INNENPOLITIK

Deutschland hat einen neuen Bundespräsidenten – doch der Nachfolger von Joachim Gauck verharret noch im Findungsprozess. In Freiburg stellt ein Mordfall die deutsche Willkommenskultur auf die Probe. Und Justizminister Heiko Maas gelingt ein Schlag gegen Hasskriminalität im Netz.



Schwieriger Rollenwechsel

Welch kleiner Schritt: Läppische drei Kilometer sind es vom Auswärtigen Amt am Spreekanal rüber zum Schloss Bellevue in Berlin Mitte. Nur ein kleiner Ortswechsel also für Frank-Walter Steinmeier, den Ex-Außenminister, der am 12. Februar zum zwölften Bundespräsidenten Deutschlands gewählt wird. Und es geht gut los: „Geben Sie Deniz Yücel frei!“, ruft Steinmeier bei seiner Antrittsrede in Richtung Türkei, dann reist er quer durch Deutschland, um mit Bürgern zu reden und für die Demokratie zu streiten. Später geißelt er Schmähungen im Wahl-

kampf und besucht Wladimir Putin in Russland. Aber sonst? Steinmeier, so scheint es, fremdelt noch ein wenig mit seinem neuen Amt, er merkt wohl: Die Anforderungen an einen Bundespräsidenten unterscheiden sich eben doch von den Aufgaben eines Chefdiplomaten. Der Vollblut-Außenpolitiker, der es genoss, hinter den Kulissen auf den großen Bühnen der Weltpolitik an kleinen Details zu feilen, muss nun den öffentlichen Dialog suchen, muss inspirieren und manchmal auch auf kleinen Bühnen große Worte finden. Welch großer Schritt!

Ein Lehrstück

DER PROZESS GEGEN
HUSSEIN K. IN FREIBURG

Es ist ein Fall von politischer Tragweite, nicht nur, weil er den Hassparolen der Rechten Vorschub leistet. Im September begann in Freiburg der Prozess gegen Hussein K., jenen afghanischen Asylbewerber, der im Oktober 2016 die Studentin Maria L. vergewaltigt und getötet hat. Eines machte der Prozess klar: Das System der Flüchtlingsaufnahme hatte versagt. Weder wussten die deutschen Behörden, dass K. in Griechenland bereits Asyl beantragt hatte, noch, dass er dort wegen eines Angriffs auf eine Frau zu zehn Jahren Haft verurteilt worden war. Ohne Probleme kam K. vor dem Jugendamt mit seiner Lüge durch, er sei 16 und habe deshalb Anspruch auf die Behandlung als minderjähriger Flüchtling. Und wie konnte es seinen fürsorglichen Pflegeeltern entgehen, dass der junge Mann Drogen nahm und Alkohol in großen Mengen konsumierte? Sein Zufallsopfer war eine christlich engagierte Frau, Tochter eines hochrangigen EU-Beamten. Der Prozess ist voller persönlicher Tragik, aber auch ein Lehrstück über die Grenzen der Willkommenskultur.



Das kleine
1+1

KRISELNDE
SPD

+

SCHULZ-
EFFEKT

=

KRISELNDE
SPD



Gegen den Hass

Seine Amtszeit dauerte nicht lang, aber vielleicht wird sie Geschichte schreiben. Es war sein Plan, sein Projekt: Justizminister Heiko Maas (SPD) will das „verbale Faustrecht“ im Netz beenden. Das „Netzwerkdurchsetzungsgesetz“ zwingt soziale Netzwerke wie Facebook zu dem, was sie von allein nicht tun: einer besseren Aufsicht und Durchgreifen gegen strafbare Hasskommentare. Im Juni folgt der Bundestag Heiko Maas nach zähem Ringen und stimmt zu.



Verbieten? Austrocknen!

Verfassungsfeindlich ja, staatsgefährdend nein. So lässt sich zusammenfassen, was die Richter des Bundesverfassungsgerichts am 17. Januar auf 300 Seiten verkünden. Mit der Entscheidung scheidet auch das zweite NPD-Verbotsverfahren in Karlsruhe. Die Richter stellen zwar explizit eine Wesensverwandtschaft der rechtsextremen Partei zur NSDAP heraus, die NPD aber ist ihnen nicht groß, nicht wichtig, nicht gefährlich genug, um sie zu verbieten. Den Ball spielen die Richter der Politik zurück, mit dem

57,7%

Niemand wurde so überzeugend gewählt wie sie: Silvia Breher, 44, CDU, Rechtsanwältin aus Borkhorn, holte den niedersächsischen Wahlkreis Cloppenburg-Vechta mit dem besten Erststimmenergebnis bei der diesjährigen Bundestagswahl. Weil es aber nicht der Tag ihrer Partei war, lässt sich selbst bei der Stimmenkönigin das Haar in der Suppe finden: Ihr Vorgänger Franz-Josef Holzenkamp hatte den tiefschwarzen Wahlkreis 2013 mit satten 66,3 Prozent gewonnen.

Das Streiflicht

(SZ) Seit kürzlich ein Pandabären-Paar namens Schätzchen und Träumchen von China nach Deutschland geflogen wurde, weiß man, dass die Chinesen gerne hohe Tiere als Botschafter in die Welt schicken. Das ist schon allein deswegen eine kluge Idee, weil Pandas auf dem diplomatischen Parkett nicht viel Porzellan zerschlagen können, anders als zum Beispiel Elefanten. Bekannt ist, dass Pandas nur einmal im Jahr Nachwuchs zeugen können und täglich bis zu vierzig Kilogramm Bambus mümmeln. Des Weiteren schrieb der Biologe Cord Riechmann, dass Pandabären „mit Vorliebe mit dem Rücken gestützt am Hang“ sitzen, „um beim Dösen nicht ins Tal zu rutschen“. Damit sei ihr Tag auch schon ausgefüllt, „und um nicht in der morgendlichen Kälte unnötig Energie zu verschwenden, stehen sie erst sehr spät auf.“ Es geht also um die Faszination des Ähnlichen. Ein Lebewesen, das am liebsten isst, schläft und einmal im Jahr Sex hat, ist auch nicht anders als wir Durchschnittsdeutschen.

Schätzchen und Träumchen haben ihren neuen Lebensmittelpunkt nicht irgendwo aufgeschlagen, sondern in der Hauptstadt. Ihre erste Woche dort haben die beiden damit verbracht, sich anzumelden, allerdings erfolglos, da es Schätzchen verabsäumt hatte, sich vor einem halben Jahr einen Termin auf einem Berliner Bürgeramt geben zu lassen. Um die Zeit zu überbrücken, schlug Träumchen vor, sie könnten doch heiraten. Auf dem Standesamt Mitte sagte man ihnen jedoch, dass es zu wenige Standesbeamte gebe und sie sich um vier Uhr morgens hätten anstellen müssen. Schätzchen wollte daraufhin sofort die erste Arche zurück nach Peking nehmen, doch Träumchen erinnerte ihn daran, dass ihr Gepäck von der defizitären Air Berlin verschlampt worden sei. Die beiden beschlossen, auswärts essen zu gehen, doch das Gras, das man ihnen im Görlitzer Park servierte, schmeckte komisch und machte Schätzchen Kopfschmerzen. Er wurde müde, schaffte es aber, im Dösen nicht den Prenzlauer Berg hinunterzurutschen.

Träumchen hingegen schnappte sich zwei Kilogramm Wegbambus und zog mit den Partylöwen mit, dorthin, wo der Bär stept. Sie war drei Tage wach und kam mit einem fürchterlichen Hangover nach Hause. Die beiden verschlafen den Tag der Paarung, und wenn sie nicht aufgewacht sind, dann sind Pandabären noch heute vom Aussterben bedroht.



MON SIEUR EUROPA

FRANKREICH Emmanuel Macron, hier auf dem Weg zu seiner Siegesrede im Hof des Louvre am 7. Mai, gibt der durch Brexit und Populismus tief verunsicherten Europäischen Union auf einmal wieder neuen Schwung. Es war höchste Zeit. Von Stefan Ulrich

01



01 Wagt mehr Europa, nicht weniger! Emmanuel Macron, hier bei seiner Grundsatzrede über die EU in der Pariser Sorbonne, ist die große Hoffnung der EU.
02 Der junge Jupiter: Macrons Selbstbewusstsein irritiert gelegentlich sogar seine Anhänger.



Stefan Ulrich

ist stellvertretender Leiter der SZ-Außenpolitik und war von 2009 bis 2013 Frankreich-Korrespondent. Emmanuel Macron ist nach Sarkozy und Hollande der dritte Präsident, den er journalistisch begleitet.

Eine Nacht in Paris. Ein junger Mann betritt die schwach erleuchtete Esplanade des Louvre im Herzen der Kapitale. Er trägt einen knapp geschnittenen schwarzen Mantel zum dunklen Anzug – und einen heroischen Gesichtsausdruck. Emmanuel Macron schreitet an diesem Abend des 7. Mai 2017, dem Tag seiner Wahl zum französischen Präsidenten, einem Duell entgegen. Dem Duell mit der Geschichte.

Seine Wähler erwarten von dem 39 Jahre alten Anführer der neuen Politbewegung En Marche, dass er die Würde des Amtes, welche die Vorgänger beschädigt haben, wiederherstellt. Und damit auch die Größe Frankreichs. Macron weiß, was er ihnen jetzt schuldig ist. Zu den Klängen der Ode an die Freude, der Europahymne, schreitet er drei ergreifend lange Minuten an der Glaspyramide vorbei zu einer Tribüne, vor der seine Anhänger die Trikoloren und die blauen Flaggen mit dem Sternenkranz wirbeln lassen. Dann löst sich seine ernste Miene in ein breites Lächeln auf, er winkt mit der Rechten den Menschen zu, die Spannung auf dem Platz weicht dem Jubel. Die Menge skandiert „Macron Président“, während im Hintergrund die eiserne Fackel des Eiffelturms stoisch in den Himmel leuchtet.

Macron hat gleich mit diesem ersten großen Auftritt nach seinem Wahlsieg gegen die extrem rechte Kandidatin Marine Le Pen gezeigt, dass er ein Meister der politischen Inszenierung ist. Da wäre der Ort: In diesem Hof des Louvre, der ehemaligen Residenz der französischen Könige, mit seiner futuristischen Pyramide, kreuzen sich Vergangenheit und Zukunft der Nation. Da wäre der einsame Marsch: Er ist eine Hommage an seinen Vorgänger François Mitterrand, der im Mai 1981, ebenfalls kurz nach seiner Wahl, ebenfalls im Mantel und ebenfalls al-

02



lein den Platz vor dem Panthéon überquerte, um in den Grüften der Ruhmeshalle großen Männern der französischen Geschichte zu huldigen. Und da wäre die Ode an die Freude: Sie soll demonstrieren, dass Macron die Wahlschlacht als glühender Europäer gegen die radikalen Nationalisten von Marine Le Pen gewonnen hat.

Das wirkt, als ob der neue Präsident da ein französisches und europäisches Märchen inszenieren wollte: Praktisch aus dem Nichts betritt ein junger Held die Szene und vertreibt mit dem Flammenschwert seines Optimismus die Kräfte der Finsternis, die sich daran machten, die Macht in Paris und in vielen anderen Hauptstädten zu ergreifen. Und enthält dieses Märchen nicht einen wahren Kern? Jedenfalls hat der Aufstieg des Arztsohnes aus dem nordfranzösischen Amiens etwas Fabelhaftes.

Gewiss, der frühere Investmentbanker, der mit seiner ehemaligen Französischlehrerin verheiratet ist, konnte schon unter dem sozialistischen Präsidenten François Hollande als Berater im Élysée-Palast und als Wirtschaftsminister Regierungserfahrung sammeln. Doch dann trat er Ende August 2016 als Minister zurück, um seine Präsidentschaftskandidatur vorzubereiten – ausgerechnet er, der noch nie in ein Amt gewählt worden war. Auch verschmähte er die sozialistischen Vorwahlen, um als unabhängiger Kandidat mit der von ihm geschaffenen Bewegung En Marche anzutreten. Die Beobachter an der Seine taxierten seine Erfolgsaussichten damals – also vor gut einem Jahr – auf nahezu null. Denn wie sollte der Mann ohne Partei gegen all

”

Jedem Anfang wohnt ein Zauber inne. Aber er hält nur, wenn auch Resultate kommen.“

*Angela Merkel,
Bundeskanzlerin, über
ihr erstes Treffen mit Macron
als Staatspräsident*

die Etablierten bestehen? Und wie gegen scheinbar übermächtige Kandidaten siegen – gegen die Zwölfender der konservativen Republikaner wie Ex-Präsident Nicolas Sarkozy, die Ex-Premiers Alain Juppé und François Fillon?

Doch dann schüttete, um im Märchen zu bleiben, eine Fee das Glück des Tüchtigen über Macron aus. Die an der Regierung verschlissenen Sozialisten legten sich bei den Urwahlen auf den blassen Linksaußen Benoît Hamon fest, der allenfalls radikal Linke ansprach. Die Republikaner wiederum entschieden sich nicht für den populären, bürgerlich-liberalen Juppé, sondern für den nationalkonservativen, charismafreien François Fillon, der sich als Saubermann inszenierte. Als sich Fillon dann in Korruptionsaffären verstrickt sah, weigerte er sich stur, für Juppé Platz zu machen.

Das kostete die Republikaner wohl die Präsidentschaft. Und das war die Chance für Macron. Wie ein Langstreckenläufer, der gegen Ende plötzlich an die Spitze stürmt, schoss Macron im ersten Wahlgang, sich geschickt in der politischen Mitte haltend, zwischen Hamon und Fillon hindurch. Seinen Anhängern verhiess er nicht weniger als eine Erneuerung Frankreichs und eine Renaissance Europas durch eine pragmatische, liberal ausgerichtete Reformpolitik. So gelangte er in die Stichwahl – gegen Marine Le Pen vom Front National.

Politisch gemäßigten Franzosen auf der Linken wie der Rechten blieb damit nichts anderes übrig, als am 7. Mai Macron zu wählen, auch wenn sie das ursprünglich gar nicht vorgehabt hatten. Die Folge: Ma-



cron gewann mit einer Zweidrittelmehrheit der abgegebenen Stimmen. Der Außenseiter zog in den Élysée-Palast ein. Bei den EU-Politikern in Brüssel und den Regierungspolitikern in Berlin knallten die Champagnerkorken. Frankreich war vor den Nationalpopulisten gerettet und damit, vorläufig, auch die Europäische Union.

Das alles geht ihm wohl bei seinem Marsch über die Esplanade durch den Kopf. Doch wie will er nun regieren? Wie eine Mehrheit bei der folgenden Wahl der Nationalversammlung erringen? Macron werde dort auf Sozialisten oder Konservative angewiesen sein, wird ihm vorausgesagt. Damit könne er seine Reformversprechen nur schwer umsetzen.

Es kommt wieder anders. Macron baut seine Bewegung zu einer Partei namens La République en Marche aus, die in den meisten Wahlkreisen mit eigenen Kandidaten antritt. Bei der ersten Runde der Parlamentswahlen im Juni wird La République en Marche aus dem Stand mit 28 Prozent stärkste Kraft. Dank des Mehrheitswahlrechts erringt die Partei des Präsidenten dann im zweiten Wahlgang eine absolute Mehrheit der Sitze. Der Weg ist für Macron endgültig frei.

Und anders als Vorgänger Hollande, der die ersten Jahre im Amt vertändelte, geht der neue Mann die versprochenen Reformen zügig an. Er will Frankreichs seit Jahren dahindümpelnde Wirtschaft beleben und dringend nötige Arbeitsplätze insbesondere für junge Franzosen schaffen. Ihm ist klar, dass er nur so die „morosité“, die miese Stimmung im Land, aufhellen und die Bürger dauerhaft für seine Politik gewinnen kann. Also beginnt der Präsident bereits im Sommer mit der schweren Reform des Arbeitsmarktes, an der seine Vorgänger weitgehend gescheitert sind.

Macron lässt sich von seiner Mehrheit in der Nationalversammlung eine Art Blankovollmacht geben, um den in Frankreich sehr stark aus-

gebauten Kündigungsschutz zu verringern. Zudem können künftig leichter auf Betriebsebene Vereinbarungen geschlossen werden, was die kämpferischen Gewerkschaften schwächt. Der heiße Herbst mit Massenprotesten, der Macron deswegen prophezeit wird, bleibt jedoch weitgehend aus. Stattdessen marschiert der Präsident weiter – mit einer Steuerreform, die Gutverdiener und Kapitalerträge entlastet. Macron will damit Investitionen anregen, handelt sich aber auch den in Frankreich besonders schweren Vorwurf ein, ein „Präsident der Reichen“ zu sein.

Die nächste Großbaustelle: Europa. Schon im Wahlkampf hatte Macron, gegen den scheinbaren Stimmungstrend, verkündet, nicht weniger, sondern mehr EU zu wollen. Frankreich allein sei der Globalisierung weitgehend schutzlos ausgeliefert. Nun, nach der Wahl, geht der Präsident die „Neugründung Europas“ mit einer Reihe großer Reden an. Im September fordert er – effektbewusst vor der Akropolis in Athen – ein Europa, das demokratischer wird und seine Bürger besser schützt. Kurz darauf buchstabiert er an der Sorbonne in Paris, wie er sich ein stärkeres Europa vorstellt: Die Eurozone soll mit einem eigenen Budget, Finanzminister und Parlament stabilisiert werden. Die ganze EU müsse zur „ökologischen Avantgarde“ werden.

Auch brauche die Union ein Verteidigungsbudget und eine Eingreiftruppe. Und weiter geht es, im Oktober, diesmal zur Eröffnung der Buchmesse an der Goethe-Universität in Frankfurt. „Wir brauchen Visionen für Europa“, sagt der Mann aus Paris.

Deutschland führt auf einmal nicht mehr allein in Europa. Der Partner Frankreich ist wiedervoll da. Das führt zunächst einmal zu Erleichterung. Macron war der Favorit Angela Merkels im französischen Wahlkampf. Doch nun fängt dieser fast irritierend selbstbewusste Mann an, die Bundesregierung vor sich herzutreiben, und das in einer

”

Frankreich hat immer die Rolle gespielt, europäische Ideen zu unterbreiten.“

Emmanuel Macron, Präsident Frankreichs, auf der Frankfurter Buchmesse

03 Viele Stimmen gewonnen und doch alles verloren: Rechtsaußen-Kandidatin Marine Le Pen.

04 Ein Triumph, auch für Europa
05 Am Tag der Präsidentschaftswahl mit Anhängern (7. Mai).

06 Un bisou: Macron mit Ehefrau Brigitte.



Zeit, in der diese durch die Bundestagswahl und die anschließende schwierige Koalitionsbildung vor allem mit sich selbst beschäftigt ist. Auch lassen sich die französischen Vorstöße für mehr Solidarität in Europa – im Klartext: die Deutschen sollen mehr zahlen – nicht mehr so leicht wie bisher mit dem Verweis abtun, Frankreich möge erst einmal seine Hausaufgaben machen und die Staatsschulden unter Kontrolle bekommen. Denn auch daran macht sich Macron. Er lässt seine Minister sparen. Solidarität in Paris gegen Solidarität in Berlin – das ist eine Formel, die nicht so leicht zurückgewiesen werden kann.

„Die Symbiose zwischen Frankreich und Deutschland ist die Bedingung dafür, dass Europa vorankommt“, sagt der Präsident, der seine Rolle schon mal mit derjenigen des römischen Göttervaters Jupiter vergleicht. Europäische Anleihen, europäische Arbeitslosenversicherung, der Schutz europäischer Schlüsselindustrien vor Übernahme durch die Chinesen – die Ideen gehen dem Mann im Élysée nicht aus.

Natürlich weiß Macron, dass Umbauarbeiten im Europa der – nach dem Brexit – 27 Mitgliedsstaaten schwer zu stemmen sind. Daher

spricht er sich dafür aus, ein kleinerer Kreis williger Staaten solle voranmarschieren. Ländern wie Polen und Ungarn, die in der Flüchtlingskrise fast keine Solidarität zeigten, hält er durchaus undiplomatisch vor: „Europa ist kein Supermarkt.“ Die Botschaft: Die Regierungen in Warschau und Budapest können sich nicht die Strukturhilfen aus den Regalen picken und die Flüchtlinge verschmähen.

Kein Zweifel: Macron hat die Dynamik in Europa fast im Alleingang gedreht. Die Zeichen stehen wieder auf Zukunft für die EU. Doch Macron ist eben kein Märchenprinz, der keinerlei Schwächen zeigt. Er wirkt öfters unduldsam, autoritär und geradezu arrogant. Protestierenden Arbeitslosen ruft er schon einmal zu, sie sollten da hingehen, wo es Jobs gibt, statt Chaos anzurichten. Mal spricht er über „analphabete Arbeiter“, mal über Menschen, „die nichts sind“. Das erobert viele Franzosen, die ihrem Präsidenten unterstellen, er sei ein elitärer Volksverächter, der den Interessen der Eliten diene. Macron wird da an sich arbeiten müssen.

Auch sein bisweilen selbstherrlicher Regierungsstil stößt auf Kritik. Jupiter im Élysée – das ist selbst den Franzosen, die sich starke Präsidenten wünschen – zu viel. Die Stärke dieses Mannes, sein phänomenales Selbstvertrauen, läuft immer Gefahr, in Hybris umzukippen. Sollte der Präsident dies erkennen und bekämpfen, könnte er tatsächlich zu einem der ganz großen Franzosen und Europäer werden, der einen Vergleich mit François Mitterrand nicht zu scheuen braucht. Sein Marsch in der Siegesnacht über die Esplanade des Louvre zeigt jedenfalls: Dies ist der Maßstab, an dem er gemessen werden will.



TRUMPELTIER AUF REISEN

USA Muss man froh sein, dass der neue Präsident noch keinen Weltkrieg angezettelt hat? Mit seiner hysterischen Außenpolitik hat Donald Trump dem eigenen Land und dem ganzen Westen geschadet. Von Stefan Kornelius

Donald Trump mit Ehefrau Melania bei der Ankunft in Hamburg, wo er beim G-20-Gipfel turbulente Tage erlebte.



Stefan Kornelius

leitet das Ressort Außenpolitik der *Süddeutschen Zeitung*. Mit dem Phänomen Trump kam er erstmals als 19-Jähriger in Kontakt, als er staunend in der Eingangshalle des gerade fertiggestellten Trump Towers stand.

Die Gralshüter der internationalen Politik bedienen sich gerne einer Sprache, die ihrem Tun eine höhere Weihe, den Anschein großer Weitsicht und gedanklicher Tiefe verleiht. So trat der Sicherheitsberater von US-Präsident Donald Trump, H.R. McMaster, im Herbst vor die Kameras des Fernsehsenders Fox News und formulierte einen Satz, der die Außenpolitik seines Chefs und damit auch seine eigene Arbeit in die Liga der ganz Großen heben sollte: „Trump hat uns geholfen, unsere strategische Kompetenz wiederherzustellen.“

Dieser Satz ist interessant, weil er erstens unterstellt, dass die USA ihre strategische Kompetenz vor Trump, also unter Präsident Barack Obama, zerstört hätten. Diese Behauptung wird unter Republikanern aller Glaubensrichtungen (also Trumpisten, Evan-

gelikalen, Tea-Party-Anhängern und den klassischen Ostküsten-Eliten) gerne verbreitet. Der Verlust des amerikanischen Einflusses wird mit Obamas Mangel an Führung etwa in Nahost oder im Spiel mit Russland begründet. Zweitens ist der Satz interessant, weil er Trumps Anteil relativiert: Der Präsident hat „geholfen“, er hat es nicht allein getan. Dennoch unterstellt McMaster, drittens, es gebe nun wieder eine Strategie.

Dass der Nationale Sicherheitsberater seine Arbeit wie all seine Vorgänger seit spätestens Henry Kissinger einer höheren Logik unterordnet, dass er sie gerne eingebettet sähe in einer Art außenpolitischen Vision, geboren in einer intellektuellen Großanstrengung, das darf man ihm nicht verübeln. Tatsächlich aber ist McMaster sehr allein mit seiner Analyse. Denn in Wahrheit entzieht sich die Außenpolitik Donald Trumps aller herkömm-

lichen Deutung. In Wahrheit widerspricht sie nahezu allem, was Amerika in den vergangenen fast hundert Jahren wichtig war und was das Land in dieser Zeit groß und mächtig gemacht hat.

Nach jedem Regierungswechsel in den USA dauert es einige Monate, bis die Antriebsräder der verschiedenen Ministerien und Behörden ineinandergreifen. Deswegen sind die ersten Monate meist ereignisarm, ein Präsident hält sich in der Regel zurück mit Reisen in andere Länder und programmatischen Aussagen. Bei Donald Trump lag die Sache anders. Die ersten elf Monate seiner Amtszeit bescherten dem politischen Betrieb einen geradezu hysterischen Behauptungskampf.

So wie Trump im Wahlkampf alle Grenzen zwischen Innenpolitik und Außenpolitik niedergerissen hat, so trieb er auch nach seiner Amtsübernahme die USA und damit den Rest

der Welt durch ein Wechselbad der Emotionen – immer begleitet von der Frage: Was eigentlich will er? Wie gefährlich ist das? Im Schlagabtausch mit dem nordkoreanischen Machthaber Kim Jong-un eskalierte der Streit so sehr, dass der Vorsitzende des außenpolitischen Ausschusses im Senat, Trumps großer Widersacher Bob Corker, gar einen Weltkrieg heraufziehen sah. Weltkrieg? Die Vokabel fiel nicht selten im ersten Trump-Jahr, und manchmal konnte man sich des Eindrucks nicht erwehren, dass so mancher Unruhestifter sich selbst zur Mäßigung rief, um nicht wirklich eine Eskalation hin zu einem Krieg „mit dem Verrückten“ zu riskieren.

Das Muster, das sich dabei herausbildete, verschafft wenig Lust auf die nächsten Jahre: Erschütterung und Zerstörung sind die am meisten gebrauchten Vokabeln zur Beschreibung der Trumpschen Politik. Begleitet von

einer meist düsteren Weltsicht lässt sich Trumpleiten von seinem Wunsch nach Isolationismus und Stärke, einem Desinteresse an den Gesetzen der Globalisierung, der Absage an internationale Organisationen, Bündnisse. Es sind die klassischen Schemata von Freund und Feind, Gut und Böse in der amerikanischen Außenpolitik. Leitlinien des „Westens“, einer liberalen, regelbasierten und auf demokratischen Grundsätzen ruhenden Politik, tauchen nicht auf in seinem Gedankengut. Menschenrechte auch nicht. Seine Reden und vor allem seine Twitter-Botschaften (die wohl authentischsten Zeugnisse seiner Denke) bilden ein simplifiziertes Weltbild ab, in dem die USA benachteiligt sind und sich zur Überwindung dieser Nachteile von der Welt abwenden müssen.

Die isolationistische Ideologie, „America first“, wird begleitet von dem tiefen Wunsch,

alle Spuren des Vorgängers im Amt zu tilgen, ganz gleich, was danach folgt. Die drei wichtigsten außenpolitischen Entscheidungen der ersten Monate folgen diesem Muster: die Aufkündigung des gerade beschlossenen pazifischen Freihandelsabkommens TPP, das den Einfluss der USA vor allem im Wettstreit mit China sichern sollte; die Aufkündigung des Pariser Klimaabkommens – ein Schritt, der die USA von allen anderen Staaten der Erde trennt; und die graduelle Aufkündigung des Nuklearabkommens mit Iran, das eine der größten Rüstungsbedrohungen dieser Zeit unter Kontrolle halten sollte.

Den größten Schock aber löste Trump aus, weil er kaum Interesse an den klassischen Allianzen zeigte und stattdessen eine fröstelnde Nähe zu autoritären und autokratischen Staaten lenken pflegte. Nach dem G-7-Gipfel in Taormina, wo alle Hoffnungen auf eine Wiederkehr einer berechenbaren USA verflohen waren, verdichtete Bundeskanzlerin An-



Selbst im US-Senat ging die Furcht um, Donald Trump könnte im Konflikt mit Nordkorea einen Weltkrieg heraufbeschwören. Oben: südkoreanische und amerikanische Kampfflugzeuge Seite an Seite. Unten: eine Anti-USA-Kundgebung in Pjöngjang.



gela Merkel das Problem in zwei Sätzen: „Die Zeiten, in denen wir uns auf andere verlassen konnten, die sind ein Stück vorbei. Wir Europäer müssen unser Schicksal wirklich in unsere eigene Hand nehmen.“

Die USA, seit Woodrow Wilson und ungeachtet aller Irrungen und Wirrungen der Weltpolitik ein Vorbild, verwandelten sich unter Trump in ein seltsames Amalgam: Während der Präsident arabische Potentaten und chinesische Autokraten hofierte, bemühte sich die außenpolitische Elite um Schadensminimierung. Außenpolitische Größen im Kongress reisten plötzlich um die Welt, Außenminister aus aller Welt hofierten die Mächtigen auf dem Kapitolshügel. Um Trump herum wurde eine Art Sicherheitsring gebildet, den der Präsident mit Leichtigkeit und mit Twitter immer wieder durchbrach.

Daran konnte auch die außenpolitische Leibgarde des Präsidenten wenig ändern, die sich nach schweren Krisen in den ersten

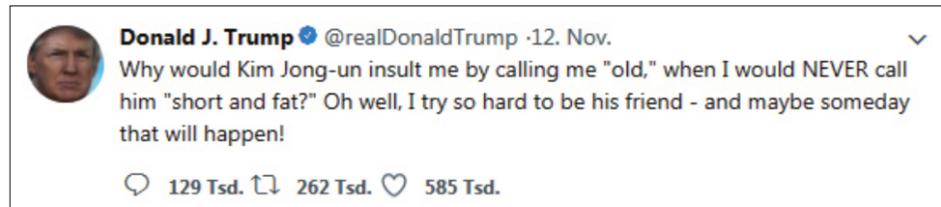
Amtswochen aus einem bestimmten Beraterstypus zusammensetzte: pensionierte Generale und Manager der Großindustrie, Leute also mit Führungserfahrung und Kenntnis klarer Hierarchien. Erst als im Weißen Haus der aus der Parteiführung rekrutierte Stabschef Reince Priebus ausgewechselt und durch den Ex-General John Kelly ersetzt worden war, konnte der Sicherungsring um den Präsidenten als geschlossen gelten. Ganz dicht war er dennoch nicht.

Außenminister, Verteidigungsminister, Stabschef und Sicherheitsberater ist es dennoch zu verdanken, dass die impulsive und widersprüchliche Art des Präsidenten nicht noch mehr Schaden anrichtete. Jedenfalls versahen die vier ihre Aufgabe, als müssten sie die Welt vor dem Mann im Oval Office schützen. Die Politik blieb defensiv, manchmal destruktiv, nie konstruktiv.



Der Kollaps der amerikanischen Außenpolitik zeugt freilich auch davon, wie sehr diese Politik in der Zeitrechnung vor Trump von einer Gruppe von Experten gesteuert wurde, die möglicherweise unterschiedlichen Denkschulen entstammten, die aber immer den gleichen Anspruch hatten: Amerika muss führen. Sie kannten die Welt – und die Welt kannte sie. Dann kam Donald Trump und er brachte das amerikanische Hinterland mit an den Verhandlungstisch. Wähler, denen die Welt eher unheimlich ist und die in der Globalisierung einen Feind sehen. Die Mauer für die Grenze zu Mexiko, die Feindseligkeit gegenüber Immigranten, der Hass auf den Freihandel – das ist die Welt jener Mehrheit, die Trump an die Spitze getragen hat.

Stephen Bannon, der später geschasste, aber wohl nie endgültig entmachtete Chefideologe in Trumps Orbit, verstand es prächtig, diese Wählergruppen gegen die ver-



hassten Eliten in Stellung zu bringen. Trumps Außenpolitik fährt in dieser Spur.

Die festgefügte Weltsicht von Trumps Wählerklientel erklärt auch, warum der Präsident zumindest zu Hause keine Sorge vor jenen außenpolitischen Skandalen zu haben braucht, die ihm vom ersten Amtstag an verfolgten. Russlands Einmischung in den Wahlkampf? Mögliche Erpressbarkeit wegen mutmaßlicher Sexorgien in russischen Hotelbetten? Dubiose Geschäftsallianzen der Söhne mit China? Die exponierte Rolle von Tochter und Schwiegersohn im Entscheidungszentrum der USA?

In der Vor-Trump-Politik hätte jeder Fall den Anfang vom Ende bedeutet. Bei diesem Präsidenten aber führt die Skandalreihe vielleicht zu schlechten Zustimmungswerten, aber seine Kernklientel wittert hinter den Meldungen Verschwörungen und Lügen. Ein dicht gesponnenes Netz aus Halbwahrheiten und Behauptungen trägt Trump, und die Schlagzahl des gesprochenen und getwitterten Wortes erlaubt keine Zeit für Empörung über all die eklatanten Widersprüche und Absurditäten. Die *Washington Post* hatte bis Mitte Mitte November in den Äußerungen des Präsidenten 1628 Lügen oder Unwahrheiten gefunden. Das macht 5,5 pro Tag.

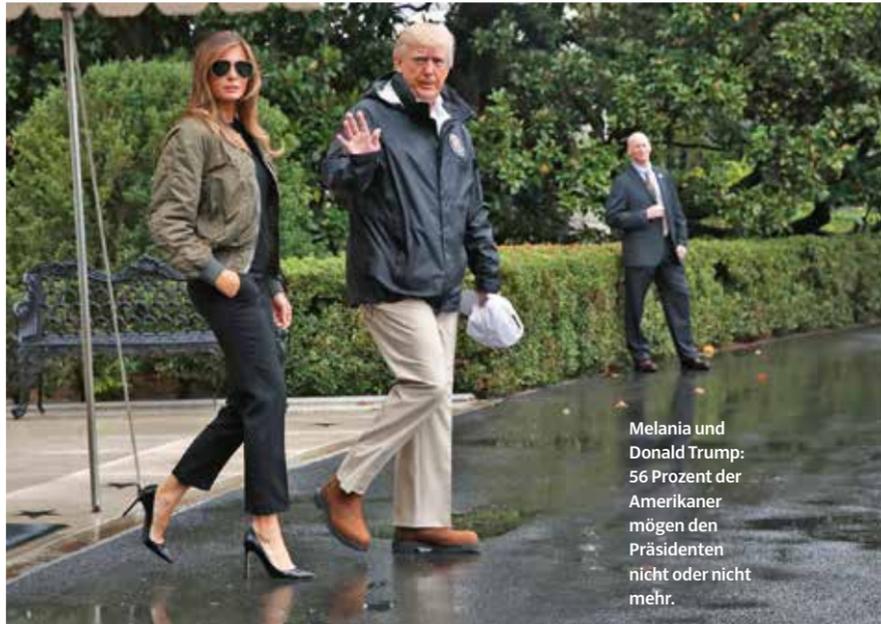
Ein Zufall wollte es, dass Trump am Jahrestag seines Wahlsieges auf den chinesischen Präsidenten Xi Jinping traf. So zwang



sich der direkte Vergleich auf zwischen Politikern, zwischen Staaten, ja Systemen, die um den Vorrang in der Welt wetteifern. Das Ergebnis gibt weder dem Präsidenten noch seinem Land Anlass zum Feiern. Trump hat binnen 365 Tagen die Welt nachhaltig verändert. Er hat Amerika schwächer gemacht, der internationalen Ordnung geschadet und Risiken gesät. Die überwölbende Doktrin seiner Präsidentschaft, „America first“, heißt im Umkehrschluss: Die USA ziehen sich aus der Welt zurück. Das Land hat sich als berechenbarer Akteur und als Garant einer einst selbstkreierten Weltordnung entpflichtet. Trumps Präsidentschaft verstümmelte, was nahezu ein Jahrhundert lang Amerikas Macht und Einfluss in der Welt ausgemacht hat. Diese selbst verursachte Schwächung kennt in der neueren Geschichte kaum einen Vergleich. Nirgendwo ist die Kräfteverschiebung besser zu sehen als im Verhältnis zu China.

Amerikas Attraktivität speiste sich jahrzehntelang aus derselben Quelle: Offenheit, Liberalität, Freude an Allianzen, Bindung an Werte und Recht. Diese Fundamente der liberalen Ordnung des Westens sind nicht zertrümmert. Aber Donald Trumps Präsidentschaft hat ihnen mit dem Presslufthammer gewaltige Risse zugefügt. Amerika hat diese Welt des Westens geschaffen, nun nimmt Trump Amerika auseinander. Und den Westen gleich mit.





Melania und Donald Trump: 56 Prozent der Amerikaner mögen den Präsidenten nicht oder nicht mehr.

Der Sieg hat viele Väter, die Niederlage ist ein Waisenkind. Diese alte Weisheit erfuhr aufs Schmerzlichste Ed Gillespie, als er am 7. November die Gouverneurswahlen im US-Bundesstaat Virginia verlor. US-Präsident Donald Trump distanzierte sich umgehend von seinem Parteifreund, selbstverständlich per Twitter: „Ed Gillespie hat hart gearbeitet, aber er hat nicht mich dargestellt oder wofür ich stehe.“ Ein gutes Jahr nach der Präsidentschaftswahl gewannen die Demokraten die Gouverneurswahlen von New Jersey und Virginia sowie erneut den Bürgermeistersitz von New York. Die große Mehrheit der Amerikaner ist nicht mehr zufrieden mit Trump, sie wünscht sich, eine andere Person wäre Präsident – oder der Amtsinhaber würde sich zumindest anders benehmen, als er es tut.

Laut Umfragen sind 57 Prozent der Amerikaner mit Trumps Arbeit unzufrieden, nur 39 Prozent zufrieden. 56 Prozent der Bürger mögen ihn nicht, 39 Prozent mögen ihn. So unbeliebt war nie ein Präsident so kurz nach seinem Amtsantritt, und das trotz guter Wirtschaftsdaten. Das Vertrauen der Amerikaner in ihre Politiker und der Stolz auf ihre Demokratie sind auf historische Tiefstände gesunken. 70 Prozent der Bürger sind der Meinung, dass Amerikas Gesellschaft so gespalten und zerstritten ist wie seit einem halben Jahrhundert nicht mehr. Und die Mehrheit gibt Trump eine wesentliche Mitschuld daran.

Der frühere Immobilienunternehmer aus New York genießt öffentliche Kämpfe, und er hat im vergangenen Jahr jede Menge davon mit aller Härte geführt. Trump neigt dazu,

politische Auseinandersetzungen mittels beleidigender oder vulgärer persönlicher Attacken auszutragen. Jede Kritik empfindet er als Kränkung, weshalb er regelmäßig den Moment verpasst, an dem er sich aus Rücksicht auf die Würde des Amtes zurückhalten sollte. Der Präsident hat auf diese Weise einen rüden Ton in die US-Politik gebracht, den es zuvor so selbst hier nicht gab. Washington war zwar schon vor Trump kein besonders ziviler Ort. Doch die gegenseitige Abneigung zwischen Demokraten und Republikanern hat noch einmal zugenommen.

Der Präsident zieht auch gegen Parteifreunde zu Felde, Kritiker macht er mundtot.

Der Präsident zieht freilich auch gegen Parteifreunde zu Felde, die er für illoyal oder unfähig hält; ebenso gegen Journalisten oder einfache Bürger, von denen er sich irgendwie herausgefordert fühlt. Das republikanische Partei-Establishment hat er praktisch mundtot gemacht. Einst einflussreiche Senatoren wie der altgediente Falke John McCain haben nichts mehr zu sagen. Prominente Trump-Kritiker wie die Senatoren Jeff Flake und Bob Corker geben ihre Sitze auf.

Von seinen Wahlversprechen hat er noch keines erfüllt – mit Ausnahme des Ausstieges aus dem Pariser Klimaabkommen. Weder hat der Bau der Mauer an der Grenze zu Mexiko begonnen, noch wurde die Gesundheitsreform des früheren Präsidenten Barack Obama abgeschafft (oder gar, wie angekündigt, durch etwas „Wunderbares“ ersetzt). Auf die

geplante Steuersenkung warten die Amerikaner ebenfalls noch. Stattdessen hat Trump mit neuen Visa- und Immigrationsbestimmungen ein Klima der Angst unter Millionen Einwanderern geschaffen.

Der zerstörerischste Beitrag Trumps zur politischen Kultur der USA ist jedoch die Normalisierung der Lüge. Der Präsident ist ein notorischer Lügner, und es scheint ihn überhaupt nicht zu kümmern, dass viele seiner Unwahrheiten leicht entlarvt werden können. Manchmal lügt er, weil die Wahrheit seine Eitelkeit verletzt, etwa als weniger Zuschauer zu seiner Amtseinführung kamen als einst zu der Obamas. Manchmal lügt Trump auch, weil er die Wahrheit schlicht nicht kennt oder nicht kennen will. So behauptet er, ein Wirtschaftswachstum wie derzeit habe es in den USA „seit vielen Jahren nicht gegeben“. Ein Blick in Statistiken zeigt, dass das Wachstum vor drei, vier Jahren zuweilen noch höher war.

Trumps gefährlichste Lüge ist allerdings die, dass alle, die ihm nicht huldigen, keine echten Amerikaner seien. Kritiker als unpatriotisch zu brandmarken, als Verräter gar, ist ein altbekannter Trick von Autokraten. Gerade deswegen hatten Amerikas Gründerväter es zur Pflicht jedes echten Patrioten erklärt, die eigene Regierung mit Skepsis zu betrachten. Trump redet hingegen einem unkritischen, engstirnigen, kitschigen – und überwiegend weißen – Patriotismus das Wort, der keinen Widerspruch gegen den Präsidenten duldet. Das spaltet Amerika. Viele echte Patrioten beten, dass es ihr Land nicht zerreißt.

Hubert Wetzel ist USA-Korrespondent der Süddeutschen Zeitung.

KÖNIG. DER LÜGE

USA Innenpolitisch fehlen Trump die Erfolge, er schasst reihenweise Personal. Erreicht hat er nur eines: die politische Kultur endgültig zu vergiften. Von Hubert Wetzel

Manchmal will ein Mensch nichts sagen und sagt doch irgendwie alles. Am 31. Oktober war so ein Moment. Im Justizausschuss des amerikanischen Senats befragte der Senator Al Franken von den Demokraten den Justiziar von Facebook, Colin Stretch. Es ging darum, wie Russland Facebook benutzte, um den amerikanischen Wahlkampf zu beeinflussen. „Wie kann es sein“, wollte der Senator wissen, „dass Facebook nicht den Zusammenhang hergestellt hat, dass Wahlwerbung, die in Rubel bezahlt wurde, aus Russland kommt?“

Es lohnt sich, den Wortwechsel der beiden ausführlich wiederzugeben. Stretch also begann seine Antwort so: „In der Rückschau hätten wir weitsichtiger sein müssen. Es gab Zeichen, die wir übersehen haben, und nun machen wir...“ Franken fuhr dazwischen: „Sie können nicht Rubel und eine Wahlwerbung in Verbindung bringen und zu dem Schluss kommen: Hm, das könnte etwas Böses ergeben?“

Stretch wiederholte seinen Zeichen-Satz. Franken: „Okay, okay. Kann Facebook zusichern, in Zukunft keine Wahlwerbung mehr zu schalten, für die in ausländischer Währung bezahlt wird? Sagen wir mit Rubel oder nordkoreanischem Won?“

Stretch: „Senator, ich verstehe Ihr Argument, aber die Währung...“

Franken: „Sie können meine Frage nicht mit Nein beantworten?“

Stretch: „Die Währung...“ Franken: „Sagen Sie einfach Ja oder Nein, Sir.“

Stretch: „Der Grund, warum ich zurückhaltend beim Thema fremde Währung bin, ist, dass es relativ einfach ist für Menschen mit bösen Absichten, die Währung zu wechseln.“

Franken: „Warum würde jemand mit bösen Absichten sagen: Ich trickse Facebook aus, ich bezahle jetzt mit nordkoreanischem Won?“

Stretch: „Senator, unser Ziel ist, sicherzustellen, dass wir alle Formen von Missbrauch angehen.“

Franken: „Und mein Ziel ist, dass Sie das alles besser durchdenken.“

Die Phase ist längst vorbei, in der die sozialen Medien nur als Verheißung gesehen wurden. Ja, es ist großartig, wenn man bei Facebook nur den Namen eines Menschen einzugeben braucht, den man aus den Augen verloren hatte – und schon ein paar Sekunden später chattet man womöglich mit ihm. Aber der Mensch hat noch keine Erfindung getätigt, die er nicht alsbald auch anders genutzt hätte, als seine Erfinder das gedacht hatten.

Das Foto ist echt, aber wer ist der Mensch, den es darstellt? Die junge Amerikanerin namens Jenna Abrams jedenfalls, die russlandfreundliche Meinungen vertritt, gibt es nicht. Sie ist ein Konstrukt von russischen Hackern.



WO DER RUBEL ROLLT

FACEBOOK Ist der Konzern bereit, gegen manipulierte Wahlpropaganda vorzugehen? Von Detlef Esslinger

Was der Mensch mittels Facebook und Twitter eben auch kann: Worte und Bilder als Waffen einsetzen. Er macht andere Menschen und ihre Meinungen nieder, und dabei besteht sein Publikum aus all den Millionen oder Milliarden Nutzern eines Netzwerks. Die reagieren sogleich mit Klicks auf „Gefällt mir“, „Traurig“- oder „Wütend“-Symbole. Und der Mensch kann andere Menschen manipulieren: etwa indem er Lügengeschichten in einer früher undenkbareren Geschwindigkeit verbreitet. Russlands Präsident Wladimir Putin ist vielleicht kein großer Stratege, immerhin aber ein begnadeter Taktiker, der Gelegenheiten erkennt, in den Demokratien des Westens Verwirrung zu stiften.

Facebook schätzt, dass Politwerbung aus Russland insgesamt 150 Millionen Nutzern präsentiert worden ist. Darin wurde Angst vor Muslimen geschürt, der Rassenkonflikt in den USA wurde angeheizt – ohne dass die Herkunft der Spots erkennbar war. Bei Twitter soll es mehr als 36 000 russische Pseudo-Nutzer gegeben haben – Menschen, die gar nicht existieren, sondern reine Roboterkonstrukte („Bots“) sind. Im Präsidentschaftswahlkampf in den USA sollen diese Bots 1,4 Millionen Tweets in die Welt gesetzt haben. Eine Firma in St. Petersburg hat sich auf dieses Geschäft spezialisiert, ein ehemaliger Mitarbeiter verriet: „Unser Auftrag war es, Amerikaner gegen ihre Regierung aufzubringen.“ Gegen Obama und damit gegen die von ihm unterstützte Hillary Clinton.

Mark Zuckerberg, der Gründer von Facebook, hat sich dies lange nicht vorstellen können oder wollen: dass er eben auch ein Einfallstor für Propaganda geschaffen hat, ein Instrument zur Zersetzung der Demokratie. Auch im französischen Wahlkampf in diesem Jahr waren russische Akteure aktiv. Im deutschen Bundestagswahlkampf waren es wohl hiesige Rechtspopulisten und -radikale, die in Russland erprobte Methoden anwandten. Bots aus St. Petersburg spielten kaum eine Rolle, aber dies weniger aus dem Grund, dass Merkel kein lohnendes Ziel gewesen wäre – sondern weil die deutschen Behörden aus dem US-Wahlkampf gelernt hatten. Schon Monate vor der Wahl warnten sie laut vor den Methoden aus Russland. Damit war denen die subversive Kraft genommen.

Die Fragen für 2018 sind: Wird Facebook willens sein, etwas zu lernen? In den Worten des Senators Franken: „dass Sie das alles besser durchdenken?“ Oder muss die Politik Regeln schaffen, um Demokratien vor Zuckerberg und Putin zu schützen?

Detlef Esslinger ist stellvertretender Leiter des Ressorts Innenpolitik der SZ.

ORGIEN DES TODES

USA Massaker in Las Vegas, Massaker in Texas. Der Waffenwahn fordert seinen Tribut, und die Politik schaut weiter zu. Von Reymer Klüver

zum Opfer. 1999 ermordeten zwei High-School-Kids in Columbine, Colorado, zwölf Mitschüler und einen Lehrer. 2012 erschoss ein 20-Jähriger an der Sandy Hook Elementary School in Connecticut 27 Kinder und Lehrer, 2016 starben in einem Schwulen-Nachtclub in Orlando 50 Menschen. Und das sind nur die spektakulärsten Fälle. Im Jahr 2016 wurden in den USA laut dem *Gun Violence Archive* insgesamt 15084 Menschen durch Schusswaffen getötet.

Gewiss, überall auf der Welt hat es schreckliche Massenmorde gegeben, sogar mit größeren Opferzahlen. Der rechtsradikale norwegische Mörder Anders Breivik tötete 2011 sogar 77 Menschen. Doch das sind Einzelphänomene. In Amerika gibt es eine stete Folge solcher Attacken. Der Waffenwahn fordert seinen Tribut. Nirgendwo in Nicht-Kriegsgebieten sind Waffen so verbreitet wie in den USA: 89 Schusswaffen im Privatbesitz kommen auf 100 Amerikaner; in Deutschland sind es nicht einmal acht auf 100 Einwohner (siehe Grafik auf dieser Seite). Und nirgendwo dürften Waffen so leicht erhältlich sein wie in den USA. In einigen Bundesstaaten sind halbautomatische Schießkolben in Tankstellen zu kaufen, wenn eine Computerabfrage beim FBI keine auffällige Rückmeldung bringt.

Das alles wurzelt in ur-amerikanischer Tradition. Jedem ist es laut Verfassung erlaubt, eine Waffe zur Selbstverteidigung zu tragen. Dass dieses Recht zu einem Glaubenssatz konservativer Amerikaner geworden ist, hat viel mit der starken Waffenlobby zu tun. Waffengegner konnten einen geradezu schizophrenen Trend nachweisen: Noch jedes Mal nach einem größeren Massaker wurden die Regeln für den Waffenbesitz in einzelnen Bundesstaaten gelockert. Nach dem Todesreigen vom Vegas Strip sah es kurz aus, als könnte dieser Trend umgekehrt werden, doch das Verbot der *bump fire stocks* blieb im Kongress hängen. Dann kam eine neue Horror-Nachricht aus Sutherland Springs, Texas. Ein ehemaliger Soldat erschoss dort am 5. November 26 Gottesdienstbesucher. Der größte Massenmord in einer US-Kirche. Nichts wird sich ändern im Umgang Amerikas mit den Waffen. So zynisch es klingt: Das nächste Massaker kommt bestimmt.

Reymer Klüver, SZ-Redakteur, war von 2005 bis 2012 US-Korrespondent der Süddeutschen Zeitung.

Es war ein lauer Spätsommertag in der Wüste von Nevada, 24 Grad noch um neun Uhr abends. Beim „Route 91 Harvest“-Festival am südlichen Ende des Las Vegas Boulevards hatte Country-Star Jason Aldean gerade mit seinem Konzert zum Abschluss des Musikfests begonnen. „When She Says Baby“ sang er. Von den gut 20 000 Besuchern sangen viele ausgelassen mit, und so dachte man zunächst an ein Feuerwerk, als Schüsse fielen. Dann stürzten die Ersten, tödlich getroffen, Chaos brach aus. Menschen suchten in Todesangst nach Deckung, manche liefen, wie gehetzte Hasen, über das mit Sterbenden und Verletzten übersäte Gelände. Ein Mann warf sich über seine Begleiterin, um sie zu schützen. Sie überlebte, er starb. Ein gerade aus dem Einsatz heimgekehrter Soldat der Marines leistete im Kugelhagel Erste Hilfe.

Das Morden hatte kurz nach 22 Uhr am Abend des 1. Oktober begonnen. Es dauerte zehn Minuten. Von einem Zimmer in der 32. Etage des gut 400 Meter entfernten Mandalay Hotels in Las Vegas feuerte der 64-jährige Stephen Paddock wahllos in die Besuchermenge: Mehr als 500 Schüsse gab er ab, mithilfe sogenannter *bump fire stocks*, die es ihm erlaubten, seine halbautomatischen Gewehre mit der Geschwindigkeit vollautomatischer Waffen abzufeuern. 58 Menschen starben, 546 wurden verletzt. Am Ende erschoss sich der Täter in seinem Hotelzimmer. Die Polizei fand dort 23 Schusswaffen und haufenweise Munition – alles legal erworben. Ein Motiv war zunächst nicht zu erkennen. Es war der schlimmste Massenmord durch Schusswaffen in der Geschichte der USA.

Im Internet gibt es Listen solcher US-Massaker, begangen von schießwütigen Irren, meist weißen Männern, rasend vor Zorn und Hass. Tatsächlich sind diese Orgien des Todes ein relativ neues Phänomen der US-Geschichte. Sie begannen 1966 an der University von Texas, als ein früherer Scharfschütze der Armee 15 Menschen tötete. 1984 fielen 21 Menschen in einem McDonald's in San Diego einem Gewalttäter



Fotos: Drew Angerer, David Becker, AFP

USA

In den USA gibt es **270 Millionen** Waffen. Zwischen 1966 und 2012 gab es **90 „mass shooters“***

01 Wo der Schütze lauerte: Der Mörder von Las Vegas zertrümmerte Fensterscheiben und schoss von oben in die Menge ...

02 ... unten rannten Besucher um ihr Leben.

Anzahl registrierter Waffen

* Gezählt werden Attentäter, die mit Schusswaffen im öffentlichen Raum mindestens vier Menschen getötet haben; Quelle: The New York Times, Adam Lankford, The University of Alabama, Small Arms Survey; SZ-Grafik: Lisa Bucher



01

WO DIE KUPPELN WEINEN

IRAK/SYRIEN Der „Kalifatstaat“ des IS ist militärisch fast am Ende. Während seine letzten Kämpfer in die Wüste flüchten, beginnt schon das Ringen um die Macht in den befreiten Regionen.
Von Paul-Anton Krüger

General Braham Doski hat seine Offiziere um sich geschart, ein charismatischer Mann in einfacher Uniform mit Bürstenhaarschnitt, glatt rasiert, auch an der Front. Sie kauern an einem Erdwall, aufgeschoben von Bulldozern in den Bergen über Baschiqa. Seit Tagen versuchen die Peschmerga auf die Stadt vorzustoßen, 15 Kilometer nordöstlich von Mossul. Hunderte Kämpfer der Terrormiliz Islamischer Staat (IS) haben sich in Baschiqa verschanzt. Die einst 30 000 Bewohner, viele Angehörige von Minderheiten, wurden vertrieben, ermordet, versklavt.

Wenn die Peschmerga Spähtrupps schicken, brechen aus Verstecken Geländewagen hervor, mit zusammengeschweißten Stahlplatten gepanzert und mit Sprengstoff gefüllt. Selbstmord-Autobomben. „Die einzige Waffe, die ihnen gewachsen ist, sind die Milan-Raketen, die uns Deutschland zur Verfügung gestellt hat“, sagt der General.

Die Großoffensive mit dem Ziel, Iraks zweitgrößte Stadt zu befreien, hat in der



Paul-Anton Krüger ist Arabienkorrespondent der *Süddeutschen Zeitung* mit Sitz in Kairo. Mehrmals ist er 2017 ins Kampfgebiet gefahren, die Befreiung Mossuls und die Vertreibung der Schreckensmiliz IS hat er direkt miterlebt.

Nacht zum 17. Oktober 2016 begonnen. Es ist der Anfang vom Ende des Terror-Kalifats, das sich damals noch über 65 000 Quadratkilometer in Syrien und im Irak erstreckt, knapp die Fläche von Bayern. „Geliebte Bürger Mossuls, die irakische Nation wird den Sieg geeint feiern!“, schreibt Premierminister Haidar al-Abadi auf Twitter.

Von Süden stoßen irakische Elitesoldaten auf die Stadt vor. 65 000 Mann haben die irakischen Sicherheitskräfte aufgeboten, neben den von den USA trainierten Anti-Terror-Einheiten die Armee, die Bundespolizei und im Hinterland von Iran unterstützte schiitische Milizen. Es gibt einen abgestimmten Plan mit den 40 000 kurdischen Kämpfern. „Es ist das erste Mal, dass wir Seite an Seite kämpfen“, sagt ein Peschmerga Ende 2016.

Kurdische Illusionen: „Es ist das erste Mal, dass wir Seite an Seite kämpfen.“

Aus den Bergen feuern türkische Haubitzen, Amerikaner, Briten und Franzosen haben Militärberater, Geheimagenten und Geschütze geschickt, sie fliegen Luftangriffe mit Kampffjets und Hubschraubern, liefern Aufklärung mit Drohnen, Satelliten und moderner Abhörtechnik. Deutschland bildet Tausende Peschmerga aus, liefert Waffen. Bagdad hat eingewilligt. Es ist ein sehr breites Bündnis, zusammengeschweißt durch den gemeinsamen Feind, den IS.

Am 24. Januar 2017 erklärt Abadi den Osten der vom Tigris geteilten Millionenstadt für befreit. Der IS hat heftigen Widerstand geleistet, sich aber nach und nach ans andere Ufer zurückgezogen. Dort bieten die engen

Gassen der Altstadt Deckung. Ein System von Tunneln ermöglicht den IS-Kämpfern, unbeobachtet von Haus zu Haus zu gelangen. Den Stadtrand haben sie haushoch mit Schutt verbarrikiert, Sprengfallen sollen die überlegene Streitmacht aufhalten. Am 19. Februar 2017 beginnt die zweite Phase der Offensive.

Ende März stehen die irakischen Truppen an den Mauern der Altstadt. Vom obersten Stockwerk eines Hauses neben dem Mossul-Museum ist die Große Moschee von al-Nuri zu sehen. Von deren Kanzel aus hat sich Abu Bakr al-Baghdadi am ersten Tag des Ramadan 1435 zum Kalifen ausgerufen, es war der 29. Juni 2014. Am berühmten schiefen Minarett weht gut sichtbar das schwarze Banner.

Noch besser ist es aus dem Osten über den Fluss hinweg zu sehen. In diesem Teil Mossuls ist das Leben zurück. Auf den Märkten gibt es frische Tomaten, Gurken, Wassermelonen, am Straßenrand werden Fisch, Ziegen und Schafe verkauft, Benzin direkt aus dem Tankwagen. Und überall wird geraucht, Zigarettens und Wasserpfeife. Was unter dem IS verboten war, ist jetzt zum Symbol der wiedergewonnenen Freiheit geworden. Die

01 Es ist vorbei: Nur Plakate und Fahnen zeugen im Juli noch von der Terrorherrschaft des IS im verwüsteten Mossul.

02 Im Zeichen des Totenkopfs: Soldat einer irakischen Antiterrorereinheit.

03 Raketenwerfer der irakischen Regierungsarmee: Bei den Kämpfen sterben Tausende Zivilisten.



02



03

Menschen klagen nicht, auch wenn es Strom nur stundenweise gibt. Nur darüber, dass ihnen die Regierung in Bagdad noch immer keine Gehälter zahlt.

Im Museum im Westen haben die Extremisten wertvolle Kulturgüter zerstört. Am Boden liegen steinerne Fragmente der berühmten Türhüter-Figur Lamassu, ein geflügelter Stierkörper mit menschlichem Kopf, mehr als zweieinhalbtausend Jahre alt, malträtiert mit Pressluftmeißeln.

Mossul: Ein US-Offizier spricht von härtesten Häuserkämpfen seit dem Zweiten Weltkrieg.

Nebenan, im Bürotrakt, hatte der IS seine Steuerverwaltung einquartiert; zu seinen besten Zeiten verfügte der angebliche Kalif über ein Jahresbudget von zwei Milliarden Dollar, erwirtschaftet aus Ölverkäufen, Steuern, dem Handel mit antiken Artefakten. Aber mit dem Verlust von Territorium brechen auch die Einnahmen und die Regierungsstrukturen des Proto-Staates zusammen, in dem zeitweise sieben Millionen Menschen leben mussten. Wer sich dem mittelalterlichen Regeln widersetzte, wurde gefoltert, angebliche Ungläubige oder Verräter wurden hingerichtet. Die geköpften Leichen stellte der IS zur Abschreckung zur Schau.

Aber auch bei der Befreiung sind oft die Zivilisten die Leidtragenden, vom IS als menschliche Schutzschilde missbraucht, gefangen zwischen den Fronten. Es sind die härtesten Häuserkämpfe seit dem Zweiten Weltkrieg, sagt ein US-Kommandeur. Wenn die Menschen fliehen, schießt der IS auf sie, mit Granaten und Scharfschützen, wahllos. Wenn sie bleiben, versteckt in ihren Häu-



Sie haben überlebt: Eine irakische Mutter vor der zerstörten Nuri-Moschee in Mossul.

ern, wie es ihnen die Regierung geraten hat, drohen Hunger, Durst und die Luftangriffe.

Acht Tage lang hat sich Muhammed Majid nicht hervorgetraut, nachdem der Lärm der Gefechte im Stadtteil al-Jawsaq verstummt war. „Drei Monate haben wir jede Nacht im Keller geschlafen“, sagt der Familienvater. „Die letzten drei Wochen verbrachten wir Tag und Nacht dort.“ Ein drei Meter tiefer Krater, ein paar Hundert Meter von seiner Wohnung entfernt, zeugt von der Wucht der Explosionen. Verbogene Metallrohre und weiße Zäune ragen aus dem Schlamm, eine Wasserleitung ist geplatzt. Von den umliegenden Gebäuden ist nicht mehr viel geblieben als Betongerippe. Am Ende der Kämpfe sind laut den UN mehr als 30 000 Gebäude beschädigt oder zerstört.

Mossuls Altstadt ist nun ein Trümmerfeld, noch immer liegen Leichen unter dem Schutt.

Der IS sprengt sogar die Nuri-Moschee, vier Wochen vor der Befreiung am 20. Juli. Geblieben ist ein Stumpf vom Minarett, die Kuppel hängt noch auf drei Säulen. Ein Symbol für die Wunden der Stadt. Die Altstadt ist ein Trümmerfeld unter einem Schleier von feinem Staub, noch Ende September, voll mit Sprengfallen. Unter dem Schutt liegen noch Leichen. Mehr als 2700 Zivilisten sind getötet worden, schätzen die UN als Minimum.

Auch in Syrien sind die Dschihadisten 2017 in der Defensive. Unterstützt von den

Amerikanern haben die Syrischen Demokratischen Kräfte seit Jahresbeginn die IS-Hauptstadt Raqqa langsam umstellt, große Gebiete im Nordosten zurückerobert. Die Türkei sieht das mit größtem Misstrauen, denn die stärkste Kraft in dem Bündnis sind die Kurdenmilizen der YPG; sie gelten Ankara als Ableger der PKK, die als Terrororganisation verboten ist. Für US-Präsident Donald Trump zählt nur der Sieg gegen den IS. Er führt im Wesentlichen die Strategie seines Vorgängers fort, auch wenn er zusätzliche US-Truppen nach Syrien entsendet.

Die große Allianz bröckelt längst, als im Juni auch die Schlacht um Raqqa beginnt, nicht weniger hart als im Westen Mossuls. Am 20. Oktober erklären die Regierungstruppen des Diktators Assad auch die einstige Kapitale des IS für befreit – aber Raqqa liegt in Ruinen. Im Irak stehen sich zur selben Zeit Peschmerga und irakische Einheiten schon wieder in Gefechten gegenüber. Der Präsident der kurdischen Autonomiegebiete, Massud Barzani, hat gegen den Willen Bagdads und der internationalen Gemeinschaft am 25. September ein Unabhängigkeitsreferendum abhalten lassen, auch in jenen Gebieten, die mit Bagdad umstritten sind und 2014 unter Kontrolle der Peschmerga kamen, als die irakischen Armee vor dem anrückenden IS floh und den Dschihadisten ihre Waffen zurückließ.

Das Referendum ist ein politischer Fehler, für den die Kurden teuer bezahlen. Nachdem irakische Einheiten und schiitische Milizen bei Hawija eines der letzten IS-Gebiete im

Irak freigekämpft haben, rücken sie auf Kirkuk vor, die Ölstadt, die von den Kurden und von Bagdad beansprucht wird. Es gibt Scharmützel, dann ziehen die Peschmerga gedemütigt ab – die Kurden waren sich untereinander nicht einig und zu schwach. Der iranische Revolutionsgarden-General Qassim Soleimani spielt sie gegeneinander aus. Geplatzt der Traum vom selbständigen Kurden-Staat.

Gegen Ende des Jahres ist die einst mächtigste Terror-Organisation der Welt militärisch weitgehend besiegt, schiitische Milizen und syrische Regierungstruppen nehmen, unterstützt von der russischen Luftwaffe, Deir al-Sour ein, die letzte Großstadt, die der IS noch kontrollierte. Nun hält er nur noch einige Flecken im syrischen Teil des Euphrat-Tals, seine Kämpfer und Kader versuchen, sich über die Türkei abzusetzen oder in den weiten Wüsten der angrenzenden irakischen Sunniten-Provinz Anbar unterzutauchen. Es sind nur mehr wenige Tausend Kämpfer; zeitweise kommandierte der Kalif 40000 Mann, unter ihnen viele Ausländer.

Vier Jahre hat es gedauert, dem mörderischen Wahn vom Gottesstaat ein Ende zu setzen.

Der IS kehrt zu seinen Anfängen zurück: als Terrororganisation, die einen Guerillakrieg führt, mit Selbstmordattentaten in Syrien und im Irak. Im Westen verüben seine Anhänger nicht mehr militärisch organisierte Attacken wie in Paris 2015; sie rasen in London, Barcelona oder New York mit Fahrzeugen in Menschenmassen, wie am 19. Dezember 2016 am Breitscheidplatz in Berlin. Elf Menschen starben, zermalmt vom Lastwagen, den Anis Amri steuerte. In Ägypten, auf den Philippinen, in Afghanistan oder Japan gibt es weiterhin aktive IS-Zellen.

Schon die Vorgänger-Organisation des IS, al-Qaida im Irak, galt einst als besiegt. Zwischen 500 und 700 Kämpfer waren nach einer gemeinsamen Militärkampagne der USA und sunnitischer Stammeskrieger 2007 noch übrig. Auch sie tauchten in der Wüste von Anbar unter, warteten, bis die Instabilität in Syrien und im Irak ihnen die Chance bot, noch brutaler und skrupelloser als zuvor ihren Wahntraum von einem dschihadistischen Gottesstaat zu verwirklichen. Es hat vier Jahre gedauert, dem ein Ende zu setzen. Aber die Region ist nicht stabiler geworden. Russland und Amerika, Saudi-Arabien und Iran, die Türkei wollen mitmischen – das Ringen um die Macht in der Region nach dem Sieg über den IS hat bereits begonnen.

BOMBE, MESSER, STEIN

TERROR Der IS inspiriert weiterhin Attentäter in aller Welt. Dazu ist oft nicht mehr nötig als ein Propagandavideo im Internet. Von Cord Aschenbrenner

Las Ramblas, der berühmte Boulevard im Zentrum Barcelonas. Einheimische und Touristen schlendern am 17. August bei schönem Sommerwetter an Restaurants und Geschäften vorbei, als plötzlich ein weißer Lieferwagen auf sie zurast. Ein Terroranschlag, 15 Menschen sterben an diesem Tag allein in Barcelona, und es ist noch nicht vorbei. Am frühen Abend filmt die Videokamera eines Haushaltswarenladens im nahen Badeort Cambrils fünfjunge Männer, die dort Messer und eine Axt kaufen. Bald danach fahren sie in einem Audi A3 in eine Menschenmenge, springen heraus und greifen wahllos Umstehende an. Es hätte auch hier viele Tote geben können, hätten Polizeibeamte die Gruppe nicht sofort gestoppt. Ein Polizist hat wohl allein vier der Terroristen erschossen. Den Tod des fünften, er trägt eine falsche Sprengstoffweste, filmen Passanten mit ihren Smartphones. Er will sich nicht ergeben und nähert sich den Polizisten, Parolen rufend, dann treffen ihn mehrere Kugeln. Der Mörder von den Ramblas wird vier Tage später entdeckt und von der Polizei erschossen. Sie

scheinen alle zu derselben islamistischen Zelle gehört zu haben, der IS rühmt sich der Tat.

Das einst ausgedehnte Territorium des IS im Irak und in Syrien mag Ende 2017 Vergangenheit sein – die Idee, die sunnitischen Muslime in einem eigenen Gottesstaat zu vereinen, ist es nicht. Im von der Scharia geprägten und vom IS regierten „Kalifat“ wurden Andersgläubige, Schiiten, Christen oder Jesiden, getötet oder versklavt. Der IS warb für die Einwanderung, etwa in dem monatlich erscheinenden englischsprachigen Online-Magazin *Dabiq*. Der selbsternannte Kalif des IS Abu Bakr al-Baghdadi, vielfach totgesagt, lebt zwar Geheimdienstberichten zufolge noch. Und die mörderische IS-Miliz ist nach den militärischen Niederlagen des Jahres 2017 nur noch ein Schatten ihrer selbst.

Aber ein nach wie vor gefährlicher Schatten. Denn der IS ruft dazu auf, den Kampf weiterzuführen – um den Preis des eigenen Lebens: „Wir erneuern unsere Aufforderung an die Gläubigen in Europa, im ungläubigen Westen, die Kreuzzügler in ihren eigenen Staaten und wo auch immer sie zu finden

sind, anzugreifen, sei es mit einer Bombe, einer Kugel, einem Messer, einem Stein.“

Waren noch die Anschläge von Paris im November 2015 und die vom März 2016 in Brüssel aufwendig geplant und koordiniert worden, so zeichnet sich mittlerweile ein weiteres Muster ab. Sobald ein selbsternannter IS-Kämpfer dazu bereit ist, zieht er auf eigene Faust los und greift Menschen an, so wie es in diesem Jahr vielfach überall in der Welt geschehen ist. Eine Art Agentenfürer im Hintergrund ist nicht mehr notwendig, wie zuletzt der Fall eines jungen Usbeken zeigte, der Ende Oktober in New York acht Menschen mit einem Auto überfuhr und tötete. Er erklärte anschließend, dass er sich von IS-Videos habe inspirieren lassen. „Unsere Arbeit ist nicht getan“, sagte Nato-Generalsekretär Jens Stoltenberg zum Auftakt eines Treffens der Anti-IS-Koalition am 9. November in Brüssel. „Während der IS Gebiet verliert, könnte er versuchen, seine Bedeutung zu beweisen, in dem er Terrorangriffe in der Region und darüber hinaus verstärkt.“

Cord Aschenbrenner ist SZ-Autor.

22. MAI

MANCHESTER

Abends um halb elf, nach dem letzten Song von Ariana Grande, ertönt im Foyer der Manchester Arena ein lauter Knall. Ein Selbstmordattentäter zündet inmitten der Fans des US-Popstars, darunter viele Kinder und Jugendliche unter 16 Jahren, eine Bombe. 22 Menschen sterben, darunter ein achtjähriges Mädchen und der Attentäter Salman Abedi, ein Brite libyscher Abstammung. Der IS behauptet, Abedi habe im Auftrag der Terrormiliz gehandelt.



17. AUGUST

BARCELONA

Ein 22 Jahre alter gebürtiger Marokkaner überfährt am 17. August mit einem Lieferwagen Menschen auf der Flaniermeile Las Ramblas. Kurz nach Mitternacht, es ist schon der 18. August, lenken Männer im nahe gelegenen Baedort Cambrils einen Pkw in eine Gruppe Passanten. Insgesamt sterben 16 Menschen bei beiden Anschlägen, mehr als 120 werden verletzt. Alle Täter werden von der Polizei getötet. Bald steht fest, dass alle Täter aus Ripoll kamen, einem Städtchen im Norden Kataloniens.



Fotos: Angel Garcia / DPA picture alliance, Jonathan Nackstrand/APP, Toby Melville/Reuters, Aef Hassan/APP, Social Media/Reuters



22. MÄRZ

LONDON

Ein Attentäter steuert ein Auto in eine Fußgängergruppe auf der Westminster Bridge; zwei Passanten sterben sofort, zwei einige Tage später. Der Täter, ein zum Islam konvertierter Brite, ersticht auf der Flucht einen Polizisten und wird dann von Sicherheitskräften erschossen. Zu dem Anschlag mit 40 Verletzten bekennt sich der IS.



16. FEBRUAR

SEHWAN

Bei einem Selbstmordanschlag auf einen Schrein liberaler Sufi-Muslime in Südpakistan werden mehr als 75 Menschen getötet, darunter 19 Kinder. Ein Attentäter sprengt sich während eines traditionellen Tanzes im Hof des Schreins in der Stadt Sehwan in die Luft, der IS reklamiert die Tat für sich.

7. APRIL

STOCKHOLM

Fünf Menschen werden zu Opfern eines usbekischen IS-Sympathisanten, der mit einem Lastwagen in der Stockholmer Innenstadt in eine Menschenmenge rast. Im Schaufenster eines Kaufhauses kommt der Lastwagen zum Stehen, der Täter flieht und wird am Abend nördlich der schwedischen Hauptstadt festgenommen. Wie sich herausstellt, hat der Mann unter mehreren Identitäten in Schweden gelebt.



1. OKTOBER

MARSEILLE

Auf dem Vorplatz des Bahnhofs Marseille-Saint-Charles geht am Nachmittag des 1. Oktober ein Mann mit einem Messer auf Passanten los. Er ersticht eine junge Frau, rennt weg, macht kehrt und tötet eine weitere Frau. Zeugen sagen später, der Mann habe „Allah Akbar“ („Gott ist groß“) gerufen. Vor dem Bahnhof patrouillieren im Zuge des in Frankreich geltenden Ausnahmezustandes Soldaten. Sie stellen den Mann noch auf dem Vorplatz und erschließen ihn. Die IS-nahe Agentur *Amag* meldet kurze Zeit später, der Täter sei ein „Soldat“ des IS gewesen. Die beiden Opfer des Attentäters waren 17 und 20 Jahre alt.



01

STURKÖPFE

KATALONIEN Regionalpräsident Puigdemont und Spaniens Premier Rajoy treiben den Konflikt um die Unabhängigkeit auf die Spitze. Zum Schaden der Demokratie. Von Thomas Urban

Nur eines lässt sich nach Monaten heftigen Schlagabtauschs zwischen Madrid und Barcelona feststellen: Mit der Absetzung der katalanischen Regionalregierung und der Verhaftung ihrer meisten Minister wegen Rebellion sowie mit den angesetzten Neuwahlen drei Tage vor Weihnachten ist das Problem längst nicht erledigt. Denn die Verfechter der katalanischen Unabhängigkeit können Hunderttausende mobilisieren, ihre Gegner aber auch.

Vordergründig lieferte der Streit um die Verteilung von Steuermitteln zwischen den Regionen, bei der sich die Katalanen stark benachteiligt sehen, den Anlass für den Konflikt. Den emotionalen Hintergrund aber bilden zwei Kapitel der Geschichte, in denen die Katalanen auf der Verliererseite standen: die Brandschatzung Barcelonas durch König Felipe V. 1714 sowie der spanische Bürgerkrieg (1936-1939), als Katalonien die Hochburg der Republikaner und Linken war, die gegen den Faschismus kämpften.

Offensichtlich wurde die Sprengkraft des Konflikts in Madrid völlig unterschätzt. Jedenfalls taten die seit 2011 regierenden Konservativen nichts, um ihn zu entschärfen. Der sture Premierminister Mariano Rajoy hat jegliches Gespräch über den umstrittenen Fiskalpakt brüsk abgelehnt. Die Regierung in Barcelona argumentiert, dass etwa acht Prozent der gesamten Wirtschaftsleistung Kataloniens in andere Regionen abfließt, dies sei auf die Dauer nicht zu verkraften.

Die 7,5 Millionen Einwohner der Region machen etwa ein Sechstel der Bevölkerung Spaniens aus, sie erwirtschaften aber mehr als ein Fünftel des BIP. Knapp ein Viertel der Industrieproduktion kommt von dort. Doch spiegeln diese Zahlen nur unvollkommen die Bedeutung für die gesamte spanische Volkswirtschaft wider: In der Region sind die Hochtechnologieunternehmen beheimatet. Die Katalanen gelten als effektive Organisatoren und geduldige Tüftler, außerdem sind sie stolz auf ihre Sparsamkeit. Sie sind die Schwaben Spaniens – die Spanier aus den anderen Regionen ärgern sich über den sprichwörtlichen katalanischen Geiz oder machen Witze darüber.

Eines der Grundmotive des jetzigen Konflikts ist es denn auch, dass man in Barcelona der Regierung in Madrid einen intransparenten und verschwenderischen Umgang mit Geld vorwirft; viele Katalanen meinen, sie würden allein ihre Region besser verwalten. Die vor zehn Jahren ausgebrochene große Krise in Spanien, die ja Folge einer grob fahrlässigen Wirtschaftspolitik der Zentralregierungen ist, liefert ihnen Argumente dafür, ebenso wie die gigantischen Korruptionsaffären, in die Politiker der konservativen Volkspartei Rajoy verwickelt sind.

Nach dem Fiskalpakt hat Barcelona mehr als 90 Prozent der Steuermittel an Madrid abzuführen. Der Finanzminister der Zentralregierung befindet über ihre Verteilung. Die Katalanen beklagen, dass sie



02



03

bei Neuinvestitionen stark benachteiligt würden. Entsprechend ist die Infrastruktur in der Region mangelhaft ausgebaut und teilweise veraltet. Die Verfechter der Unabhängigkeit griffen das Thema auf, das Schlagwort von der „Ausplünderung Kataloniens“ brachte ihnen bei den Regionalwahlen 2015 fast 48 Prozent der Stimmen und eine knappe Mehrheit der Mandate im Parlament von Barcelona ein.

Diese Mehrheit beschloss unter Missachtung der eigenen Parlamentsordnung ein Referendum über die Unabhängigkeit Kataloniens. Das Verfassungsgericht in Madrid erklärte den Beschluss zwar für illegal, dennoch ließ die Regierung in Barcelona unter Carles Puigdemont den Urnengang am 1. Oktober durchführen. Bilder von prügeln den Polizisten, die Wahlurnen beschlagnahmen sollten, gingen um die Welt. Das offiziell verkündete Ergebnis: 90 Prozent stimmten für die Proklamierung einer unabhängigen Republik Katalonien, allerdings lag die Beteiligung nur bei 42 Prozent. Dies entsprach

den Umfragen, die die Regionalregierung selbst in Auftrag gegeben hatte: Nicht einmal 40 Prozent der Gesamtbevölkerung unterstützen den Unabhängigkeitskurs.

Rajoy konnte somit die „schweigende Mehrheit“ anführen, die eine Abspaltung ablehnt. Mit seinem harten Kurs konnte er sich des Beifalls der überwältigenden Mehrheit der Spanier sicher sein. In den anderen Regionen wird mit Unbehagen festgestellt, dass die Regierung in Barcelona die Autonomierechte immer weiter ausweitet. So hat die katalanische Sprache immer mehr das Spanische aus dem öffentlichen Leben verdrängt, obwohl das Gesetz Zweisprachigkeit vorschreibt. Auch findet der „Victimismo“, die katalanische Leidensgeschichte, wenig Verständnis im Rest des Landes. Zwar hat König Felipe V. vor 300 Jahren Vertreter der katalanischen Elite köpfen lassen, woran Jahrhunderte später die Erschießungskommandos Francos anschlossen. Doch seit dem Tod des Diktators 1975 sind die Katalanen keiner Repression mehr ausgesetzt; der Versuch, den Polizeieinsatz vom 1. Oktober als solche darzustellen, schlug fehl.

So lässt sich der Konflikt auf zwei Fehleinschätzungen zurückführen: Rajoy hat die Reform des Fiskalpakts sowie die institutionelle Aufarbeitung der Franco-Zeit blockiert. Und das Kabinett Puigdemont, der durch eine Flucht nach Brüssel seiner Festnahme entgangen ist, hat naiv geglaubt, mit ganzen 40 Prozent Zustimmung in der Bevölkerung, aber ohne Unterstützung der Wirtschaft oder aus dem Ausland einen neuen Staat gründen zu können. Doch selbst Gegner der Unabhängigkeit sind der Meinung, dass die Verhaftung von gewählten katalanischen Politikern und die Verhängung ruinöser Geldstrafen der Demokratie ebenso schweren Schaden zufügen.

Thomas Urban ist Korrespondent der SZ für Spanien und Portugal.

- 01 Für die Einheit Spaniens: eine Demonstrantin in Madrid
- 02 Kompromisslos: der spanische Premierminister Mariano Rajoy
- 03 Naiv: der abgesetzte Regionalpräsident Carles Puigdemont
- 04 Für die Unabhängigkeit: Demonstration in Barcelona



04

Neuerdings trägt er wieder Krawatte. Sebastian Kurz, der im österreichischen Wahlkampf stets mit offenem Hemdkragen die Veränderung und einen neuen Stil gepredigt hatte, tritt seit seinem Wahlsieg staatsmännisch auf. Schon am Abend seines Triumphs am 15. Oktober hatte er sich bei seinem Auftritt vor den Parteifreunden, die zu Fans geworden sind, wieder des Binders besonnen. Seither sieht man ihn selten ohne. Er steht ihm gut. Er steht für das Ziel, das er beherzt und durchaus mutig verfolgt hat: Erster sein, oben ankommen, Kanzler werden. Das ist ein steiler Aufstieg. Schwindelerregend ist er nicht, und das nicht nur, weil Kurz als leidenschaftlichem Bergsteiger solche Schwindelgefühle sowieso fremd sein dürften. Diese Karriere ist bestens geplant, Schritt für Schritt, Stufe für Stufe. Denn der 31-Jährige, der noch jünger aussieht, wenn er vor einem steht, und älter wirkt, je länger man ihm zuhört, ist keiner, der etwas dem Zufall überlässt. Ein Strategie ist er vielleicht noch nicht. Aber ein wirklich guter Taktiker, der jede Chance ergreift, sobald sie sich bietet.

Zwar betont er bei jeder Gelegenheit, er habe niemals Berufspolitiker werden wollen. Allerdings hat er dann doch nichts anderes gelernt, weil er schon mit 24 Jahren sein Jurastudium abbrach, um für die konservative Österreichische Volkspartei (ÖVP) am Kabinettsstisch Platz zu nehmen als Staatssekretär für Integration. Ein paar alten Parteigranden war er aufgefallen, weil er mit so viel Elan an der Spitze der Jugendorganisation wirbelte. Von da an hat er die Spur nur noch zum Überholen gewechselt.

Schon auf diesem ersten Posten wurde klar, dass ihn niemand unterschätzen darf, jedenfalls nicht ungestraft. Was er nicht weiß, das lernt er schnell und gründlich. Er lässt sich gern und meistens gut beraten. Er gilt als geschmeidiger Zuhörer, der Ideen aufsaugt und sie bei Bedarf zu seinen eigenen macht. Und er merkt sich nicht nur Namen, Gesichter und Zusammenhänge beeindruckend gut, sondern auch, wer ihm geholfen hat und wer ihm Steine in den Weg legte. Als er zum Außenminister aufstieg mit 27 Jahren, da galt das weltweit als Sensation, zumal er über keinerlei diplomatische Erfahrung verfügte, sieht man einmal von einem Praktikum an der österreichischen Botschaft in Washington ab. Doch schon bald wusste er sich mit den Großen der Welt auf Augenhöhe zu inszenieren. Nach diesem Eilmarsch durch die Institutionen erscheint das Kanzleramt nur als logische Fortentwicklung. Doch als



01

KINDERJAHRE EINES KANZLERS

ÖSTERREICH Sebastian Kurz hat es allen gezeigt und die vorgezogenen Neuwahlen gewonnen. Zwar kommt der Praxistest erst noch – aber niemand sollte den jungenhaften Aufsteiger unterschätzen. Von Peter Münch

sieger Kurz. Er wird, so kennt man ihn, immer nur nach vorn gucken wollen und die „Bewegung“ propagieren. Liebend gern will er sich einfügen in die Phalanx der neuen und jugendlich-frischen Staatenlenker von Emmanuel Macron in Frankreich bis zu Justin Trudeau in Kanada. Doch diese Liebe wird nicht immer erwidert. Als Trudeau kürzlich auf den „neuen jungen Leader“ in Österreich angesprochen wurde, da sagte er: „Ich stimme mit ihm noch weniger überein als mit Präsident Trump.“

Peter Münch ist Österreich-Korrespondent der SZ.

Bergsteiger weiß Kurz, dass die Luft oben dünner wird. Gewiss, er hat sich abgesichert mit einer jungen und dynamischen Seilschaft, die ihn schon seit Jahren umgibt und begleitet. Nun aber braucht er auch andere Partner – zu Hause in einer Koalition mit der rechten FPÖ, oder international mit den Regierungschefs der anderen EU-Länder. Keine einfache Aufgabe ist das, zumal in der Welt draußen der innenpolitische Wunschpartner FPÖ Alarmglocken klingeln lässt. Im Wahlkampf hatte Kurz sich bereits deren rigide und rechtspopulistische Positionen in der Flüchtlingspolitik zu eigen gemacht. Das Verhältnis zur deutschen Kanzlerin Angela Merkel hat er damit nicht verbessert. Argwohn schlägt ihm zudem in der Europa-Politik entgegen, selbst

wenn Kurz nun gebetsmühlenartig versichert, seine Regierung werde europafreundlich sein. Die FPÖ gehört im Brüsseler Parlament zur Fraktion der erklärten Europafeinde rund um die Französin Marine Le Pen.

Die Erwartungen an ihn sind riesengroß im Land. Kein Wunder, er hat sie ja selbst nach Kräften geschürt. Als er an den Iden des Mai die ÖVP im Handstreich übernahm und sie für die vorgezogene Neuwahl zur „Neuen Volkspartei – Liste Sebastian Kurz“ ummodellerte, versprach er dem Wahlvolk: „Ich habe den festen Willen, das alte System aufzubrechen.“

Schon die Koalitionsverhandlungen zeigten, wie viel Beharrungskräfte noch im alten System stecken. In der eigenen Partei gilt es Rücksicht zu nehmen auf Landesfürsten und die Bünde der Bauern, Frauen oder Wirtschaftsvertreter. Und die FPÖ wird zwar im Inland von der Mehrheit als mitmischende Kraft akzeptiert, steht im Ausland aber noch unter Rechtsextremismus-Verdacht.

Da hängt also gleich ein Schatten aus der Vergangenheit über dem als Modernisierer und mozartähnliches Wunderkind gefeierten Wahl-



01 Trotz Wahlerfolgs von Kurz besiegt: FPÖ-Chef Heinz-Christian Strache, hier als Wahlkampf-Flyer.
02 Ein Mozart der Politik, ein Wunderknabe – so präsentiert sich Sebastian Kurz gern.



01

IM BANN DER ANGST

TÜRKEI Präsident Erdoğan spaltet das Land mit seiner unumschränkten Macht immer weiter. Das Verhältnis zu Deutschland ist ein einziger Trümmerhaufen. Von Christiane Schlötzer

In Ankara hat sich Recep Tayyip Erdoğan einen 1000-Zimmer-Palast errichten lassen, mit atombombensicherem Kommandokeller, umgeben von Speerspitzenzittern, verziert mit Halbmond und Stern. Auch in Istanbul gibt es eine Präsidentenresidenz, es ist ein historischer Gebäudekomplex auf einem Hügel mit Blick über den Bosphorus. Sichtbar fürs Publikum ist am Ufer nur ein Palais im osmanischen Zuckerbäckerstil: die Huber Villa. Sie gehörte einst zwei deutschen Brüdern, die dem Sultan Waffen von Krupp und Mauser verkauften. Das deutsch-türkische Verhältnis war immer schon ein besonderes.

Nicht weit entfernt von der Huber Villa liegt ein Restaurant, das der Präsident gern aufsucht. Tut er das, kreist ein Hubschrauber über der Bucht, vor dem Lokal parkt eine Kolonnenachtschwarzer Limousinen. Setzt sich der Konvoi wieder in Bewegung, stehen Bodyguards mit Maschinenpistolen in den offenen Autotüren. „Miami Vice“ am Bosphorus.

Es gibt Leute in Istanbul, die behaupten, in Erdoğan Personenschützerarmee trügen nicht alle scharfe Waffen, weil sich der Präsident inzwischen vor „friendly fire“ fürchte. Nach dem Putschversuch im Juli 2016 soll Erdoğan viele Mitarbeiter in seiner unmittel-

baren Umgebung ausgetauscht haben. Es gab Gründe genug, auch einstigen Vertrauten zu misstrauen. Schließlich macht Erdoğan bis heute für den amateurhaften, aber blutigen Putschversuch einen einstigen engen Verbündeten verantwortlich: den türkischen Prediger Fethullah Gülen.

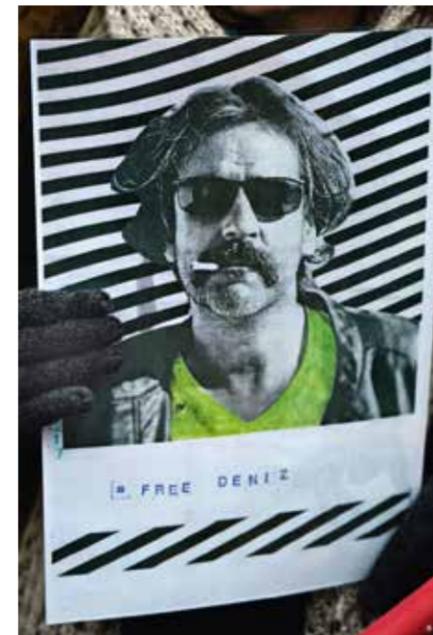
Beide, Prediger und Präsident, sind konservative Muslime und Menschenfischer. Mehr als ein Jahrzehnt lang verfolgten sie dasselbe Ziel: die Macht der alten, säkularen, kemalistischen Elite im Staat zu brechen. Sie sorgten dafür, dass Gülen's Gefolgsleute, die meisten treue AKP-Wähler, in wichtige Positionen in Beamtenschaft, Justiz, Militär und Polizei vorrückten. Der Journalist Ahmet Şık warnte deshalb vor einer Unterwanderung durch „Die Armee des Imam“. Er wurde 2011 verhaftet, die Publikation seines Buchmanuskripts verboten (da war Gülen in Ankara noch wohlgeglitten). Im Dezember 2016 wurde Şık erneut verhaftet – kurioserweise wegen angeblicher Gülen-Propaganda. In seiner Verteidigung vor Gericht sagte Şık, eigentlich müsse Erdoğan wegen Komplizenschaft mit Gülen angeklagt werden.

Die Türkei hat viele Putsche und Putschversuche erlebt, und alle haben ein Trauma hinterlassen. Nun ist es nicht anders. Der Prä-

01 Kadri Gürsel, ein regimekritischer Journalist, nach seiner Freilassung.

02 In Haft: der deutsche Journalist Deniz Yücel.

03 Es wird einsam um Erdoğan. SZ-Zeichnung: Wolfgang Horsch.



02

Fotos: Kurtulus Akti/Cumhuriyet via AP, Fabian Bimmer/Reuters

sident reagierte mit der Verhängung des Ausnahmezustands, den er immer wieder verlängert, mit einer Verhaftungswelle, Massenentlassungen in Militär, Polizei, Universitäten, Justiz. Die Opposition spricht von „Gegenputsch“. Seit Juli 2016 ist die Türkei eine Republik der Angst. Viele Türken fragen sich, wer ist der Nächste? Zum Gülen-Anhänger erklärt zu werden (es gab Hunderttausende in der Türkei) bedeutet Ächtung und vielleicht Gefängnis. Es gibt Denunzianten und Karrieristen, die profitieren möchten, wenn angebliche Putschanhänger ihre Jobs verlieren.

Wer Freund und Feind ist, bestimmen der Präsident und seine Helfer in regierungstreuen Medien oft persönlich. Verschwörungstheorien und antiwestliche Propaganda inklusive. Weil Gülen im US-Exil sicher ist, beschuldigte der frühere Chef der Streitkräfte, İlker Başbuğ, den Nato-Partner USA der Mitwirkung am Putsch. Kreml-Berater Alexander Dugin, der in einer Untersuchungskommission des türkischen Parlaments auftrat, behauptete, die Putschisten hätten mit CIA-



03

Hilfe Erdoğan stürzen, einen Bürgerkrieg auslösen und die ganze Region in Brand setzen wollen. Viele Türken glauben solche Geschichten, wenn sie diese nur oft genug hören.

So gilt selbst ein deutscher Menschenrechtler schnell als „Spion“: Peter Steudtner wird am 5. Juli bei einem Seminar auf Büyükdada festgenommen, einem hübschen Inselchen im Marmarameer. Steudtner und den mit ihm inhaftierten türkischen Vertretern von Amnesty International wird „Unterstützung“ von mehreren Terrororganisationen vorgeworfen. Steudtner's Anwalt Murat Deha Boduroğlu nennt die Anklage „wirr und widersprüchlich“. Der deutsch-türkische Journalist Deniz Yücel wird Anfang 2017 in Istanbul inhaftiert, sogar ohne Anklage.

Yücel und Steudtner sind nicht die einzigen Deutschen oder Deutsch-Türken, die 2017 in der Türkei bleiben müssen. Warum? Ein Notstandsdekret ermächtigt den Präsidenten, ausländische Häftlinge in türkischen Gefängnissen gegen Gefangene in ausländischen Haftanstalten „auszutauschen“, wenn die „nationale Sicherheit oder die Interessen des Landes dies erfordern“. Dies soll für Untersuchungshäftlinge ebenso gelten wie für verurteilte Straftäter. Lässt Erdoğan also Geiseln nehmen, um ins Ausland geflüchteter Putschisten habhaft zu werden?

In Deutschland und anderen EU-Ländern suchen 2017 mehrere türkische Ex-Generäle und hohe Staatsbeamte um Asyl nach. Auf einen Handel mit der Türkei könne man sich aber „natürlich nicht einlassen“, wird im Juli 2017 ein Sprecher des Auswärtigen Amtes zitiert. Steudtner und sein mit ihm verhafteter

schwedischer Kollege Ali Gharavi dürfen am 25. Oktober nach einer eintägigen Gerichtsverhandlung ohne Auflagen das Land verlassen, auch wenn der Prozess gegen sie weitergeht. Von einem Gegengeschäft wird nichts bekannt. Zuvor hatte Altbundeskanzler Gerhard Schröder Erdoğan besucht, in Absprache mit Angela Merkel. Yücel aber bleibt in Haft, wie auch die in Ulm geborene Journalistin und Übersetzerin Meşale Tolu, die wegen angeblicher Mitgliedschaft in einer linksradikalen Terrorgruppe angeklagt ist.

Ende des Jahres 2017 ist das deutsch-türkische Verhältnis ein Trümmerhaufen. Aus Kreisen der AKP tröpfeln vorsichtige Beschwerden über Erdoğan's Kurs, in vertrauten Zirkeln türkischer Wirtschaftsleute beklagt man den Ansehensverlust der Türkei. Wer aber zu laut klagt, wird von regierungsnahen Kolumnisten umgehend den Putschisten gleichgestellt. Angstmache überall – ein Zeichen, dass auch die Mächtigen Angst haben.

Das Referendum zur Verfassungsänderung, die Erdoğan's absolute Macht absichern soll, gewann der Präsident nur knapp, wobei selbst AKP-Leute zugeben, dass es Unregelmäßigkeiten gab. Das ist keine sichere Basis für die Parlaments- und Präsidentenwahlen 2019. Die AKP wirkt verunsichert, die Gesellschaft bleibt tief gespalten: in glühende Anhänger des Präsidenten samt seiner unumschränkten Macht – und verschiedene Gegner von Erdoğan und seiner „neuen Türkei“.

Christiane Schlötzer ist stellvertretende Chefin der Seite Drei und war viele Jahre Türkei-Korrespondentin der SZ.

Planet im Fieber

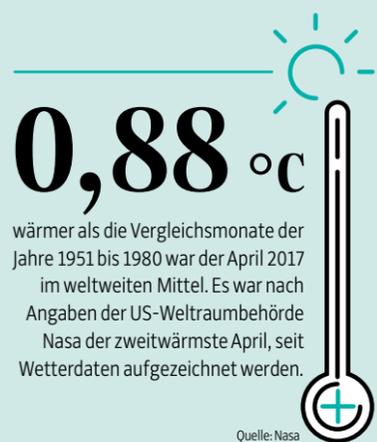
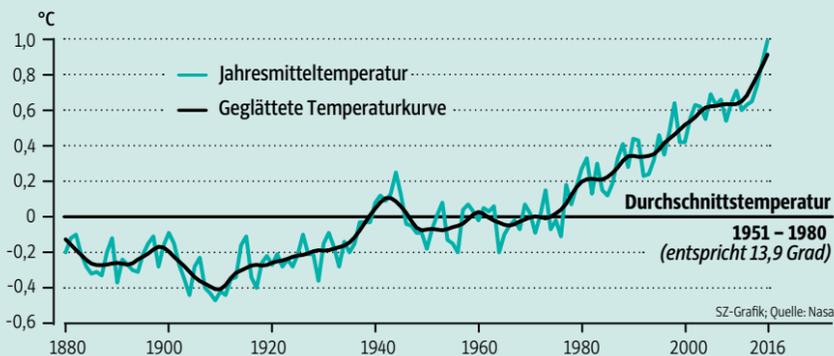
Hurrikane, Hitzewellen, Waldbrände, Starkregen und Sturmfluten:
Das Jahr 2017 machte die Folgen des globalen CO₂-Ausstoßes deutlich spürbar.
Der Klimawandel hat längst begonnen.



Hurrikan *Harvey* über Texas: Mehrere Tage verharrte er über dem Großraum Houston und schleppte dabei enorme Regenmassen vom Golf von Mexiko heran.

Klimaerwärmung

Globale Durchschnittstemperatur im Vergleich zur mittleren Temperatur der Jahre 1951 – 1980 in °C



Folgen der Klimaerwärmung

Artensterben
Wasserknappheit
Korallenbleiche
Fluten
Über-säuerung der Ozeane
Hitze-wellen
Anstieg des Meeresspiegels
Waldbrände
Hurrikane
Eisschmelze

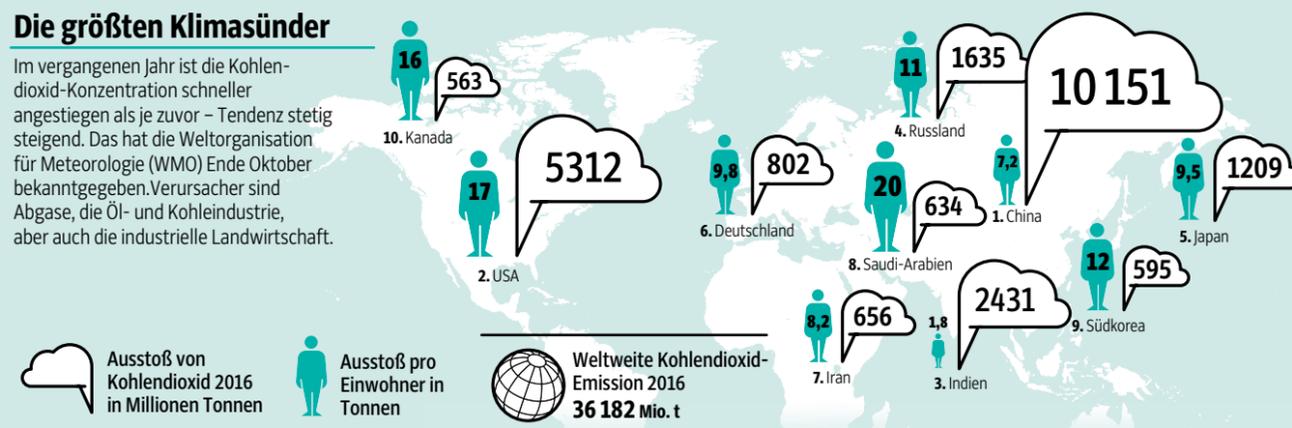
Quelle: Umweltbundesamt (UBA)



Portugal: Waldbrände gefährden das Haus dieser Frau aus dem Dorf Sanguinheira.

Die größten Klimasünder

Im vergangenen Jahr ist die Kohlendioxid-Konzentration schneller angestiegen als je zuvor – Tendenz stetig steigend. Das hat die Weltorganisation für Meteorologie (WMO) Ende Oktober bekanntgegeben. Verursacher sind Abgase, die Öl- und Kohleindustrie, aber auch die industrielle Landwirtschaft.



Ausstoß von Kohlendioxid 2016 in Millionen Tonnen

Ausstoß pro Einwohner in Tonnen

Weltweite Kohlendioxid-Emission 2016: **36 182 Mio. t**

Fotos: Nasa/AP, PATRICIA DE MELO MOREIRA, Grafik: SZ-Grafik

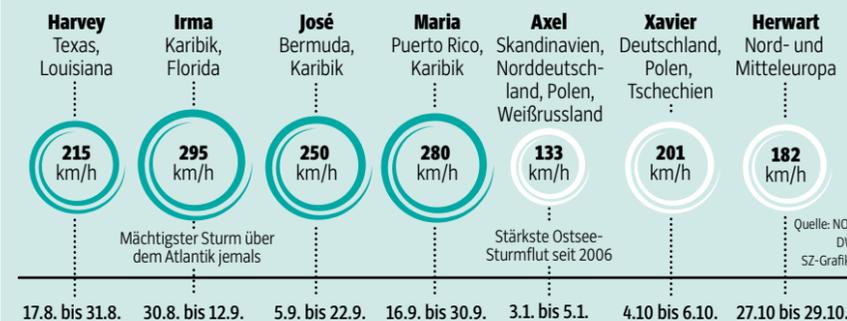
It's freezing and snowing in New York. We need global warming!

Donald Trump
Präsident der Vereinigten Staaten

Wirbelstürme 2017

Stürme weltweit | Stürme in Europa

Hurrikane haben in diesem Jahr die Karibik, die USA, weite Teile Südasiens und Europa getroffen. Aufgrund des globalen Temperaturanstiegs und der Erwärmung der Meere entwickeln Wirbelstürme zunehmend mehr Zerstörungskraft.



NUR ZWEI GRAD

KLIMA Mag sein, dass Menschen den Klimawandel überleben. Aber nicht siebeneinhalb Milliarden. Und nicht in der Form, die wir heute Zivilisation nennen. Von Alex Rühle

01 Das Beharren auf fossilen Brennstoffen und die Umweltzerstörung sind mitverantwortlich für den Klimawandel.
02 Umweltministerin Barbara Hendricks mit traditionell gekleideten Gästen aus Fidschi bei der Eröffnung des Weltklimagipfels in Bonn.



02

Und nun zum Wetter, das ja längst Klima ist. *Ophelia* zum Beispiel. Der zehnte Hurrikan dieser Saison war vergleichsweise klein, aber doch interessant: *Ophelia* braute sich weiter nördlich zusammen, als Hurrikane normalerweise entstehen. Sie brauchen ja eine Wassertemperatur von mindestens 26 Grad. Im mittleren Atlantik herrschen kaum je solche Temperaturen. Diesen Sommer schon. Und so zog *Ophelia* in Richtung Europa, statt, wie normalerweise, in Richtung Karibik und USA zu driften. In Irland starben drei Menschen. Da das Sturmtief sehr trockene Luftmassen aus dem Süden ansaugte, fachten Ausläufer dieses Hurrikans aber auch tagelang verheerende Waldbrände in Portugal an, bei denen mehr als 40 Menschen umkamen. Die Brände wurden von *Ophelia* genauso verstärkt wie von der monatelangen Trockenheit zuvor und davon, dass Portugal mit EU-Geldern riesige monokulturelle Eukalyptusplantagen ange-

legt hat: Der australische Baum wächst zwar schneller als heimische Kastanien oder Eichen und ist deshalb lukrativ für die Papierindustrie, er trocknet aber den Boden aus und brennt aufgrund seiner hohen Harzkonzen-

27.03.

In den USA bricht Präsident Donald Trump mit der Klimapolitik seines Vorgängers Barack Obama.

tration sofort lichterloh. Man könnte also sagen: Ein Baum, der nicht nach Portugal gehört, wird aufgrund eines Wetters, das nicht über den mittleren Atlantik gehört, von einem Hurrikan, der eigentlich nicht nach Irland gehört, zerstört. Aber auch Hurrikane, die in diesem Jahr dort entlangwalzten, wo Hurrikane immer schon entlangzogen, waren nicht



Fotos: Danka Deilmont/Imago, Bruno Kelly/Reuters, Ed Roberts/Reuters, Wolfgang Rattay/Reuters (2)

„normal“. *Irma* war weltweit der am längsten wütende Hurrikan – 37 Stunden mit Windgeschwindigkeiten von 295 Kilometern in der Stunde. *Irma* war auch der stärkste Hurrikan, der je über dem Atlantik gemessen wurde. Und *Harvey*, der nur wenige Tage vor *Irma* Florida heimsuchte, brachte unvergleichliche Regenmassen mit sich: In Cedar Bayou bei Houston wurden 1318 Liter pro Quadratmeter registriert. Das ist mehr als bei jedem anderen Tropensturm auf dem Festland der USA.

Es gab in diesem Jahr aber dermaßen viele Meldungen über extreme Wetterphänomene und damit zusammenhängende Katastrophen, dass man meinen könnte, der Chefredakteur der weltweiten Klimameldungen hieße Hiob. Hitzeamplituden von über 50°C in Asien, Monsunfluten, bei denen in Vietnam und Indien Tausende ertranken. In Kalifornien, das seit fast einem Jahrzehnt unter einer außerordentlichen Dürre leidet, gingen ganze Landstriche in Feuer auf. Es ist, apropos Dürre, ein Rätsel der Aufmerksamkeitsöko-

nomie, warum nicht mehr über die verheerende Trockenheit berichtet wird, die Ostafrika von Eritrea bis nach Tansania seit sieben Jahren im Griff hält und die, sollte nicht ein Wunder geschehen, sehr viele Menschen in die Flucht treiben wird.

Kurzum: Es hätte eindeutig massiven Handlungsbedarf gegeben auf dem 23. Weltklimagipfel in Bonn im November. Alle außer Donald Trump wissen, dass die globale Erwärmung auf weniger als zwei Grad Celsius gegenüber dem Niveau vor Beginn der Industrialisierung begrenzt werden müsste. Schon von 2020 an müsste der Ausstoß an zusätz-

01.06.

Trotz zahlreicher Appelle und Warnungen, auch im eigenen Land, kündigen die USA das Pariser Klimaabkommen.

lichen Treibhausgasen weltweit nachhaltig sinken, gegen 2050 nahe null sein, wenn dieses Ziel noch erreicht werden soll. Andererseits treffen sich auf diesen Gipfeln Vertreter aus 195 Ländern, die alle ängstlich aufeinander und noch ängstlicher auf ihr Wahlvolk zu Hause schielen und die einander liebend ger-

08.08.

In einem Klimareport für den US-Kongress heißt es, die vergangenen Jahrzehnte seien die wärmsten der letzten 1700 Jahre gewesen. Wissenschaftler aus 13 Behörden waren daraufhin Donald Trump vor einem beschleunigten Temperaturanstieg.

nevorwerfen, der jeweils andere mache weniger als man selbst. Außerdem ist der geopolitisch wichtigste Teilnehmer, die USA, kein Teilnehmer mehr, seit Donald Trump den Ausstieg aus dem Pariser Klimaabkommen verkündet hat. So kann die Staatengemeinschaft auf ihren Klimagipfeln nur versuchen,

06.11.

Gastgeber des 23. Weltklimagipfels ist der vom Untergang bedrohte Inselstaat Fidschi. Weil dieser eine solche Konferenz aber nicht ausrichten kann, findet sie am Sitz des Sekretariats der UN-Klimarahmenkonvention in Bonn statt.

kleine gemeinsame Nenner und eine Art internationale Vergleichsmatrix zu finden.

Dabei ist ungewiss, ob das Klima auch so nett sein wird, sich wenigstens an die von uns Menschen postulierte Zwei-Grad-Grenze zu halten. Vieles spricht dafür, dass bereits jetzt irreversible Prozesse in Gang gesetzt wurden. Der Potsdamer Klimaforscher Hans Joachim Schellnhuber warnte jedenfalls kurz vor dem Bonner Gipfel, „dass der mächtige Eisschild Grönlands schon bei 1,6 Grad Celsius globaler Erwärmung zum Fluss ohne Wiederkehr werden könnte“.

Was tun? Wenn nicht bis 2025 weltweit die Hälfte aller Kohlekraftwerke abgeschaltet wird, wird meine kleine Mülltrennung auch nichts daran ändern, dass es nicht mehr klappt mit der Klimarettung. Trotzdem trage ich nach dem Schreiben dieses Textes meinen Aludeckel in die dafür vorgesehene Tonne.

Alex Rühle ist Redakteur und Reporter im *SZ-Feuilleton*.

AUSSEN POLITIK

Krisenherde: In Myanmar flieht ein ganzes Volk, während das Schweigen einer Friedensnobelpreisträgerin immer lauter wird; Venezuela ringt um die eigene Zukunft; der endlose Krieg am Hindukusch geht immer weiter. Und in Europa bereiten die Brexit-Verhandlungen und Polens Abdriften neue Sorgen.



Exodus der Rohingya

Mehr als 600 000 muslimische Rohingya sollen mittlerweile aus dem überwiegend buddhistischen Myanmar ins angrenzende Bangladesch geflohen sein. Die gesamte Volksgruppe der Rohingya umfasst nur etwa eine Million Menschen, ein staatenloses Volk, das bisher in der Küstenprovinz Rakhine im Westen Myanmars gelebt hatte, als nicht anerkannte Minderheit im Land. Auch wenn Journalisten keinen Zugang zu den Todeszo-

nen bekommen: Die Hinweise auf systematische Gewalt gegen die Rohingya sind erdrückend. Myanmarische Truppen und radikale Buddhisten sollen Jagd auf die Minderheit machen, um sie aus dem Land zu treiben. Die UN prangern „ethnische Säuberungen“ an. Und Aung San Suu Kyi, die Friedensnobelpreisträgerin, die mittlerweile der Regierung Myanmars angehört, erschüttert die Weltöffentlichkeit mit ihrer Tatenlosigkeit.

Gescheitert

MASSENPROTESTE ÄNDERN
IN VENEZUELA: NICHTS

Hoffnung für ein Land, das Politologen als „gescheiterten Staat“ bezeichnen? Hunderttausende gehen in Venezuela auf die Straßen, demonstrieren gegen die Regierung von Präsident Nicolás Maduro und die katastrophale humanitäre Situation im Land. Monatelang, Tag für Tag. Und Maduro? Der erstickt die Proteste mit Tränengas, wirft Oppositionelle ins Gefängnis, schaltet das Parlament aus und gewinnt die Regionalwahlen im Oktober.



Fotos: Danesh Siddiqui/Reuters, Federico Parral/ATP, Mohammad Imal/Reuters, Czarek Sokolowski/AP, Illustration: Danilo Aguioli

Das kleine
1+1

„THE APPRENTICE“ + REALITÄT = ANTHONY SCARAMUCCI
TRUMPS REALITY-SHOW



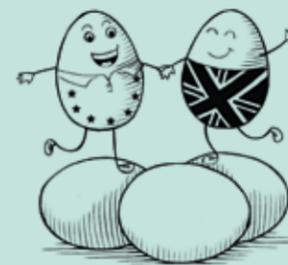
Nichts Neues in Afghanistan

Terroranschläge, Gefechte, die Nato stockt unter Führung der USA ihre Truppen auf, Luftangriffe mit zivilen Toten, Unsicherheit in vielen Regionen, Islamisten massakrieren Dorfbewohner, die sich ihnen widersetzen: Nichts Neues in Afghanistan im Jahr drei nach Abzug der meisten westlichen Kampftruppen 2014. Die von der Nato, auch fast tausend Bundeswehrsoldaten, beratenen und ausgebildeten Regierungs-

truppen schlagen sich mancherorts besser als erwartet; anderswo wären sie ohne Hilfe durch US-Luftangriffe längst den wiedererstarkten Taliban erlegen. Das ist das Land, das angeblich sicher genug ist, um Flüchtlinge aus Deutschland abzuschicken. Im Mai, nach einem Sprengstoffanschlag mit etwa 150 Toten nahe der deutschen Botschaft in Kabul, überdenkt die Bundesregierung diese Position, fürs Erste.

BREXIT: TANZKÜNSTE

Zwei Schritte vor, zwei zurück, harter Brexit, weicher Brexit? Es ist ein Eiertanz, den Brüssel und London da aufführen, die Zeit wird knapp, aber Fortschritte gibt es keine in den Verhandlungen um den Austritt des Königreichs aus der Europäischen Union. Und dann haben die Briten zum Kompliziertesten (Geld!) noch nicht einmal Stellung bezogen. Oh dear!



Ade, Demokratie!

Stein für Stein baut Polen den Rechtsstaat ab. Nach den freien Medien muss nun die Gerichtsbarkeit dran glauben. Mit einer heftig umstrittenen Justizreform rüttelt die nationalkonservative Regierungspartei „Recht und Gerechtigkeit“ (Pis) am Prinzip der Gewaltenteilung und damit am Fundament der Demokratie. Immerhin: Massenproteste im Land und ein Veto von Staatschef Andrzej Duda verhindern einen Teil der geplanten „Reform“.

Das Streiflicht

(SZ) Als Cicero 63 v. Chr. den wegen illegaler Wählerbeeinflussung angeklagten Lucius Licinius Murena verteidigte, kam er auch auf das Tanzen zu sprechen: Ein Nüchterer tanze nicht, weder bei sich zu Hause noch bei einem Gastmahl, es sei denn, er sei verrückt, „nisi forte insanit“. Nun muss ja nicht mehr alles gelten, was bei den Römern Usus war. Dennoch fragt man sich, wie Cicero heute zu dem stünde, was Bernd Althusmann über sich verraten hat. Niedersachsens CDU-Spitzenkandidat sagte der *Bunten*, dass er nach öffentlichen Auftritten daheim im Wohnzimmer gern noch mit seiner Frau Iris tanze. Deren Motto „Ich möchte durch mein Leben tanzen“ sei auch seines geworden – ein nicht unwitziges Bekenntnis für jemanden, der die nächsten Jahre in der eher tanzfaulen Staatskanzlei zu Hannover verbringen wollte (was ihm aus anderen Gründen verwehrt blieb).

Da bei Politikern selbst das Privateste leicht zum Politikum wird, wäre zu untersuchen, wo der Tanz in dieser Sphäre seinen Platz hat. Bilder herkömmlich tanzender Politiker geben wenig preis, da diese sich von tanzenden Durchschnittsbürgern allenfalls durch die feineren Anzüge unterscheiden. Schautänze wie der, den Putin einmal beim Festival der finno-ugrischen Kultur in Sankt Petersburg absolvierte, dienen der Schärfung des Profils, also letztlich der Machterhaltung. Ob das bei Angela Merkel ähnlich ist, weiß niemand. Als sie und die 78-jährige Maschinenbauerin Maren Heizerling sich bei einer Preisverleihung im Bundeskanzleramt spontan an den Händen fassten und im Kreise drehten, war das vordergründig eine Demonstration der Zentrifugalkraft, im hintergründig politischen Sinn aber so schwer zu verstehen wie vieles, was die Kanzlerin macht. Als jüngste Einmischung des Tanzes in die Politik wurden beim G-20-Gipfel in Hamburg die Demonstrationen wahrgenommen, die unter der Devise „Lieber tanze ich als G 20“ standen. Was ihrer Lauterkeit freilich sehr schadete, war der Umstand, dass an den Rändern das Tanzen in andere, weit weniger elegante Bewegungsformen übergang.

Wie riskant es sein kann, sich über Persönliches auszulassen, hat Schleswig-Holsteins Ministerpräsident Torsten Albig erfahren müssen, der jetzt nicht mehr Ministerpräsident ist. Man nahm es ihm übel, dass er bei sich und seiner Ex-Ehefrau eine Ungleichheit in der Augenhöhe konstatierte, eine Panne, vor der Althusmann insofern sicher ist, als es allgemein gefällt, wenn die Dame beim Tanz zum Herrn aufsieht.



PARADIESE DER REICHEN

INVESTIGATIVE RECHERCHE

Die SZ öffnet mit den Paradise Papers einen Blick in die Welt des globalisierten Geldes. Auch Großkonzerne wie Apple und Nike drücken schamlos ihre Steuerlast – mitten in Europa.

Illustration: Bene Rohmann

Das Investigativ-Team der Süddeutschen Zeitung

bestand für das Paradise-Papers-Projekt aus Elisabeth Gamperl, Katrin Langhans, Mauritius Much, Hannes Munzinger, Frederik Obermaier, Bastian Obermayer, Nicolas Richter, Ralf Wiegand, Vanessa Wormer und Tobias Zick. Ferner arbeiteten Dutzende Kolleginnen und Kollegen in der Redaktion mit, redigierten und prüften Texte, erstellten Grafiken, Illustrationen, Videos und Podcasts. Unter dem Dach des International Consortium of Investigative Journalists (ICIJ) waren mehr als 380 Journalistinnen und Journalisten von 96 Medien aus 67 Ländern an den Recherchen beteiligt.

Die Isle of Man ist ein stiller Felsen in der Irischen See mit einem großen Dorf als Hauptstadt. Etwas mehr als 80 000 Menschen leben hier, die meisten davon in Douglas, dessen historische Fassaden sich vertrauensvoll an eine weit geschwungene Bucht schmiegen. Die alte Eisenbahn zuckelt von hier los und kutschiert Touristen über die Insel, geduldige Pferde ziehen die nostalgische Straßenbahn die Promenade auf und ab. Es ist ein Stückchen Europa abseits der Trampelpfade. Unter dem Radar. Und das macht es spannend.

Die Isle of Man ist nämlich auch ein weitgehend unbeobachteter Ort der ganz großen Geschäfte, der Finanzindustrie, deren Vertreter hier fast alle eine Niederlassung haben – Unternehmensberatungen, Banken, Versicherungen. Der Felsen mit seinen sanften Hügeln, der Eisenbahn und den wenigen Menschen ist so etwas wie das Lummerland unter den Steuerparadiesen.

Als die *Süddeutsche Zeitung* in Zusammenarbeit mit fast 400 Journalisten in aller

Welt am Abend des 5. November die ersten Geschichten aus den Paradise Papers veröffentlichte, war auch auf der Isle of Man die Anspannung groß. Natürlich hatten die Herrscher über dieses in weiten Teilen autonome Krongebiet der britischen Monarchie mitbekommen, dass sich die Anfragen von Journalisten gehäuft hatten. Es solle ein Datenleck gegeben haben, in einer Steueroase, in einer Kanzlei, wurde geraunt. Kamerateams waren über die Insel gezogen, Reporter besichtigten die Registrierstelle für Firmen oder das Finanzzentrum in der Hauptstadt.

Howard Quayle, als First Minister Chef der Inselregierung, hatte bereits Angriffe vom Festland abzuwehren, bevor die erste Zeile der Paradise-Berichte überhaupt gedruckt war. Plötzlich wurde über einen Mehrwertsteuertrick geredet, den die Insel schon seit zehn Jahren anbietet wie ein besonderes Fischgericht in einem der kleinen Restaurants im Hafen von Douglas. Über die Isle of Man lassen sich zum Beispiel teure Jets in die Europäische Union importieren, ohne dass dafür Mehrwertsteuer anfallen muss – und das, obwohl die Isle of Man selbst gar kein Mitgliedsland in der EU ist, sondern nur über ein Zollabkommen mit ihr verbunden. Quayle, der sein kleines Reich auf keinen Fall als Steuerparadies bezeichnet wissen will, sondern als „steuereffizient“, lud den britischen Finanzminister ein, die Geschäfte auf der Isle of Man zu überprüfen. Die Briten hatten zuvor wissen lassen, sie seien not amused.

Bono, der sozial engagierte Rockstar, spart Steuern auf dem Weg über Litauen.

Rund 900 Millionen Euro nicht erhobener Mehrwertsteuer in 231 Fällen der letzten zehn Jahre, das ist allein die Bilanz dieses Flugzeugtricks. Der Insel-Zoll hat das, ohne Scham, öffentlich mitgeteilt. Alle Fälle, in denen die Befreiung von der Mehrwertsteuer beantragt worden sei, seien auch genehmigt worden. Prominentester Profiteur bisher ist der Formel-1-Weltmeister Lewis Hamilton.

Die Paradise Papers bezeichnen Daten aus zwei Kanzleien und 19 Firmenregistern aus Steueroasen weltweit, insgesamt 13,4 Millionen Dateien, die der *Süddeutschen Zeitung* zugespielt worden sind. Ähnlich wie bei den Panama Papers, die im April 2016 veröffentlicht worden waren, teilte die SZ den Zugang zu dem Material mit dem International Consortium of Investigative Journalists (ICIJ) in Washington. Die dort angebotenen Journalisten wiederum tauschten im Gegenzug alle

WILBUR ROSS

DIE RUSSLAND-CONNECTION



Wilbur Ross ist als US-Handelsminister eine der wichtigsten Figuren der America-First-Politik von Donald Trump. Zuständig ist er auch für Sanktionen, unter anderem gegen Russland wegen der Annexion der Krim. Da ist erstaunlich, was die Paradise Papers offenbaren: Zumindest in seinem ersten Jahr als Minister war Ross über mehrere Briefkastenfirmen an der Reederei Navigator beteiligt, zu deren Großkunden der russische Energiekonzern Sibur gehört. Ist Ross im Verhältnis zu Russland also wirklich unbefangen? Jedenfalls dürfte ihm nicht daran gelegen sein, Moskau den Verkauf von Gas zu erschweren. Die Sibur-Anteilseigner gelten als Vertraute von Kreml-Chef Putin, unter ihnen ist dessen Schwiegersohn. Und das in einer Zeit, in der ein US-Sonderermittler die Nähe der Regierung Trump zu Russland untersucht. Der Senat hat den als Minister nominierten Ross Anfang 2017 angehört, die Verbindung zu Sibur war den Parlamentariern nicht bewusst. Senator Richard Blumenthal warf Ross nach Enthüllung der Paradise Papers vor, den Senat getäuscht zu haben. Ross erklärte, seine Nähe zu Navigator habe seine Amtsführung nicht beeinflusst. Die Anteile werde er womöglich verkaufen, das habe er sowieso vorgehabt. *Nicolas Richter*

LEWIS HAMILTON

ÜBER DEN WOLKEN



Lewis Hamilton hat in diesem Jahr zum vierten Mal die Formel-1-Weltmeisterschaft gewonnen, der Brite ist das glamouröse Aushängeschild des Rennsports. Ein feuerroter Jet mit schwarz-roten Ledersitzen gehört seit fast fünf Jahren zu seiner Inszenierung. „Verdammt, wie ich dieses Flugzeug liebe“, schrieb er unter ein Foto auf Instagram. Hamilton nutzte laut Paradise Papers eine Briefkastenfirma auf der Isle of Man, um bei der Einfuhr seines Lieblingsspielzeugs mehr als vier Millionen Euro an Mehrwertsteuer zu sparen. Dafür genügte es, einmal morgens kurz auf der kleinen Insel in der Irischen See zu landen. Die Isle of Man gehört nicht zur EU, hat aber ein Zollabkommen mit Großbritannien. Dadurch gilt ein Flugzeug, das über die Isle of Man eingeführt wird, als in die EU importiert. Um die Steuerbefreiung zu erhalten, muss das Flugzeug aber ausschließlich geschäftlich genutzt werden. Hamilton hat dafür ein Geflecht aus Briefkastenfirmen konstruiert. Eine davon hat die Aufgabe, den Jet pro forma zu chartern. Auch seinen Arbeitsvertrag mit dem Mercedes-Rennstall und Erlöse aus seinen Werbe- und Bildrechten lässt Hamilton laut Paradise Papers über Briefkastenfirmen in Steuerparadiesen laufen. *Elisabeth Gampert*

Recherche-Ergebnisse untereinander, arbeiteten über die Grenzen von Ländern und Kontinenten zusammen. So konnte ein dezidiertes, zum Teil die halbe Welt umspannendes Organigramm des enthemmten, globalisierten Geldes dargestellt werden.

So ist Bono, der sozial engagierte Frontsänger der Rockband U2, nach eigenem Bekunden ohne sein Wissen über ein Steuersparmodell an einem litauischen Einkaufszentrum beteiligt. Eine berühmte Hollywood-Schauspielerin gehört zu jenen britischen Investoren, die ihr Geld in einem Im-

”

Millionäre und Konzerne drücken sich davor, faire Steuern zu zahlen.“

Bernie Sanders, US-Senator und Präsidentschaftskandidat 2016, in einer Reaktion auf die Paradise Papers

DIE QUEEN

KÖNIGLICHE STAUBSAUGER

Was hat Queen Elizabeth II. mit einem Staubsauger namens Henry zu tun? Eigentlich wenig, aber die Paradise Papers brachten eine überraschende Verbindung zwischen den Finanzen der Monarchin und einer britischen Haushaltswarenkette ans Licht, die Henry, den Staubsauger, anbietet. Brighthouse heißt das Unternehmen, das zahlungsschwachen Kunden Haushaltsgeräte gegen wöchentliche Ratenzahlungen verkauft. Der Haken: Wer über zwei Jahre wöchentlich ein paar Pfund für den Staubsauger lockermacht, zahlt am Ende fast den doppelten Preis. Abzocke, meinte kürzlich sogar die britische Finanzaufsichtsbehörde. Die Paradise Papers zeigten nun, dass privates Geld der Queen über einen Offshore-Fonds in das Unternehmen investiert wurde. Und zwar so: Die Monarchin ist auch Herzogin von Lancaster, das Herzogtum verwaltet für sie Immobilien und Ländereien im Wert von über einer halben Milliarde Pfund. Die Gewinne, die damit erwirtschaftet werden, erhält die Königin zur privaten Verfügung, gewissermaßen als Taschengeld. Die Finanzbeamten des Herzogtums investierten einen Teil dieses Vermögens im Jahr 2005 in einen Fonds auf den Kaimaninseln, einer Steueroase. Dieser Fonds kaufte Anteile an der Mutterfirma von Brighthouse, der Firma mit Staubsauger Henry. So war das Geld der Queen in dem fragwürdigen Unternehmen gelandet. Elizabeth II. habe davon nichts gewusst, sagten ihre Finanzverwalter auf Anfrage des *Guardian*. Für Aufregung sorgte die Enthüllung im Königreich trotzdem. *Hannes Munzinger*



Illustrationen: Bene Rohlmann

mobilienfonds angelegt haben, der wiederum indirekt die Preise auf dem Berliner Wohnungsmarkt nach oben treibt. Und über dem Buckingham Palace steigt ein Ballon mit Geld auf, fliegt über die Kaimaninseln bis in die USA und zurück nach Großbritannien, wo das Vermögen der Queen hilft, armen Engländern überbeuerte Haushaltsgeräte anzudrehen. Verrückte Welt.

Das ist das eine, was die Paradise Papers, in deren Mittelpunkt ein Datenleck bei der weltweit agierenden Kanzlei Appleby steht, eindrucksvoll zeigen: was passiert, wenn ein Vermögen per Autopilot um die Welt fliegt und sich alle darauf verlassen, dass die Route schon stimmen wird. Und die Paradise Papers zeigen auch, wie große Konzerne systematisch ihre Steuerlast drücken und dabei zwar wohl legal, aber doch so dreist vorgehen, dass einem der Atem stocken kann.

Bestes Beispiel dafür ist die E-Mail einer Anwaltskanzlei im Auftrag von Apple, gerichtet an die Kollegen und Offshore-Experten von Appleby. Der iPhone-, iPad- und iMac-Erfinder hatte sich auf die Suche nach einem

Apple auf der Suche nach einem Null-Steuer-Land ohne Opposition?

ganz bestimmten iLand gemacht, einer neuen Heimat. Es geht darum, ob Apple neue Geschäftssitze in Steueroasen gründen soll, weil sich andernorts – in diesem Fall: Irland – die Regeln verändert hatten. Und jetzt? Umzug auf die Britischen Jungferninseln, auf die Kaimaninseln, auf die Isle of Man oder eine der Kanalinseln Guernsey und Jersey?

Das will wohlüberlegt sein. Und so käme es dem Weltkonzern sehr gelegen, wenn sich vorher ein paar Fragen klären ließen. Die sind in einem Fragebogen zusammengefasst, in dem die Apple-Anwälte bei Appleby vorführen: „Ist es möglich, eine offizielle Bestätigung der Steuerbefreiung zu bekommen, und kostet das etwas?“ – „Müssen Geschäftsberichte veröffentlicht werden?“ – „Welche Informationen sind öffentlich einsehbar?“ – „Gibt es eine glaubwürdige Oppositionspartei oder eine Bewegung, die die jetzige Regierung ersetzen könnte?“

Die hippen Jungs von Apple auf der Suche nach einem Null-Steuer-Land ohne Opposition und Transparenz? So dreist ist die schattige Seite der Globalisierung selten in einer einzigen E-Mail zusammengefasst worden.

Appleby hat relativ schnell klarzustellen versucht, man habe sich nichts vorzuwerfen, generell und überhaupt. Sie sind mehrmals von ihresgleichen zur „Anwaltskanzlei des

FAMILIE ENGELHORN

DAS REICH DES PHARMA-KÖNIGS



Bis vor Kurzem kannte den Namen Engelhorn in Deutschland kaum jemand. Dass sich dahinter eine der reichsten Familien des Landes mit einem Milliardenvermögen verbirgt, wurde einem breiteren Publikum erst vor zwei Jahren bei einem der größten Steuerstrafverfahren in der Geschichte der Bundesrepublik offenbar: Zwei Töchter des 2016 gestorbenen Pharma-Unternehmers Curt Engelhorn, einst Mitgesellschafter von Boehringer Mannheim, einigten sich mit den bayerischen Finanzbehörden auf eine Nachzahlung von 145 Millionen Euro. Das ist viermal so viel, wie „Bäderkönig“ Eduard Zwick dem bayerischen Fiskus Anfang der 1980er-Jahre schuldet. Erkenntnisse aus den Paradise Papers nähren den Verdacht, dass Carolin und Elisabeth Engelhorn wesentlich mehr Steuern hinterzogen haben könnten. In den Daten, die der SZ vorliegen, finden sich 38 Briefkastenfirmen oder stiftungsähnliche Trusts, die den Ermittlungsbehörden im Steuerfall Engelhorn unbekannt waren. Schon damals hatten sie vermutet, dass das Offshore-Reich noch viel größer war. Die Enthüllung könnte dazu führen, dass die Untersuchungen wieder aufgenommen werden. Vielleicht würde gar das gesamte Verfahren neu aufgerollt. *Mauritius Much*

Jahres“ gewählt worden, werben damit, die Guten in einer schlecht beleumundeten Branche zu sein. Botschaft: alles legal.

Auch wenn sich in den Paradise Papers Hinweise darauf finden, dass Appleby Kunden in die Kartei gerutscht sind, mit denen man keinesfalls zusammenarbeiten sollte, wenn man „alles legal!“ rufen will: Teilweise sind die Geschäfte, die Appleby und andere solcher Kanzleien anbieten, tatsächlich legal. Sie nutzen nur die Gesetze, die in den Offshore-Paradiesen dieser Welt angeboten werden. Und diese Steueroasen machen wiederum nur die Gesetze, die die Weltgemeinschaft ihnen gestattet. Wenn also Ungerechtigkeiten wie die, dass Apple, der wertvollste Konzern der Welt, auf seine im Ausland erwirtschafteten Gewinne nur zwischen einem und sieben Prozent Steuern zahlt, vermutlich vom Gesetz gedeckt sind – dann sind wohl die Gesetze der eigentliche Skandal.

Und das betrifft nicht nur die Isle of Man. Das Inselchen macht auch nur das, was die Briten und Europa tolerieren. Körperschaftsteuer null Prozent, Erbschaftsteuer null Prozent, Einfuhrsteuer in der Regel auch nicht höher. Als die Touristen Ende der 1960er-Jahre nicht mehr mit den Fähren vom Festland hierher kamen, suchte die Insel nach anderen Möglichkeiten, das Überleben seiner Bürger zu sichern. Seitdem ist die Toleranz gegenüber Unternehmen, die sich ansiedeln wollen, schier grenzenlos geworden. In der Athol Street im Zentrum der Inselhauptstadt Douglas liest man an den Fassaden der kleinen, umgewidmeten Wohnhäuser dieselben Firmenschriftzüge wie an den Wolkenkratzen der Londoner City, dem Herz der europäischen Kapitalwirtschaft.

Die Niederlande kündigen an, 4000 Vereinbarungen mit Konzernen zu „überprüfen“.

Und wieso sollte so ein kleines Gemeinwesen wie die Isle of Man nicht dasselbe tun dürfen wie ein im Vergleich bedeutend größeres Land wie, sagen wir mal, die USA mit ihren Steueroasen Delaware oder Nevada? Oder wie die Niederlande, im Herzen Europas?

Etwa 4000 Vereinbarungen zwischen ihren Finanzämtern und international tätigen Konzernen, hießes nach der Veröffentlichung der Paradise Papers, wolle die niederländische Regierung nun „überprüfen“. Zwei EU-Richtlinien zur Vermeidung von Steuervermeidung würden umgesetzt, teilte das Finanzministerium mit, eine davon würde der sogenannten CV/BV-Struktur ein Ende setzen. Fragt sich nur, wann? CV/BV zu erklären,

gehört schon zu den Klassikern unter Steuerexperten. Wer es kann, hat schon eine Menge vom System der niedrigen Abgaben verstanden. Das Problem ist seit Jahren bekannt.

Mithilfe dieser Gesellschaftsformen war es dem Sportartikelhersteller Nike gelungen, seine Steuerlast immens zu drücken. Dabei initiierte der Konzern, noch so ein betont cooles Unternehmen, durch raffinierte Firmenstrukturen ein Verantwortungsspiel zwischen den Niederlanden und den USA, an dessen Ende das für Nike recht günstige Ergebnis stand, weder hier noch dort Steuern in nennenswertem Ausmaß auf Auslandsgewinne bezahlen zu müssen.

Auf der Isle of Man arbeitet offenbar jeder Dritte in der Finanzindustrie.

Natürlich haben auch die Niederlande sofort klargestellt, dass nichts davon illegal sei. Außerdem, so das immergleiche Argument, machten andere EU-Staaten Ähnliches. Der Wettbewerb ist eines der am meisten angeführten Argumente, wenn das System gezielter Steuervermeidung in die Kritik gerät. Im Wettbewerb untereinander stehen nicht nur die steuervermeidenden Konzerne, sondern auch die steuereinnehmenden Länder und die auf Steuern verzichtenden Steueroasen. Auf der Isle of Man etwa arbeitet nach einer Schätzung der regierungskritischen Organisation Taxwatch mittlerweile jeder Dritte in der Finanzindustrie. Werden sie zur Kasse gebeten, ziehen die Steuerdrücker einfach weiter. Apple reklamiert für sich, der größte Steuerzahler der Welt zu sein. Trotz aller Raffinesse bei der Steuererklärung.

Das macht gemeinsame Entscheidungen der Europäischen Union schwer. In Brüssel ist es derzeit nicht durchsetzbar, Konzerngewinne an jenem Ort versteuern zu lassen, an dem sie entstehen. Demnächst soll es zwar eine „schwarze Liste“ mit Steueroasen geben, Mitgliedsstaaten wie Irland oder die Niederlande sollen nicht darauf stehen. Die Iren müssen ja womöglich sogar vor Gericht dazu gezwungen werden, 13 Milliarden entgangener Steuern von Apple nachzufordern. Sie fürchten, Apple und all die anderen Konzerne ganz zu verlieren. Die Paradise Papers öffnen – nach Offshore Leaks, Swiss Leaks, Luxemburg Leaks, Bahama Leaks, den vom Spiegel veröffentlichten Football Leaks, den Malta Files, den Panama Papers – wieder ein Fenster in die Welt des globalisierten Geldes. An Orten wie der Isle of Man werden sie hoffen, dass es nicht allzu großen Durchzug geben wird. *Ralf Wiegand*



01

01 Die Panama Papers werden mit dem Pulitzer-Preis belohnt. Bei der Feierstunde für die SZ: Bastian Obermayer (2. v.r.) und Frederik Obermaier (3.v.r.).
02 Die maltesische Journalistin Daphne Caruana Galizia, die auch über die Panama Papers berichtete, wurde am 16. Oktober 2017 ermordet.

NACH DEM BEBEN

PANAMA PAPERS
Die Recherchen lösen weltweit Reaktionen aus und werden mit dem Pulitzer-Preis belohnt, der höchsten Ehrung im Journalismus. Doch die Freude ist getrübt.

02



Illustration: Bene Rohmann; Fotos: Scilla Alecci, Uncredited/The Malta Independent/tpa

Die Firmenschilder mit der Aufschrift „Mossack Fonseca“ sind längst abmontiert, im Finanzdistrikt von Panama-Stadt weist nichts mehr auf die Büros jener Anwaltskanzlei hin, die von April 2016 an im Mittelpunkt der Panama-Papers-Recherchen stand. Wie später bei den Paradise Papers waren der *Süddeutschen Zeitung* vertrauliche Daten zugespielt worden. Die Unterlagen zeigten, dass Mossack Fonseca nicht nur Premierministern und Diktatoren geholfen hat, ihre Gelder zu verstecken, sondern auch Drogenkartellen, Mafiaclans, Betrügern, Waffendealern und Regimen wie Nordkorea oder Iran. In etlichen Ländern kam es nach den Veröffentlichungen zu Massendemonstrationen, der isländische Premier Sigmundur Gunnlaugsson trat zurück, ein gutes Jahr später wurde Pakistans Regierungschef Nawaz Sharif wegen der Enthüllungen geschasst. Im April 2017 wurden die Panama-Papers-Recherchen schließlich mit dem Pulitzer-Preis gewürdigt, der höchsten Auszeichnung im Journalismus.

Die Panama Papers haben in zahlreichen Ländern eine Diskussion über Steueroasen ausgelöst sowie über die Fragen, was sich gehört und wie viel Transparenz nötig ist. Auf Malta etwa, wo etliche hochrangige Regierungspolitiker wie der Kabinettschef und ein Minister in den Papers auftauchen, demonstrierte die Opposition im Parlament. Die Politiker trugen Schilder mit der Aufschrift „Ich habe keine geheime Firma in Panama.“ Den Rest konnte man sich dazudenken: im Gegensatz zu so manchem Regierungsmitglied.

Zahlreiche Länder haben als Reaktion auf die Veröffentlichungen ihre Gesetze verschärft, darunter Indien und auch Deutschland. „Panama-Plan“ hieß das Projekt unter Finanzminister Wolfgang Schäuble. In der Mongolei und in Ecuador ist es seither sogar

für Politiker und Beamte verboten, Offshore-Firmen zu besitzen.

Mittlerweile laufen in etwa 80 Ländern Ermittlungen gegen die Kanzlei Mossack Fonseca oder ihre Kunden, mehrere Hundert Millionen Euro haben die Behörden weltweit eingetrieben; Untersuchungsausschüsse wurden eingesetzt, Büros, Wohnungen oder Warenhäuser durchsucht, Verdächtige festgenommen. Die EU-Antikorruptionsbehörde Olaf nahm Ermittlungen auf, ebenso das US-Justizministerium.

Mitte 2017 wurde überraschend bekannt, dass das Bundeskriminalamt offenbar im Besitz von fast drei Terabyte Mossack-Fonseca-Daten ist, die aus unbekannter Quelle angekauft wurden. Eine Arbeitsgruppe von 25 BKA-Beamten und sieben Steuerfahndern durchsucht die Daten nach Hinweisen auf illegales. Sie hat bereits erste Erfolge: Die Münchner Staatsanwaltschaft stellte zwei Millionen Euro sicher, die den Panama Papers zufolge aus einstigen schwarzen Kassen von Siemens in Südamerika stammen. Das Geld ist offenbar von einem früheren Manager vertuscht worden, wie zuerst die SZ berichtete. Insgesamt laufen in Deutschland Hunderte Ermittlungen, es geht um Betrug, Steuerdelikte oder Geldwäsche.

Den Teil dieser Daten, der Malta betrifft, wird das BKA nach SZ-Informationen an die maltesische Polizei geben. Am 16. Oktober 2017 wurde die maltesische Investigativjournalistin Daphne Caruana Galizia durch eine Autobombe ermordet. Die streitbare Journalistin und Bloggerin hatte unter anderem über die Verwicklungen der Politik-Elite in die Panama Papers recherchiert, ohne selbst Teil des ursprünglichen internationalen Recherche-Teams gewesen zu sein. Das Motiv für den Anschlag ist noch vollkommen unklar.

Um die Kanzlei im Zentrum des Sturms ist es indes ruhig geworden. Mossack Fonseca wurde mehrmals durchsucht, die beiden Eigentümer – der Panamaer Ramon Fonseca sowie sein deutscher Kompagnon Jürgen Mossack – wurden zwischenzeitlich festgenommen, gegen Kautions aber wieder freigelassen. Die Ermittlungen gegen sie dauern an. Längst hat auch der panamaische Präsident Juan Carlos Varela seinen Freund und Berater Fonseca fallen lassen. Die firmeninterne Privatbank – vermutlich der problematischste Teil der Firma – wurde abgewickelt, die meisten Filialen wurden geschlossen, der Großteil der Angestellten entlassen.

In der Offshore-Welt ist Mossack Fonseca, oder was davon übrig ist, geächtet. Die Firma hat verloren, was das zentrale Versprechen der Branche ausmacht: die Verschwiegenheit. *Frederik Obermaier/Bastian Obermayer*

NATUR Wer Angst hat vorm bösen Wolf? Sehr viele. Die Rückkehr des Raubtieres nach Deutschland weckt eine uralte Furcht vor dem „schädlichsten Geschöpf Gottes“. Nun fordern die einen das Jagdrecht, die anderen den unbedingten Schutz der Wölfe. Von Renate Meinhof

ER IST ZURÜCK



01



Renate Meinhof

ist Reporterin der Redaktion Seite Drei. Mit dem Schäfermeister Knut Kucznik durch Brandenburg zu fahren, hat sie begeistert, weil sie es mag, mit Menschen zu sprechen, die so voller Leidenschaft ihren Beruf ausüben.

Er ist kräftig, nicht groß, doch ihn klein zu nennen träfe es nicht. Er wirkt nur groß, vielleicht, weil ihm 500 Schafe vertrauen, wenn Schafe vertrauen können. Jedenfalls laufen sie ihm nach, und diese trottsame Aneinander geschmiegt Leiber sieht aus wie Vertrauen. Vielleicht, weil er Herr über zwei Dutzend größer, fast weißer Hunde ist, die ihm und seiner Herde des Nachts den Wolf vom Halse halten.

Brandenburg im Nieselregen. Knut Kucznik sitzt in seinem klapprigen Bus, starrt auf die Schafe, die Hunde, die im Dampf des Mists herumschnuppern. In kleinen Schwaden zieht er übers matschige Land, als schwelte überall drunter Feuer. Kucznik holt sein Smartphone hervor, und langsam, trauer-marschlangsam, wischt sein Finger über den Schirm. „Da, sehense, und hier noch, und dit noch...“

Nein, man möchte das nicht sehen, aber in dieser Geschichte geht es um Wölfe, und weil der Wolf ein Raubtier ist, kommt man um solche Fotos nicht herum. Da liegen Schafe mit herausgerissenem Pansen im Gras, und Tiere, denen die Därme aus ihrem Leib gebissen wurden. „Det is nur zehn Kilometer von hier“, sagt Knut Kucznik, „war vorgestern.“

Im Buch des Propheten Jesaja steht diese Vision eines überirdischen Friedens, des „Tierfriedens“, wie man diese Verse auch nennt, in denen scheinbar Unmögliches bildhaft vor die Augen rückt, und daran muss man denken, wenn man diese Fotos sieht. „Da wird der Wolf beim Lamm wohnen und der Panther beim Böcklein lagern“, steht da, „Kalb und Löwe werden miteinander grasen, und ein kleiner Knabe wird sie leiten...“ Und so weiter.

Was, wenn Wölfe sich in die Städte vorwagen, wie die Füchse es längst tun?

„Nee, friedlich is det hier allet nich“, sagt der Schäfermeister Knut Kucznik. Er ist Vorsitzender des Schafzuchtverbandes Berlin-Brandenburg. Seine Schäferei ist in Altlandsberg, wo er auch geboren wurde, ein Städtchen, auf halber Strecke Richtung Polen liegt es, wenn man von Berlin aus nach Osten fährt.

Wölfe vermehren sich in Deutschland inzwischen wieder prächtig. Ausgerottet waren sie, fast 150 Jahre lang, aber seit Mitte der Neunzigerjahre breitet er sich aus, der Wolf, in Sachsen und Brandenburg vor allem, doch

Fotos: Peter Kneffel/öpa, Anett Kalmár/öpa, Julian Stratensthalte/öpa

inzwischen auch in Bayern, Niedersachsen, Baden-Württemberg. Nach den neuesten Zahlen des Bundesamtes für Naturschutz leben in Deutschland nun 60 Rudel, zusammen sind das, geschätzt, etwa 600 Tiere.

Der Wolf darf nicht gejagt werden, in der ganzen EU steht er unter Schutz. Für Landwirte, für Jäger, für die Schäfer natürlich ist genau das ein Problem, ganz abgesehen davon, dass dieses tagscheue Tier beim Menschen immer schon Angst ausgelöst hat. Die Grimm'schen Märchen spiegeln das wider, natürlich, als Beispiel nur. Arglistig sei der Wolf, grausam und gierig. Und im 18. Jahrhundert beschreibt Johann Heinrich Zedlers „Grosses vollständiges Universal-Lexicon aller Wissenschaften und Künste“ den Wolf als „schädlichstes Geschöpf Gottes“, das nicht nur Tiere, sondern auch „die Menschen angreiffet, zerreiβet und frisset“.

Was, wenn Wölfe sich womöglich in die Städte vorwagen, wie die Füchse es längst tun? Die Angst des Menschen vor dem Wolf ist jedenfalls wieder wach, und das liegt auch an Bildern wie jenen, die Knut Kucznik von seinen Schäfer-Kollegen aus ganz Deutschland

aufs Smartphone geschickt bekommt. In den Bundesländern gibt es längst überall Wolfsbeauftragte, die jeder anrufen kann, auch wenn er keinen Schaden zu melden, sondern nur Fragen hat. Wolfsmanagement – das ist der Fachbegriff für die Abteilungen, die sich in den Ministerien der Länder um die Zuwanderer aus Osteuropa kümmern, denn über Polen sind die Wölfe nach Deutschland gekommen.

Aber kann man den Wolf managen? Jedes Jahr wächst die Zahl der Tiere im Durchschnitt um ein Drittel, und wenn man sich ansieht, was so ein Wolf am Tag frisst, und wo er sie sich gerne holt, diese vier Kilogramm Fleisch, dann scheinen die Wörter Wolf und Management in einem gewissen Spannungsfeld zu stehen.

Knut Kucznik kann von diesen Spannungen wohl am besten erzählen, am klügsten und nüchternsten, denn er selbst hat seit fünfzehn Jahren hart daran gearbeitet, dass der Wolf sich jedenfalls nicht in seiner Herde bedient. Er sagt: „Der Wolf macht dit, wozu er jeboren wurde: fressen und säugen. Dit kann man ihm als solchet nicht vorwerfen.“



03

01 „Weidetierte statt Wolfsreviere“ forderten rund 250 Bauern bei einer Demonstration in München.

02 Problemwolf „Kurti“, der vergangenes Jahr in Niedersachsen getötet wurde: Zum Präparieren wird das Fell mit Nadeln fixiert.

03 Anfang Oktober entliefen sechs Wölfe aus einem Gehege im Bayerischen Wald. Eine Familie filmte sie auf der Fahrt zum Kindergarten aus dem Auto.

02



Aber wem kann man dann was vorwerfen, wo es doch gerade in Brandenburg so viel Ärger gibt? „Na ja“, sagt Kucznik, „det Problem is, dass wir alle Angst haben, aber alle gerade darauf abgerichtet werden, uns und unsern Besitz nich selbst zu verteidigen. War det schon je in der Geschichte so?“

Es geht um das Abschussverbot. Nun ist Knut Kucznik aber gar nicht dafür, Wölfe einfach abzuschießen, bestimmte Wölfe aber schon. „Ick mag keine Fundamentalisten, auf keiner Seite. Unsere Feinde sind doch nich die Wölfe, unsere Feinde sind die, die bei Aldi det billje Lammfleisch koofen.“ Es gibt nicht viele unter Kuczniks Kollegen, die Wölfe nicht für Feinde halten. Aber der Schäfermeister aus Altlandsberg will es noch genauer erklären. Für ihn ist das Wichtigste der Herdenschutz.

Er schützt die Tiere mit seinen Pyrenäenberghunden, die nachts bei den umzäunten Schafen wachen. Groß sind sie, durchsetzungsstark, und Kucznik hat sie so trainiert, dass sie wie „Soldaten“ sind, „die Kumpels der Schafe“, die im Dunkeln den Angreifer fernhalten. Denn der Wolf ist ein „Krieger“, sagt er. Er springe über zwei, drei Meter hohe Zäune, reiße ein Tier nach dem anderen, beiße ihm

”

Ick mag keine Fundamentalisten, auf keiner Seite. Unsere Feinde sind doch nich die Wölfe, unsere Feinde sind die, die bei Aldi det billje Lammfleisch koofen.“

Knut Kucznik,
Schäfermeister und Vorsitzender
des Schafzuchtverbandes
Berlin-Brandenburg

die Gedärme und den Pansen aus dem Leib und fresse dann das Muskelfleisch, zehn, zwanzig Kilo, wenn man ihn lasse. Das Verschlungene speit er später seinen Welpen zum Fraß aus.

Den „Tötungsmodus“ nennt Kucznik das, denn mehr als diese zehn, zwanzig Kilogramm Fleisch kann der Wolf nun mal nicht fressen, auf ein Mal. Aber mit dieser Masse springt er wieder über den Zaun, wenn nicht gerade ein Pyrenäenberghund ihn aufhält, ihm in den Lauf beißt, oder was dem Hund sonst noch so einfällt.

Bei Kuczniks Herde klappt es bis jetzt mit dem Schutz durch die Hunde in der Nacht. Bei anderen, vor allem denen, die keine Hunde einsetzen, gibt es Verluste. Wenn Tiere gerissen wurden, können die Schäfer, die Landwirte den Riss natürlich begutachten und sich den Schaden bezahlen lassen. Nur, ist es damit getan?

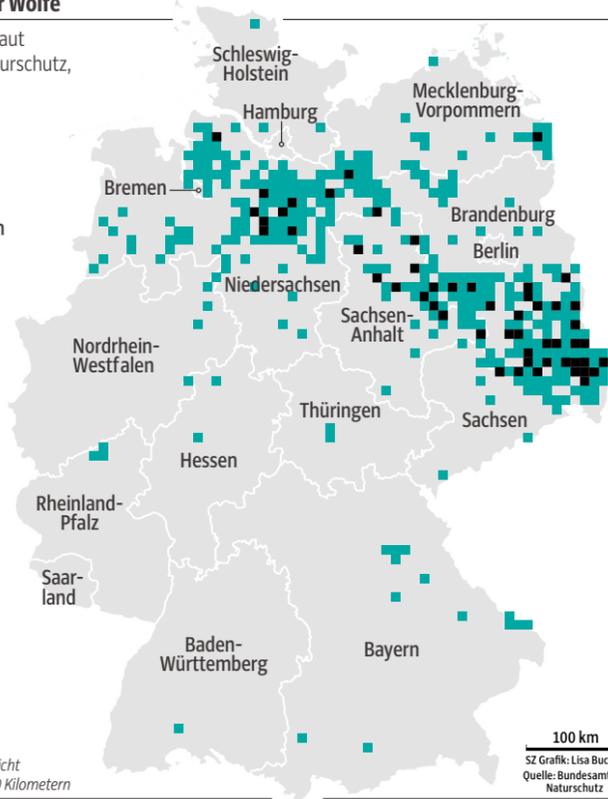
Knut Kucznik lächelt. Nee, sagt er. „So 'ne Herde is doch 'n Sozialgefüge, und wenn's denn noch det Flaschenlamm der Tochter erwischt, denn musste det zu Hause auch noch erklären. Da ist doch Geld fast 'ne Beleidigung.“ Was der Schäfermeister will, ist Geld für den Schutz der Herden, unbürokratische Hilfe. Geld für den Unterhalt der Nachtwachen, der Hunde also, denn für ein Tier muss der Schäfer im Jahr an die 2000 Euro aufbringen. Im Grunde, sagt Knut Kucznik, kann man nicht leben, eine Familie ernähren, allein von der Schäferei. Und warum macht man es dann trotzdem? Mit der Herde umherziehen? Den Wolf in Schach halten? „Wir machen det, weil wir nich anders können“, sagt Kucznik, „der Beruferfüllt dich von tief innen, wenn die Herde dir vertraut. Du lebst dit: Hirte sein. Det is der tiefe Grund, warum die Schäfer diese missliche Lage aushalten.“

Schafe können also vertrauen. Bei Knut Kucznik besonders, denn da sind die 25 Nachtwachen, die auch am Tag jeden Fremden anbellern, wenn er sich dem Zaun nähert. Denen man zuschaut, aus dem klapprigen Bus heraus, im Nieselregen in Brandenburg. „Ick hab' den Wolf ja nich gerufen“, sagt Knut Kucznik, „ick wünsche mir aber auch nich seinen Tod, er is Teil der Schöpfung, aber ick wünsche mir 'ne geschützte Herde. Und wenn det bedeutet, dass einer den Schutz überwindet, denn soll dieser Wolf aber auch bitte weg.“ Weg heißt: schießen. Weg, das hieß früher, bei den Bauern, vergiften. Früher. Manchmal spricht Kucznik von früher, von damals, manchmal rutscht er sogar Jahrhunderte zurück, in die Vergangenheit, wenn er erzählt. Weil es Hirten schon immer gab. „Wer mit der Zeit geht, geht mit der Zeit“, sagt er. So heißt es doch, oder? „Wir wollen aber ewig bleiben.“

Die Rückkehr der Wölfe

Wolfsvorkommen laut Bundesamt für Naturschutz, Stand 27.10.2017

- Rasterzelle* mit Nachweis von Wolfsvorkommen
- Rasterzelle* mit nachgewiesener Reproduktion



*Eine Rasterzelle entspricht einer Fläche von 10 x 10 Kilometern

SIXT
rent a car



**Wir schauen nur zurück,
um den Rückstand der
Konkurrenz zu messen.**

(Immer auf der Überholspur, mit einem Premium-Sportwagen von Sixt)

RETTET DIE BIENEN!

Die Welt des Wissens 2017: Ein Aufstand der Forscher, das Ende einer Mission im All, verdiente Nobelpreise. Und kalte Zahlen über ein ökologisches Desaster: Die Zahl der Insekten ist seit 1989 in Deutschland um 76 Prozent zurückgegangen.



01

Das große Sterben

Klimawandel, Zerstückelung der Landschaft, Überdüngung der Böden: Drei Viertel aller Insekten in Deutschland sind verschwunden. Von Tina Baier

Was viele Menschen längst geahnt haben, wurde dieses Jahr wissenschaftlich bewiesen: In Deutschland sterben die Insekten. Im Oktober erschien im Wissenschaftsmagazin *Plos one* eine Studie, die zeigte, dass die Zahl der Schmetterlinge, Mücken, Fliegen, Wespen und Bienen seit 1989 um durchschnittlich 76 Prozent zurückgegangen ist. Und das Erschreckendste: Diese Zahl bezieht sich auf Naturschutzgebiete. Wie mag es den Insekten da erst anderswo in Deutschland gehen?

Herausgefunden haben das nicht etwa Wissenschaftler einer der großen Forschungsorganisationen. Die Studie basiert vielmehr auf Daten eines kleinen entomologischen Vereins in Krefeld, dessen Mitglieder jahrzehntelang an insgesamt 63 Orten in Deutschland Insekten gefangen, gewogen und konserviert haben. Wer oder was schuld ist am großen Sterben, ist nach wie vor noch nicht ganz klar. Wahrscheinlich sind es mehrere verschiedene Faktoren, die den Insekten zusetzen. Zu den Hauptverdächtigen zählen die allgegenwärtigen Stickstoffverbindungen, die in Düngemitteln enthalten sind, aber auch mit Abgasen aus Autos und Fabriken in die Umwelt

gelangen. Die Zerstückelung und Versiegelung der Landschaft könnten eine Rolle spielen und natürlich die Insektizide, die in der Landwirtschaft aber auch in privaten Gärten Schädlinge in Schach halten sollen, aber eben auch nützliche Insekten töten.

Erschreckend an der Diskussion über das große Sterben ist aber auch, wie wenig man eigentlich über die Welt der Insekten weiß. Und das, obwohl diese Tiere für den Menschen und für das ganze Ökosystem essenziell wichtig sind. Ohne Insekten würden viele Pflanzen nicht mehr bestäubt und würden aussterben. Zahlreiche Tiere, die sich von Insekten ernähren, würden verhungern. Und irgendwann würden auch die Menschen die Folgen massiv zu spüren bekommen. Tatsache ist, dass weltweit drei Viertel aller Nahrungsmittelpflanzen mehr oder weniger davon abhängig sind, dass Tiere sie bestäuben. Die neue Studie lässt keinen Zweifel. Es ist höchste Zeit für Politik und Wissenschaft, einen Plan zur Rettung der Insekten zu schmieden.

Tina Baier ist Chefin vom Dienst im Ressort Wissen.

Der lange Marsch

Weltweit protestierten Forscher gegen Donald Trumps Lügen

Das Spiel mit den Lügen hatte schon im Wahlkampf begonnen: Der globale Klimawandel? Eine Erfindung Chinas. Die Evolution? Nur eine Theorie von vielen. Das Impfen? Die Ursache von Autismus. Wissenschaftlern in den USA gefror das Blut bei dem Gedanken, dass Donald Trump mit derart irren Behauptungen Präsident werden könnte. Doch er wurde es, und damit begann 2017 der Kampf der Forscher um die Wahrheit – der lange „Marsch für die Wissenschaft“. Welche internationale Resonanz der Protest haben würde, war unabsehbar: Nachdem die neue Regierung in Washington mit der Bereinigung ihrer Webseiten von Informationen zum Klimawandel begonnen hatte, formierte sich zunächst ein Marsch auf Washington, inspiriert vom Women's March Ende Januar. Doch in den sozialen Netzwerken verbreitete sich die Idee rasant – in die übrigen Bundesstaaten der USA, ins Ausland. Und nicht zuletzt bis nach Deutschland.

Nun haben Klimawandelleugner in der Bundesrepublik noch keine Lobby. Aber die Wissenschaft hat allen Grund, nach Sachlichkeit und Wahrheitstreu zu rufen: Sogenannte alternative Fakten finden auch hier Gehör. Impfgegner und selbst Umweltaktivisten spinnen Verschwörungstheorien. Dazu kommt, dass Wissenschaftler in der Türkei und Ungarn unterdrückt und vertrieben werden. Schnell formten sich Schwebewebungen in ganz Europa.

Am 22. April schließlich fand der erste globale Protest für die Wissenschaft an mehr als 600 Orten statt. In Deutschland gingen 37 000 Menschen für die Wahrheit auf die Straße, 11 000 zogen allein in Berlin bis vors Brandenburger Tor. In den USA nahmen mehr als eine halbe Million Menschen am March for Science teil. Es ist erst der Anfang: 2018 wird aufs Neue protestiert.

Kathrin Zinkant ist Redakteurin im Ressort Wissen mit Sitz in Berlin.

02



Fotos: Frank Rumpelhorst/dpa, Steven Seme/AP, NASA/AFP, Arthur Sasse/JPI/DPA

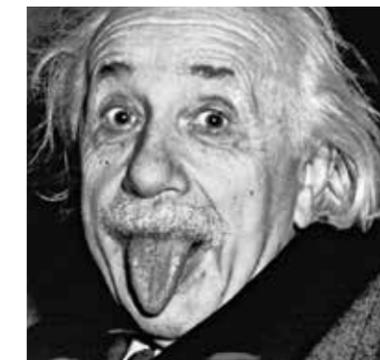
Die Quellen der Wellen

Erstmals beobachteten Astronomen Gravitationswellen und Lichtsignale einer kosmischen Kollision

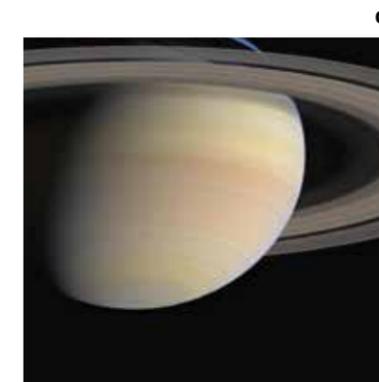
Es ist sehr selten, dass Forscher ein völlig neues Werkzeug in die Hand bekommen. Wer das Glück hat, heute Astronom zu sein, erlebt so etwas gerade. Nachdem im Februar 2016 die erste Gravitationswellen-Messung bekannt geworden war, geriet das Jahr 2017 zu einem einzigen Triumphzug dieser kosmischen Schwingungen. Gleich drei Mal berichteten Forscher von neuen Messungen. Inzwischen ist neben den beiden Ligo-Dektoren in den USA auch Virgo in Italien dabei; darum können die Quellen der Wellen nun viel besser geortet werden. Aber während die ersten beiden Signale 2017 ebenso wie im Vorjahr aus Zusammenstößen von Schwarzen Löchern stammten, brachte das dritte ein ganz neues Ergebnis: Erstmals kamen die Wellen aus der Kollision zweier Neutronensterne, die daraufhin auch von optischen Teleskopen beobachtet werden konnte. Dass es im Oktober einen Physik-Nobelpreis für drei führende Ligo-Forscher gab, war daneben nur noch eine Formsache: So offenkundig verdient wie in diesem Jahr war der Preis schon lange nicht mehr.

Marlene Weis ist Redakteurin im Ressort Wissen.

04



01 Hummeln, Bienen und Schmetterlinge brummen, summen und flattern immer seltener. **02** „Macht Amerika wieder smart“: Wissenschaftler in Boston demonstrieren gegen Donald Trump. **03** Cassini sendete grandiose Bilder vom Saturn. **04** Einstein hatte doch recht. Drei Physiker erhielten dafür jetzt den Nobelpreis.



03

Ganz schöne Ringe

Cassini verglüht: 20 Jahre erforschte die Sonde den Saturn und seine Monde

Nach fast zwei Jahrzehnten im All stürzte die Raumsonde *Cassini* am 15. September 2017 auf den Planeten Saturn und verglühte wie ein Meteor. Es war das planmäßige Ende einer der erfolgreichsten Weltraummissionen der Geschichte. Nach ihrem Start im Oktober 1997 hatte die Sonde 2004 den Ringplaneten und seine vielen Monde erreicht und in den folgenden Jahren unzählige Male umrundet, mit Messgeräten abgetastet und vor allem: fotografiert. Die zur Erde gefunkteten Bilder der Raumsonde *Cassini* zählten zu den eindrucksvollsten und schönsten Aufnahmen, die je im Sonnensystem gemacht wurden, vergleichbar mit den ersten Mond-Bildern der *Apollo*-Missionen.

Hunderte Male hat *Cassini* auch die berühmten Ringe des Saturn durchflogen, um deren Geheimnisse zu enthüllen. 2010 wurde ihre Reise verlängert, im vergangenen Jahr ging dann der Treibstoff zur Neige. Ein Absturz auf einem der vielen Dutzend Saturn-Monde, auf Titan, Enceladus oder Rhea sollte vermieden werden, denn wer weiß, dort sind vielleicht eines Tages noch Spuren von Leben zu finden. So entschied die Nasa, ihre Sonde auf dem Saturn in einem feurigen Finale enden zu lassen.

Patrick Illinger ist Ressortleiter der Redaktion Wissen.

TIERE DES JAHRES

Gut, dass ein Affe nicht weiß, welch seltsame Freunde er hat. Keine Freunde kennt „Killer-Krähe“ Canuck. Die Maus Speedy tritt ihren Dienst bei der Polizei an. Und es wird Zeit, sich ernsthaft Sorgen um Lotti zu machen.



In den Straßen von Vancouver

Schwarzfahren, wiederholter Diebstahl, Entwenden von Beweismitteln, tätlicher Angriff mit Körperverletzung. Die Liste der Vergehen ist beeindruckend, die Täterin Canuck der Polizei sogar namentlich bekannt, doch ist die einzige Verfolgung, die sie befürchten muss, die durch ihre 94 000 Facebook-Fans. Bisheriger Höhepunkt der Serie: Die Post stellt die Versorgung einer Straße ein, nachdem Canuck dort einen Postboten angegriffen hatte und Blut geflossen war. Die Lage beruhigte sich erst, als der Nachwuchs der Täterin flügge wurde. Seitdem kann Canuck, die Krähe, in aller Ruhe ihren Ruhm genießen.

Mike

Für Mike läuft es nicht so gut 2017. Erst muss er umziehen, und Flusspferde hassen Umzüge, jedenfalls mit dem Lkw (Die Stuttgarter Wilhelma beendete am 17. Oktober die Nilpferd-Haltung). Schlimmer noch: Im neuen Domizil, dem Zoo Dvur Králové in Tschechien, warteten schon böse Weiber. Die beiden Weibchen dort lehnen Mike ab. Jetzt wird er von Stahlgittern vor ihrem Groll geschützt. Doch wer kann diesen Augen auf Dauer widerstehen?



Speedy, die Dienstmaus

Täglich 450 000 Reisende machen den Münchner Hauptbahnhof zu einem der größten Deutschlands. Seine 34 Gleise sind sogar weltklasse – nur in New York gibt es mehr. Doch selbst hier kann man alles gesehen haben und sich nach Neuem sehnen. So oder ähnlich muss es einer Maus gegangen sein, die sich eines Oktoberabends vor der Tür der Inspektion 16 an eben diesem Bahnhof einfand. Zum Praktikum, wie die Polizei auf Twitter und Facebook erklärte. Dort zu sehen: die Speedy getaufte Dienstmaus mit einer putzigen, eigens gebastelten Mütze. Nach nur einer Nachtschicht kehrte sie zurück in ihr Mäuseleben. Als eine von vielen (wohl Tausenden) zwischen den 34 Gleisen.



Der Schopfmakake, der ein Selfie schoss ...

..., ahnte ja nicht, dass er 2011 nicht nur die Kamera des Tierfotografen David Slater auslöste, sondern auch einen Jahre andauernden Rechtsstreit zwischen diesem und der Tierrechtsorganisation Peta, welche dem Affen Naruto das Urheberrecht an dem Bild sichern wollte. Erst im September kam es zu einem Vergleich. Slater wird Einnahmen aus seinen Affenbildern für den Schutz des indonesischen Regenwaldes ausgeben, in dem die Makaken wohnen.



Axolotl

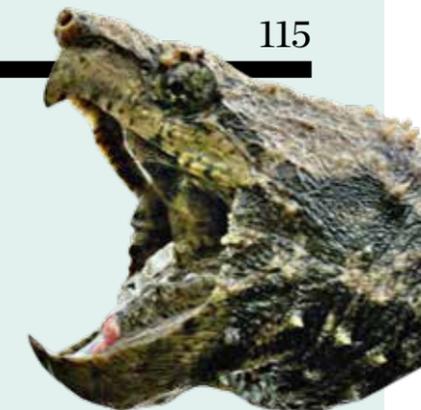
Der mexikanische Schwanzlurch, besser als Axolotl bekannt, gehört zu den verkannten Helden der Lyrik. Dabei haben die Bardinnen Blixa Bargeld und Teho Teardo in dem Lied „Axolotl“ schon dessen Weltsicht besungen: „Ich bin ein kleines Axolotl / nicht spezialisiert / mein Habitat, ganz überall / ist wie es mir pläsiert.“ Die Axolotl, welche die Polizei im Oktober auf einem Parkplatz in der Oberpfalz beschlagnahmte, hatten freilich wenig Pläsier: Bei dem illegalen Tiertransport waren sie dem Tode nahe. Gerade noch rechtzeitig kamen sie ins Tierheim und vermieden so jenen „Axolotl Roadkill“, der ebenfalls ein Begriff in der Literatur ist.

Meng Meng

Die Pandas Meng Meng und Jiao Qing gelten als pelzgewordene Symbole der deutsch-chinesischen Annäherung, seit die Volksrepublik sie dem Berliner Zoologischen Garten ausgeliehen hat. Vielleicht hatten die Chinesen aber auch nur genug vom Anspruchsverhalten der beiden Bären, denn Meng Meng und Jiao Qing mögen es frisch: Täglich wählen sie unter mehr als zwei Dutzend eigens für sie in Holland angebaute Bambussorten, die eiligsten Berlin gefahren werden. Was übrig bleibt, verputzen die Elefanten.



Fotos: Naruto/David J. Slater, DPA/5, Facebook, Polizei München



Lotti: Wo bist du?

Noch immer geschehen seltsame Dinge rund um Irsee, Ostallgäu: Im Sommer bückte ein Schaf aus, im Gras fand jemand einen Pfeilgiftfrosch. Und viele Bewohner sind sich sicher: Irgendwo da unten in trüben Wassern, abgetaucht, lauert weiterhin Lotti, die Schnappschildkröte. 2013 soll sie in einem Teich einen Jungen gebissen haben. Eine jahrelange Suche ergab nichts – weil, davon waren wir auf diesen Seiten immer überzeugt, Lotti zu schlau ist. Doch langsam stellt sich die bange Frage: Es wird ihr doch nichts zugestoßen sein?

Elsa

Monica Farells Vater gab ihr einen guten Rat fürs Leben: Vergiss nicht, ein Tiger ist ein Tiger, auch wenn er noch so gern kuschelt. Dies war kein Beitrag zur Genderdebatte, es geht um einen echten Sibirischen Tiger: Elsa, Findelkind aus einem Zirkus, fand ein neues Zuhause bei Familie Farell im Tigerpark Dassow. Elsa bekam das Milchfläschchen und ist nun mit Hühnerkeulen und einem Kilo Rinderhack am Tag zufrieden. Noch. Wie das alles sein wird, wenn Elsa einmal 300 Kilo wiegt? Denken wir nicht daran. Die Kinderzeit geht ja so schnell vorbei.





01

BIST DU SMART?

ERZIEHUNG Worüber wird in Familien 2017 am meisten diskutiert? Es ist klein, leuchtet im Dunkeln, und Eltern sagen dazu ganz oft „Gib das Ding her!“
Von Vera Schroeder



Vera Schroeder

leitet die Redaktion von *Süddeutsche Zeitung Familie*. Ein sehr analoges Printmagazin, das aus zwei Teilen besteht: einem für Eltern. Und einem für Kinder.

Letzens stand der Achtjährige im Schlafzimmer und entdeckte ein ganzes Bücherregalfach voller Filofaxe, die seine Eltern in den Unijahren als Kalender gepflegt hatten. Er wollte wissen, was das für Bücher seien. Und staunte nicht schlecht über den Satz: „Weißt du, damals gab es ja noch keine Smartphones.“ Man konnte die Rauchwolken im Kopf des Kindes erahnen. „Man hat Termine mit der Hand in so ein Buch eingetragen, und das hatte man dann am besten immer in der Tasche.“ Noch mehr Rauchwolken. Dann irgendwann, konzentrierte fünf Minuten später: „Sag mal, Mama: Hattet ihr damals schon Duschen?“

Mit ein bisschen Abstand betrachtet: Es ist so verdammt kurz her, dass es Smartphones gibt. 1996 entwickelte Nokia das allererste, 2007 folgten die Massen mit dem ersten iPhone, 2009 kam das Samsung Galaxy dazu. Und seitdem teilt sich die Welt nicht mehr nur in die, die noch wissen, wie man ein verheddertes Telefonkabel aushängt und die, die sich in ihrem ganzen Leben keine einzige Telefonnummer mehr merken müssen – das Smartphone ist auch das raumeinnehmendste Thema in Familien mit Kindern geworden. Eine dritte Gruppe bilden also diejenigen, deren größte Lebensveränderung, nämlich die Familiengründung, mit der zweitgrößten durch das Smartphone praktisch zusammengefallen ist.

Wer darf wann wie lange ans Handy und warum? Was darf ich mir als nächstes draufladen? Über wenig wird so viel diskutiert. Eltern heute sind die erste Generation, in der die meisten Mütter es sich schlicht nicht mehr

vorstellen können, wie langweilig Stillen ohne Handy gewesen sein muss. Und wie oft Kinder wohl „Die Sendung mit der Maus“ verpassen mussten, weil sie wirklich nur sonntags um 11.30 Uhr ins Wohnzimmer gesendet wurde.

Gleichzeitig bringt das Thema viel Streit und Ratlosigkeit in Familien. Die Erfindung ist einfach zu jung, als dass sich bereits klare Umgangsregeln entwickeln konnten, auf die sich, in verschiedenen Varianten, alle einigen können. Und es gibt noch keine Vorbilder da-

„Sag mal, Mama“, fragt das Kind, „hattet ihr damals schon Duschen?“

für, wie man die riesigen Vorteile des Smartphones in Familien nutzen und die Nachteile so klein wie möglich halten könnte. Das Handy hat in seinem Inneren synchronisierbare Familienkalender, Wegbeschreibungen in die abgelegensten Ecken der Welt komplett ohne Ehestreit und 38 Gigabyte beglückende Kinderfotos – aber, wie immer mehr Studien- und Daten beweisen, auch jede Menge Suchtpotenzial. Es kann jede Woche etwas Neues, die Küche mit zwei Klicks in eine Disco verwandeln und jeden Stern am Himmel, den man einem Kind zeigen will, sofort mit Namen benennen – aber auch so viel Aufmerksamkeit binden, dass sich Eltern wie Kinder in unkonzentriert grunzende Buckelwesen verwandeln, die es nicht aushalten, fünf Minuten nicht das Touchscreenlicht anzuschalten.

Eigentlich ist es selbstverständlich: Etwas Neues kommt. Und man überlegt, welche

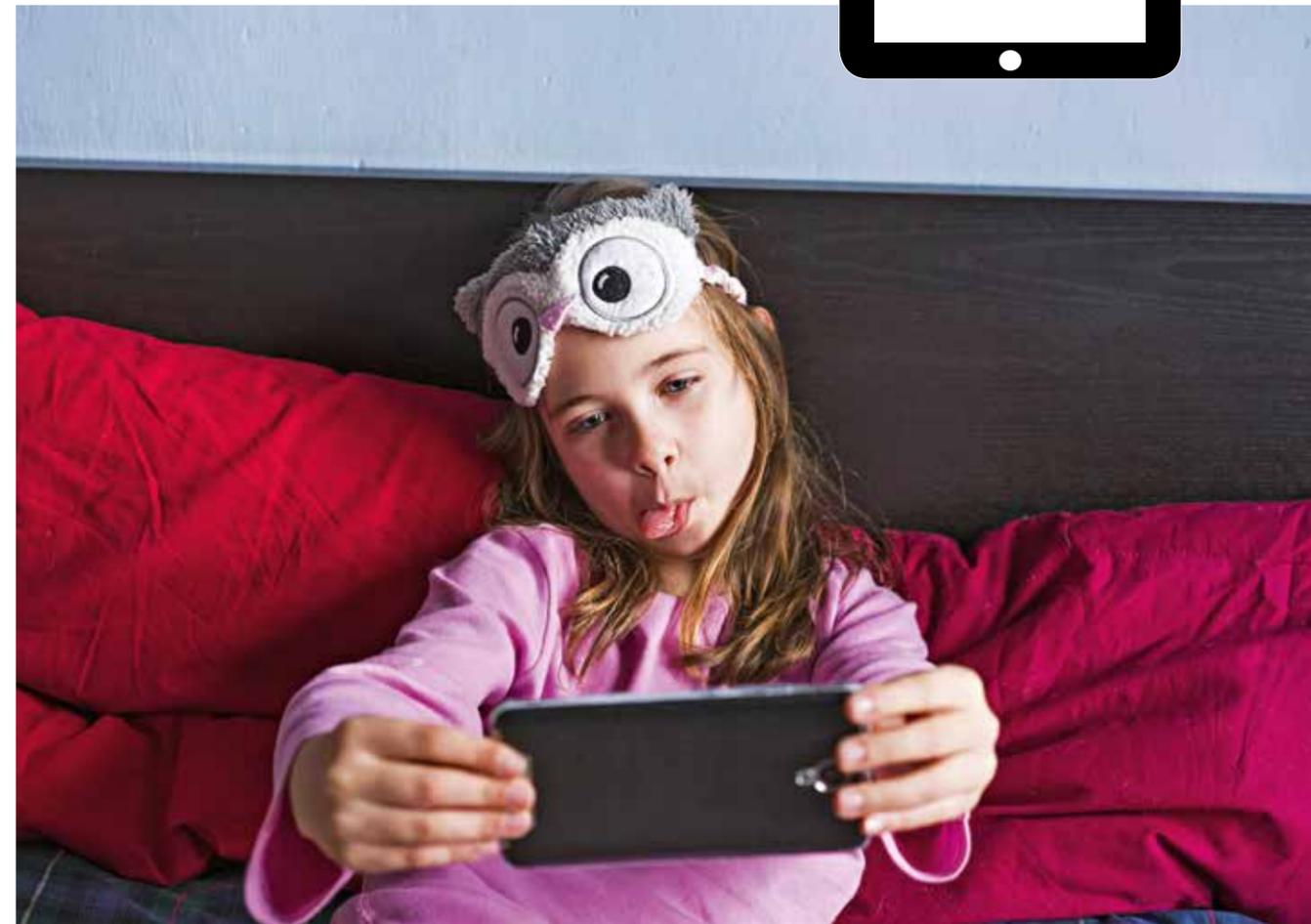
01 Die meisten Mütter können sich nicht mehr vorstellen, wie langweilig Stillen ohne Handy gewesen sein muss.
02 Kinder lieben Smartphones und Tablets, sie können den Umgang aber nur schwer steuern. Das ist Elternjob.

TIPP

Mögliche Screenzeiten:

3-5 Jahre: 2h/Woche
6-9 Jahre: 5h/Woche
ab 10 Jahren: 9h/Woche

02



Regeln es nun braucht, damit das Neue im Bestehenden funktioniert. Beim Smartphone allerdings ist diese Suche nach den Regeln dominiert von alarmistischen Grundsatzdebatten. „Handys machen dumm! Weg damit!“, schreien die Apokalyptiker (und erhalten gut dotierte Sachbuchverträge dafür). „Jeder Lehrer, der nicht auf Snapchat ist, gehört in Rente“, rufen die anderen, die gern vorndran sind (und damit Geld verdienen, so zu tun, als ob sie Snapchat verstehen). „Have smartphones destroyed a generation?“, fragte im Sommer ein viel beachteter Text im US-Magazin *The Atlantic*, in dem die Psychologin Jean M. Twenge Anekdoten handysüchtiger

Fotos: mauritius images, imago

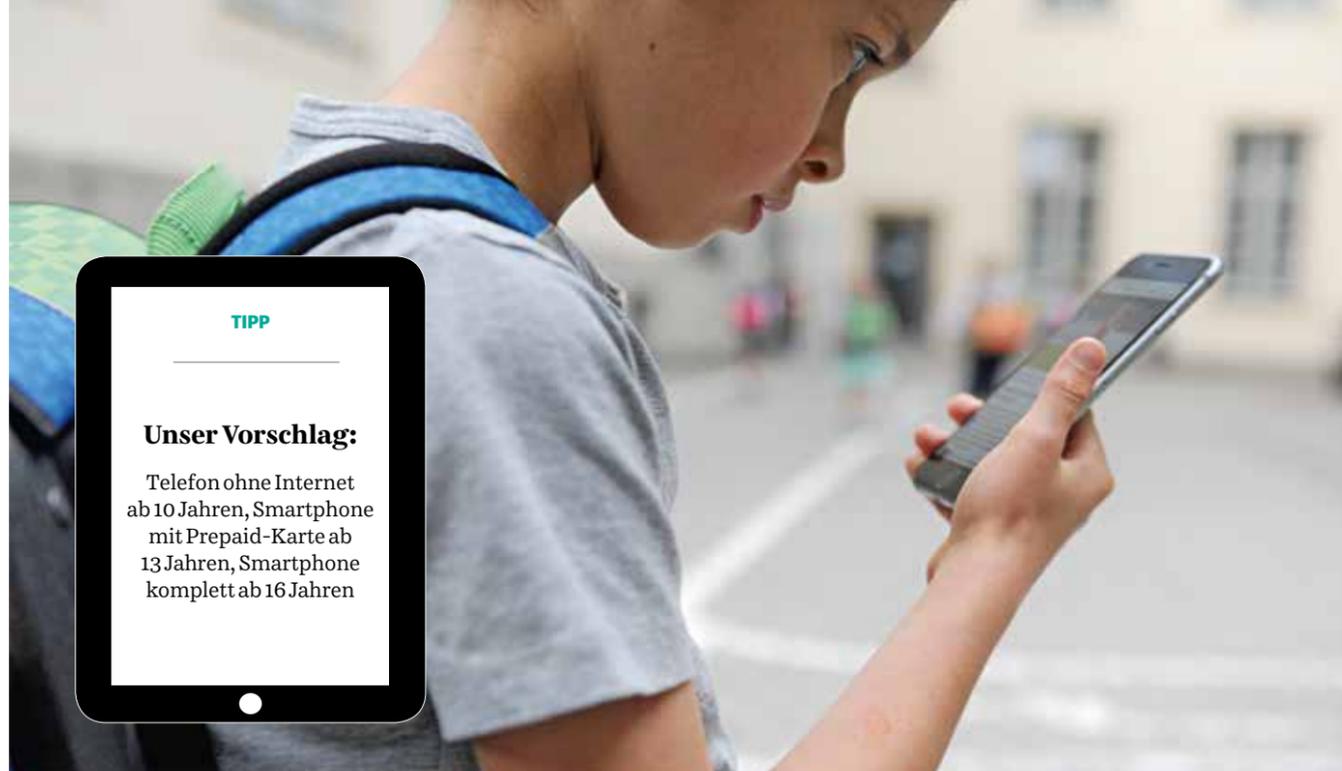
”

Haben Smartphones eine ganze Generation zerstört?“

Jean M. Twenge
Die Psychologin attestierte im US-Magazin *The Atlantic* Jugendlichen den Verlust aller sozialen Fähigkeiten.

Jugendlicher mit zu ihren Thesen passenden Studien mischte und einer ganzen Generation den Verlust aller sozialen Fähigkeiten attestierte. Die Psychologin Sarah Cavanagh entgegnete in *Psychology Today*, Twenge lese alle Studien zu einseitig und dass man eine Generation, die weniger trinkt und weniger raucht als jede zuvor, wohl kaum als zerstört bezeichnen könne.

Wer von beiden und ob überhaupt jemand recht behalten wird, ist für den Familienalltag eigentlich irrelevant. Denn das Smartphone wird nicht mehr verschwinden. Es ist eine der größten Erfindungen unserer Zeit und verändert das Zusammenleben.



TIPP

Unser Vorschlag:

Telefon ohne Internet
ab 10 Jahren, Smartphone
mit Prepaid-Karte ab
13 Jahren, Smartphone
komplett ab 16 Jahren

Smartphones haben jede Menge Suchtpotenzial – am Ende geht es für die Eltern vor allem darum, ihren Kindern ein Vorbild zu sein.

”

**Eine Generation,
die weniger trinkt und
weniger raucht als
jede zuvor, kann man
wohl kaum als
zerstört bezeichnen.“**

*Sarah Cavanagh
Die Psychologin entgegnete in
Psychology Today, die Kollegin Twenge
lese alle Studien zu einseitig.*

Während nun also an allen Ecken unterschiedlichste medienpädagogische Konzepte entstehen, während sich die Schulen überlegen, wann und wie viel Handy im Unterricht sinnvoll ist, und Hirnforscher weiteres Datenmaterial sammeln, was Tippen, Wischen, Likes und Akkunöte mit Kinderhirnen machen, während all dies geschieht, bleibt den Eltern und ihren Kindern im Moment vorwiegend eins: Sie müssen sich ihre eigenen Regeln überlegen. Das bedeutet: Sie müssen überhaupt überlegen.

Die Smartphone-Debatte offenbart gerade im Familienkontext eine alte Erziehungsweisheit: Es geht vor allem darum, Vorbild zu sein. Vorbild kann man aber nur werden, wenn man selbst weiß, wann man das Handy super findet, was man damit gerne macht, worauf man vielleicht stolz ist – und wann oder in welchem Moment man es lieber weglegen oder gleich in der Tasche lassen möchte. Wenn man als Erwachsener diese Fragen für sich beantwortet hat, braucht es keine medienpädagogische Beratung von außen, dann entwickelt sich die Haltung, die man an seine Kinder weitergeben möchte, fast von allein. Beim Thema Ernährung würde ja auch – zumindest in Bildungsbürgerkreisen – niemand mehr auf die Idee kommen, eine externe Medienberatung zu fordern, alle Verantwortung an die Schule abzugeben oder die Kinder einfach unendlich Süßigkeiten essen

TIPP

Keine Angst!

Die allermeisten Generationen vor Ihnen mussten mit dringlicheren Problemen fertig werden als mit einem vibrierenden Universallexikon in der Hosentasche.

zu lassen. Bei diesem Thema trauen sich Eltern eine Haltung zu, die sie an ihre Kinder weitergeben. Weil sie eben selbst genauer wissen, worauf es zu achten gilt. Genau dahin müssen sie auch beim Smartphone.

Die Idee, am Handy mehr Vorbild zu sein, anstatt es einfach immer in die Hand zu nehmen, wenn man grad Lust drauf hat, diese Idee ist natürlich einfacher hingeschrieben als tatsächlich umgesetzt. Besonders wenn Eltern selbst fortgeschritten handysüchtig sind, aber das immer wieder gerne verdrängen. Letztens verlangte der Vierjährige, dass man doch bitte kurz vom Sofa aufstehen möge, um Legoaufbauten im Kinderzimmer zu bewundern. Als ihm das Aufstehen der müden Mutter zu lange dauerte, überlegte er es sich kurzerhand anders und rief: „Ach, kannst liegen bleiben, Mama, und mir einfach das Handy geben, ich mach dir ein paar Fotos.“

Es sind diese Momente, in denen vollkommen klar wird, dass der Weg, bevor man mit dem Handy ein Vorbild ist, noch lang und unbequem ist. Und man sich auf diesem Weg so wunderbar damit ablenken lassen wird, was dieses Universallexikon in der Hosentasche doch so alles Großartiges kann. Die erste moderne Dusche wurde zum Beispiel 1872 erwähnt. Kann man mit dem Handy nachgucken. Das Bild auf Wikipedia von einer selbst gemachten Duschkonstruktion aus dem Ersten Weltkrieg ist wirklich interessant.

Kunden, Lieferanten, Behörden, Steuerberater –
alle in einem System.

Das nenne ich einfach!



Die digitalen DATEV-Lösungen vernetzen alle Geschäftspartner mit Ihrem Unternehmen – Kunden und Lieferanten ebenso wie Finanzamt, Krankenkasse und andere Institutionen. So schaffen Sie durchgängig digitale Prozesse und vereinfachen die Abläufe in Ihrem Unternehmen. Informieren Sie sich im Internet oder bei Ihrem Steuerberater.



Zukunft gestalten. Gemeinsam.

[Digital-schafft-Perspektive.de](https://www.digital-schafft-perspektive.de)

IST ALLES SO SCHÖN BUNT!

50 JAHRE FARBFERNSEHEN Mit leichter Verspätung etablierte sich in der Bundesrepublik 1967 eine neue Technologie, die den Siegeszug des Fernsehens rasant antrieb – eine Zeitenwende. Von David Denk

Damals, als die Sendezeit noch um Mitternacht endete, kannte jeder das grelle Testbild im Fernseher. Der penetrant-eintönige Begleitton weckte Fernsehschläfer zuverlässig wieder auf.

Illustration: Marion Prix

Es ist nicht überliefert, ob die beiden Männer sich je persönlich begegnet sind, der damals schon sehr populäre SPD-Politiker und ein bis dato unbekannter Techniker vom NDR, und doch genügten wenige Sekunden, in denen sich ihre Wege kreuzten, um gemeinsam und untrennbar in die Rundfunkgeschichte einzugehen. Es war der 25. August 1967, der Tag, an dem Gerd Grunwald dem Außenminister und Vizekanzler der Bundesrepublik Deutschland aus Versehen die Show stahl.

Zum Auftakt der 25. Großen Deutschen Funkausstellung in West-Berlin sollte Willy Brandt mit dem symbolischen Druck auf einen (im Rundfunkmuseum Fürth für die Nachwelt verwahrten) roten Plastikknopf das Farbfernsehen einweihen. Als er seine Hand nach 20-minütiger Rede in Richtung dieses Knopfes bewegte, „da war mir klar, jetzt drückt er drauf und nun muss ich umschalten“, erinnerte sich Grunwald später. „Allerdings hat er vorher, kurz vorher den Finger noch mal angehalten und dann erst richtig den Knopf durchgedrückt.“ Es war 10.57 Uhr, und Grunwald drückte früher als Brandt, der urplötzlich nicht mehr Hauptdarsteller dieser Inszenierung war, sondern Statist. Man könne nun „die Welt sehen, wie sie wirklich ist“, sagte Brandt in seiner Rede. Er bezog das auf die neue Technik, die Panne machte daraus einen ironischen Meta-Kommentar zu den Einflussmöglichkeiten von Politikern.

Nur etwa 6000 Haushalte waren überhaupt in der Lage, diesen Fehlstart als solchen wahrzunehmen, so viele Geräte mit der neuen PAL-Technik waren bis dahin ausgeliefert. Mit Preisen um die 2500 Mark kostete ein Farbfernseher halb so viel wie ein fabrikneuer VW Käfer, war also ein ausgesprochenes Luxusprodukt. Und selbst wer sich eine solche Investition leisten konnte, war geneigt abzuwarten, ob sich dieses Farbfernsehen überhaupt durchsetzt – zumal das Schwarz-Weiß-Gerät ja weiter funktionierte. Der damalige ZDF-Intendant Karl Holzamer etwa wollte den Einsatz der Farbe auf das „Sinnenhafte“, die „Schau“ begrenzt wissen. „Der goldene Schuss“ mit Vico Torriani als neuem Moderator machte den Anfang, zu den ersten in Farbe ausgestrahlten Serien zählten „Adrian der Tulpendieb“ mit Heinz Reincke und „Bonanza“. In deutsche Wohnzimmer zog eine neue Frage ein: „Kommt was Buntes?“ Alles Seriöse jedoch blieb zunächst in Schwarz-Weiß. Die Tagesschau folgte erst Ende 1970. Der endgültige Durchbruch für die neue Technik kam arg zeitverzögert mit den Olympischen Spielen von 1972 und dem deutschen Sieg bei der Fußball-WM zwei Jahre später. Diesen live übertragenen Großereignissen schien man nun noch näher zu sein als je zuvor, in Farbe lebten sie erst richtig auf, das Publikum gierte nach mehr, das Medienereignis war geboren.

Deutschland war spät dran. Nach der Einführung des Farbfernsehens in den USA 1954 sollte es 13 Jahre dauern, bis es auch hierzulande so weit war und dem US-NTSC-System die vom Telefunken-Mitarbeiter Walter Bruch entwickelte Norm PAL entge-

gengesetzt wurde. Sowohl NTSC als auch das von den Franzosen protegierte System SECAM erschienen zu unausgereift und stör anfällig, worauf spöttische „Entschlüsselungen“ der Akronyme wie „Never The Same Colour“ oder „Seven Extra Colours a Minute“ anspielten.

Für welches System sich ein Land entschied, war wirtschaftlich wie politisch bedeutsam. So wurde NTSC vom damals dominierenden Unterhaltungselektronikerhersteller Radio Corporation of America entwickelt, dem auch das Sendernetzwerk NBC gehörte. Und der französische Staatspräsident Charles de Gaulle propagierte SECAM als Instrument der französisch-russischen Annäherung. Immerhin, das „Wettrüsten“ mit dem Ostblock gewann Deutschland: In der UdSSR wurde das Farbfernsehen 1967 zum 50. Jahrestag der Oktoberrevolution eingeführt, in der DDR zwei Jahre später – in SECAM, nicht in PAL, versteht sich. Gegen seitiger Empfang in Schwarz-Weiß war möglich. Um Westfernsehen auch in Farbe zu sehen, war man im Osten auf Basteleien oder Nachrüstsätze angewiesen, erst in den 80ern wurden Geräte angeboten, die ab Werk beide Normen empfangen konnten und bunte Konsumwelten frei Haus lieferten, die Begehrlichkeiten weckten. Bis zur politischen Wende dauerte es jedenfalls von da an nicht mehr lange.

Aus heutiger Sicht ist die Einführung des Farbfernsehens die wohl sichtbarste Zeitenwende in der Kultur des 20. Jahrhunderts. Die Umstellung teilt die Geschichte des Mediums unübersehbar in ein Davor und ein Danach. Die Veränderung ist so augenfällig, dass wenig subtile Filmemacher für Rückblenden in graue Vorzeiten ein Schwarz-Weiß-Bild als optische Entsprechung eines ebensolchen Denkens wählen. Ohne Farbe erscheint der Siegeszug des Fernsehens zum bestimmenden Massenmedium des 20. Jahrhunderts nicht vorstellbar. „Ich schalt die Glotze an“, sang die

aus der DDR abgehauene Nina Hagen 1978, „ich kann mich gar nicht entscheiden / Ist alles so schön bunt hier!“

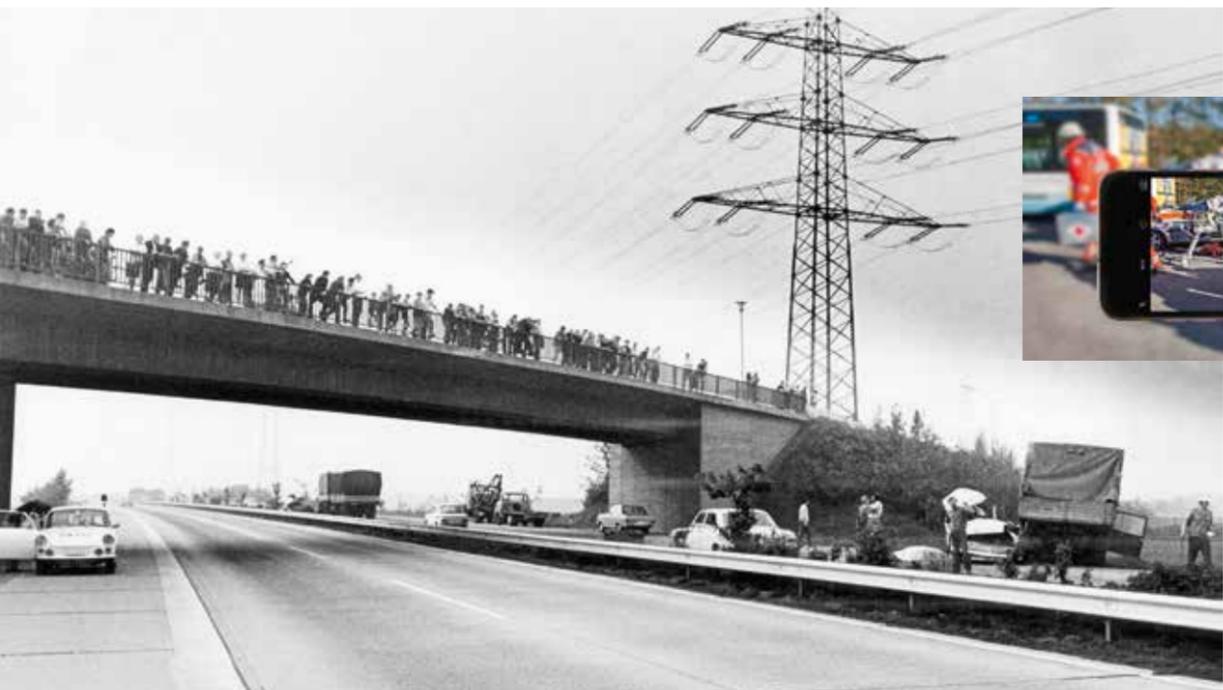
Zum 50. Geburtstag hat das ZDF dem Farbfernsehen eine vierteilige Showreihe geschenkt, die in ihrer Rückwärtsgeradheit beinahe Züge eines Requiems trug. „Die größten TV-Momente“ ließ „Wir lieben Fernsehen!“ noch einmal Revue passieren, als wäre das Medium schon von uns gegangen. Während an der US-Westküste neue Player wie Amazon und Netflix an der Zukunft dessen heruntüfteln, was mal Fernsehen hieß, wärmen sich die Öffentlich-Rechtlichen an der eigenen Vergangenheit, den guten alten Zeiten, als in der Kaffeepause noch über „Am laufenden Band“ gefachsimpelt wurde und nicht über „Stranger Things“.

Jede Zukunft wird einmal Vergangenheit. Der technische Fortschritt, die Digitalisierung hat PAL obsolet gemacht. Voraussichtlich im kommenden Jahr wird die nur noch von wenigen Kabelnetzbetreibern bediente Norm ganz verschwunden sein. Einfach so. Kein Vizekanzler wird reden, niemand wird es merken.

David Denk ist Redakteur der SZ-Medienredaktion.

2500 Mark

kostete ein Farbfernseher 1967 – halb so viel wie ein fabrikneuer VW Käfer – und war ein ausgesprochenes Luxusprodukt



02

01 Das Problem der Gaffer auf deutschen Autobahnen wird immer schlimmer.
02 Heutzutage müssen Unfallopfer befürchten, sich als Protagonisten sensationsheischender Videos im Netz wiederzufinden.

01

WIR GUCKEN ALLE HIN

GAFFER Schaulust gab es immer, doch mit dem Smartphone kommt eine neue Dimension hinzu. Von Thomas Steinfeld

Der Gaffer ist, so scheint es, ein besonders dummer Mensch. Kaum ist etwas passiert, läuft der Schaulustige an den Ort des Geschehens und guckt sich an, was dort kaputtgegangen ist. Er kennt keine Diskretion und kein Mitleid, sondern genießt den Schrecken, insofern es nicht sein eigener ist: Mit weit geöffneten Augen steht er da, zu keinem anderen Zweck, als das Ereignis wahrzunehmen. Und weil ihm das Bedürfnis nach Wahrnehmung so dringend ist, dass alle anderen Interessen dahinter zurücktreten, bemerkt er nicht, dass er vielleicht helfen könnte. Außerdem steht er den Menschen, die helfen wollen, im Wege, er behindert die Rettungskräfte, es fällt ihm nicht ein, dass Krankenwagen und Feuerwehrfahrzeuge einen Weg brauchen, um an den Ort des schrecklichen Ereignisses zu gelangen. Stattdessen zückt er sein Mobiltelefon und hält, der Steigerung seiner Wahrnehmung wegen, das Geschehen auch noch in Bildern fest. Zugleich dokumentiert er damit, dass das Ge-

schehene nicht nur stattgefunden hat, sondern dass er selbst zum unmittelbaren Zeugen des Geschehens wurde. Vielleicht freut er sich in diesem Augenblick sogar, dass nicht er, sondern ein anderer Mensch zum Opfer eines schrecklichen Ereignisses wurde, was bedeuten würde, dass die Schaulust auch eine Art Rettungsfantasie wäre. Möglicherweise wehren sich manche Gaffer deswegen gegen das Eingreifen der Rettungskräfte. Aber das weiß man nicht, weil Gaffer in der Regel über die Gründe ihres Verhaltens nichts zu sagen wissen.

Der Schaulustige durchlief in jüngster Zeit eine steile Karriere: Nicht nur, dass man auf den Autobahnen nun allorts aufgefordert wird, im Falle eines Staus eine „Rettungsgasse“ zu bilden. Vielmehr wurden sogar die Gesetze verschärft: War die Zurschaustellung der „Hilflosigkeit einer anderen Person“ mithilfe von Foto- oder Filmaufnahmen ohnehin schon eine Tat, die mit einer Freiheitsstrafe von bis zu zwei Jahren geahndet werden kann, wurde im vergangenen Sommer auch die

„Behinderung von hilfeleistenden Personen“, die von herumstehenden Gaffern ausgeht, zu einem Straftatbestand. Unklar ist dabei, ob die Schaulust in jüngster Zeit tatsächlich so zunahm, wie es die öffentliche Wahrnehmung des Gaffens suggeriert, oder ob sich das Verhalten der Schaulustigen veränderte. Für Letzteres spricht, dass die Schaulust und deren mediale Vermittlung zunehmend in eins fallen, weil fast alle Menschen mit einem Smartphone ausgerüstet sind und dieses auch nutzen. Für Ersteres spricht, dass die Klage über die Schaulust ungefähr so alt ist wie der Unfall und empirisch gesichertes Material zu dieser Art von Neugier, über den Einzelfall hinaus, nicht zu haben ist. Gewiss ist indessen, dass, wenn nicht die Schaulust, so doch das Schauen und das Zurschaustellen der Schaulust in jüngster Zeit erheblich zugenommen haben.

Thomas Steinfeld ist Redakteur im Ressort Feuilleton und Kulturkorrespondent in Italien.

LEUTE

Prinz Philip geht in Rente, Beyoncé gibt sich als schwangere Göttin, Father John Misty singt klugen Protest-Pop, Emma Stone wird für die Romanze „La La Land“ mit einem Oscar ausgezeichnet, Barrie Kosky inszeniert grandios die „Meistersinger“ in Bayreuth, und Paddington Bär wird 60.



Prinz Philip

Zwar erfreut sich der Prinzgemahl mit seinen 96 Jahren noch einer äußerst robusten Konstitution, dennoch trat Philip im August letztmals in offizieller Funktion auf. Es war sein 22.219. öffentlicher Auftritt. Prinz Philip hat 143 Länder besucht und 5496 Reden gehalten. Die wohl einzige Person auf der Welt, die es in punkto Pflichterfüllung mit ihm aufnehmen kann, ist seine 91 Jahre alte Ehefrau.

Beyoncé

Ein paar Hits zu haben, ist das eine. Eine komplette Bildwelt zu erschaffen – das ist etwas völlig anderes. Die ganz hohe Popkunst. Niemand beherrscht sie so wie Beyoncé Knowles. Bei den diesjährigen Grammys war die 36-Jährige mit Zwillingen schwanger, aber blieb nicht zu Hause, sondern gab im Goldglitzerkleid eine glamourös-entrückte Göttin der Fruchtbarkeit.

Father John Misty

Die Wahl Donald Trumps bescherte der Welt unverhofft auch eine Renaissance des Protest-Pops. Leider kam der über Gags zur unterdurchschnittlichen Größe der Hände des Präsidenten meistens nicht hinaus. Außer bei Father John Misty, dem Neo-Folk-Sänger, Songwriter und vor allem Chef-Sardoniker des Pop der Gegenwart. Sein Album zur Stunde hieß – wie sonst? – „Pure Comedy“.

Emma Stone

Als Emma Stone 14 Jahre alt war, zeigte sie ihren Eltern eine PowerPoint-Präsentation. Der Titel: „Project Hollywood“. Ihr Vortrag muss sehr überzeugend gewesen sein, denn danach zog die Familie tatsächlich nach L.A., weil Stone unbedingt Schauspielerin werden wollte. Der Umzug hat sich gelohnt, dieses Jahr wurde sie für die Musical-Romanze „La La Land“ mit dem Oscar ausgezeichnet.

Barrie Kosky

Er ist mit Frechheit, Phantasie, Witz, Tempo begabt und lebt sich hemmungslos in Opern aus: Barrie Kosky aus Melbourne, 50 Jahre alt, seit fünf Jahren Chef der Komischen Oper Berlin, hat als erster jüdischer Regisseur die Bayreuther Festspiele erobert und dort die deutsch-tümelnden „Meistersinger“ des Antisemiten Richard Wagner als Musical entrümpelt: Bravissimo!

Paddington Bär

Auch im Jahr seines 90. Geburtstags, wenige Monate vor seinem Tod, ließ Michael Bond seinen Bären neue Abenteuer erleben. In „Paddingtons große Stunde“ (Knesebeck) gibt es Trouble mit der Polizei und dem fieseln Nachbarn. Die lebenswürdige Entschuldigung: „Mir passieren immer solche Sachen. Ich bin einfach diese Art von Bär.“ Nicht nur sein Bären-Papa, auch Paddington feierte 2017 einen runden Geburtstag: Er wurde 60!

Fotos: Willi Büerschaper/dpa, Jochen Tack/Imago, Stephan Rumpf/Reuters, Ben Rayner/dpa, Jan Windzus/Komische Oper, HarperCollins Publishers Ltd



Nichts kommt einer Frau näher als die Kleider, die sie trägt. Wer sollte also besser wissen, wer Frauen heute sind, wie sie sich sehen, was sie bewegt, als die Mode? Ach, denkste. Mal abgesehen davon, dass es immer noch mehrheitlich Männer sind, die Frauen anziehen und damit eine Macht über sie ausüben, die gar nicht hoch genug eingeschätzt werden kann: Die Antwort auf die Frage, was Frauen bewegt, hat im Jahr 2017 nicht die Mode gegeben. Sondern die Straße. Genauer: die Straßen von Washington am 21. Januar, beim Women's March.

Es will schon etwas heißen, dass das Accessoire des Jahres, an diesem Tag geboren, keine glamouröse Tasche von Gucci war, kein Stöckelschuh von Balenciaga und auch nicht die soundsovielte Designervariante der Jeans. Sondern eine Mütze, deren Strickanleitung man im Netz herunterladen konnte. Von Washington aus eroberte sie unverzüglich die Welt, eine eher hässliche rosa Angelegenheit mit zwei spitzen Katzenohren, daher der Name. Pussy Hat.

Die Mütze war eine Botschaft an den frisch vereidigten Mann im Weißen Haus, der gesagt hatte, man dürfe Frauen auch an die „Pussy“ fassen, wenn man nur ein großer und berühmter Macker sei. Wenn man so will, eroberten sich die Pussy-Hat-Trägerinnen das Recht am eigenen Bild und damit die Macht zurück. Und siehe da, die Mütze saß bald auch auf dem Kopf von Frauen, die sonst Taschen von Gucci und Stöckelschuhe von Balenciaga tragen. Nur war sie inzwischen nicht mehr selbstgestrickt. Sondern von Missoni.

Die Mode nämlich, in ihrem Kern nicht feministisch, aber mit hochsensiblen Antennen ausgestattet, begriff sofort, was die Bilder der marschierenden Frauen in Washington bedeuteten. Und sie beeilte sich, ihnen die passenden Kleider auf den Leib zu schneiden.

Pussy Hats von Missoni also. Und Motto-Shirts bei Prabal Gurung in New York („The Future is Female“). Noch mehr Motto-Shirts bei Dior in Paris („Why Have There Been No Great Women Artists?“), und damit es auch wirklich alle kapierten, widmete die Designerin Maria Grazia Chiuri ihre Kollektion gleich noch der feministischen Künstlerin Niki de Saint Phalle. In Mailand versicherte Miuccia Prada, unerschütterlich an der Seite der Frauen zu stehen; nun gut, dort hatte sie schon immer gestanden – aber niemals klang es besser als jetzt. Eine ganze Phalanx von Designern, die durch politisches Engagement zuvor nicht groß aufgefallen waren, twitterte gegen Sexismus und ließ die Welt wissen,



01

MÜTZE ALS MISSION

LABELS Die Mode kommt in diesem Jahr von der Straße, wo Frauen für ihre Selbstbestimmung und Würde demonstrieren. Von Tanja Rest

dass sie die First Lady Melania Trump auf gar keinen Fall ausstatten würden.

Was man kaum für möglich gehalten hatte, im Jahr 2017 geschah es: „Feminismus ist der neueste High-Fashion-Trend“, titelte das Online-Magazin *Slate*. In dem Satz steckte der Zweifel genau betrachtet allerdings schon mit drin.

Kann man sich eine Haltung überstreifen wie ein T-Shirt? Ist es nicht das Schlimmste, was dem Feminismus passieren kann, dass er „Trend“ wird und endet wie dieser – eben noch chic, übermorgen schon wieder der Look der letzten Saison? Möglicherweise wäre mehr gewonnen, wenn die besten Modemacher der Welt endlich mehr Kleider entwerfen würden, in denen Frauen nicht verkleidet aussehen, sondern wie sie selbst. „Feministin, aber feminin!“. So stand es auf einem Spruchband, das Karl Lagerfeld Gisele Bündchen in die Hand drückte, als er für Chanel seinen ganz eigenen Women's March inszenierte, übrigens schon vor drei Jahren.

Überflüssig zu sagen: Längst nicht jede Kollektion, die 2017 das Banner des Feminismus vor sich hertrug, löste ihr Versprechen ein. Das Bekenntnis zu Frauenrechten und Frauenwürde, es war in vielen Fällen einfach aufgedruckt, nicht eingewoben worden. Und wie zum Beweis, wie es um die Branche tatsächlich bestellt ist, hielt das Jahr noch ein kleines, böses Aperçu bereit.

Ende Oktober schrieb der Vizepräsident des Verlags Condé Nast, zu dem unter anderem die *Vogue* und *Vanity Fair* gehören, eine Mail an sein Führungsteam. Der Inhalt war

01 New York Fashion Week 2017: Passend zum Zeitgeist präsentiert der Designer Prabal Gurung seine Street-Style-Mode mit Pussy Hats. Doch handgestrickt sind diese Designermützen nicht mehr.

02 Feminin und mit Biss, das ist auch in der Mode das Motto der Stunde.

nicht für die Öffentlichkeit bestimmt, sickerte aber trotzdem durch. Condé Nast werde nicht weiter mit dem Fotografen Terry Richardson zusammenarbeiten, hieß es da.

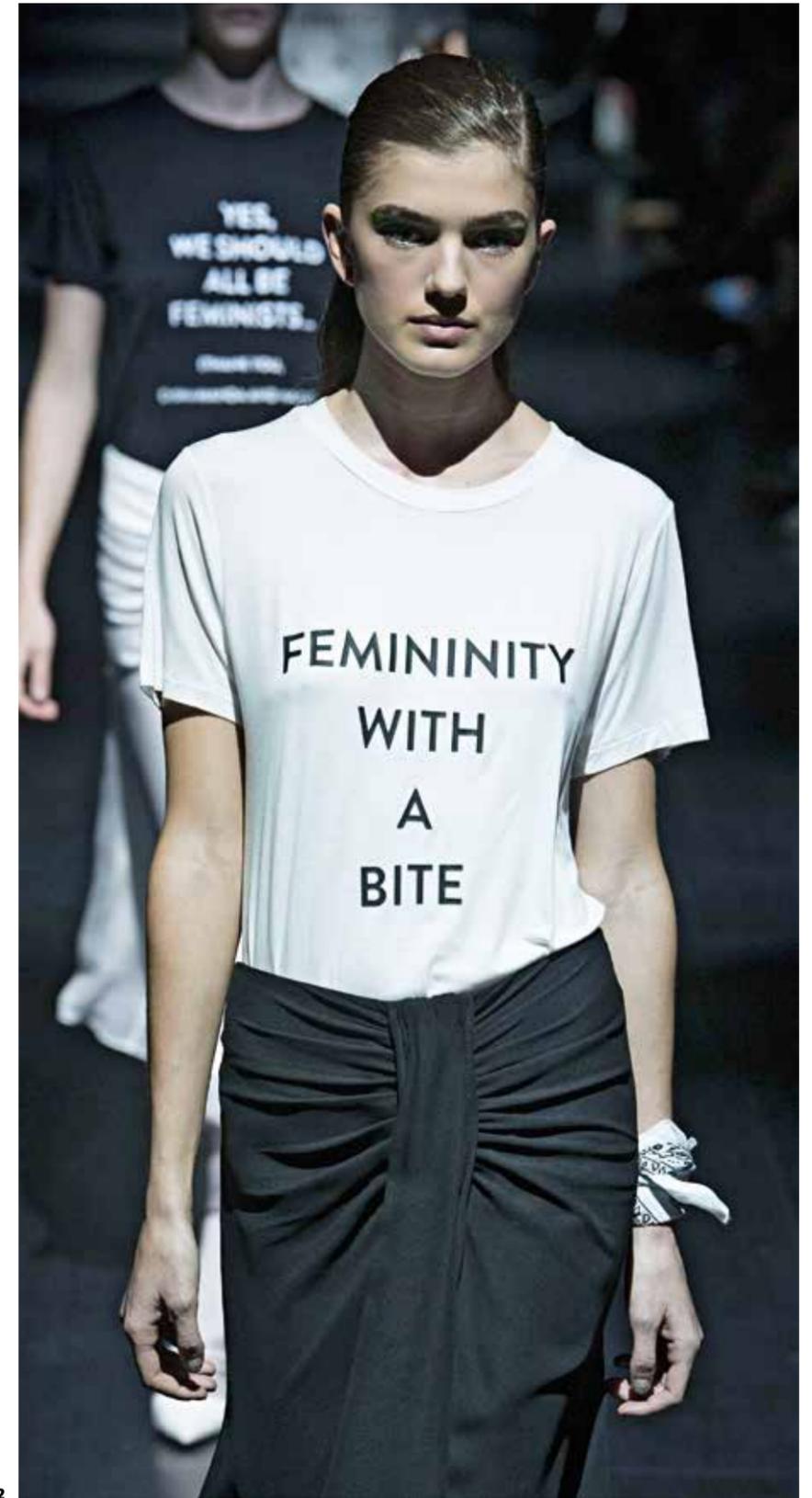
Richardson, 52, US-Amerikaner, ist ein hochbezahlter Superstar der Modefotografie, obwohl ihn Vorwürfe der sexuellen Belästigung seit 15 Jahren begleiten. Immer wieder haben Models berichtet, sie seien in seinem Studio erniedrigt und zu sexuellen Handlungen gezwungen worden, er selbst

Ist es nicht das Schlimmste, wenn Feminismus zum „Trend“ wird und dann endet wie dieser?

hat nie bestritten, dass er mit einigen von ihnen Sex hatte, es sei aber immer einvernehmlich gewesen. „Ich glaube nicht, dass ich sexsüchtig bin“, sagte Richardson 2010 dem *Guardian*, „aber ich habe Probleme.“

Jeder in der Branche, die Designer, die Chefredakteure, die Stylisten, einfach alle wussten, mit wem sie es da zu tun hatten. Sie buchten ihn trotzdem. Nun könnte man sagen: 2017, das Jahr, in dem der Feminismus zum High-Fashion-Trend wurde, erledigte folgerichtig auch Terry Richardson. Man könnte aber auch sagen: Eine Woche nach Bekanntwerden der Harvey-Weinstein-Affäre konnte sich die Mode einen wie Richardson nicht mehr leisten. Sie hat sehr feine Antennen, wie gesagt.

Tanja Rest leitet das SZ-Ressort Gesellschaft und Stil.



02

PANORAMA

In London zerstört ein verheerender Brand ein Hochhaus. Eine deutsche Fernsehserie über das Berlin der Zwanziger wird zum Exportschlager, die Völklinger Hütte zeigt 3000 Jahre alte Inkaschätze; bald gibt es Hasch vom Arzt, und Arnold Schwarzenegger fordert Donald Trump auf, die Jobs zu tauschen.



Als Grenfell fiel

Rund 200 Einsatzkräfte mit 45 Fahrzeugen kämpften in der Nacht zum 14. Juni in London gegen den schlimmsten Brand in einem britischen Wohnhaus seit Menschengedenken. Doch sie brachten das Feuer nicht unter Kontrolle. Wie eine riesige Fackel stand das Hochhaus damals in der Nacht. Die Bewohner wurden im Schlaf überrascht, nur wer in den unteren Stockwerken lebte, konnte sich retten. Mindestens 80 Menschen kamen ums

Leben. Der Grenfell Tower, Produkt des sozialen Wohnungsbaus der frühen Siebziger im West-Londoner Stadtteil Kensington, war erst 2016 renoviert worden. Die Mieter-Interessengruppe Grenfell Action Group hatte vorausgesagt, „dass nur ein katastrophales Ereignis die gefährlichen Bedingungen und die Vernachlässigung von Sicherheitsbestimmungen beenden wird, denen die Mieter unterworfen werden“.



Gold.Macht.Gott.

DIE FANTASTISCHEN
GOTTHEITEN DER INKA

Viele Legenden erzählen von Schätzen, welche die spanischen Konquistadoren den Inkas raubten. Doch diese prächtige Goldkrone der Chimú-Kultur fiel ihrer Goldgier nicht zum Opfer. Archäologen fanden sie erst viel später. Und nur deshalb kann man diesen Schatz noch bestaunen. Derzeit in der imposanten Gebläsehalle des Weltkulturerbes der Völklinger Hütte (bis April 2018).



Das kleine
1+1

DEUTSCHE
BAHN

+

WOLFSBURG

=

KEIN
HALT



Der Tanz auf dem Vulkan

Ein neuer Kommissar ist in der Stadt: Geon Rath (Volker Bruch) wird nach Berlin geschickt, um einen Pornoring auszuheben – und landet in einer Metropole, die von den Ausschweifungen der Goldenen Zwanziger ebenso geprägt ist wie von ersten Verfallserscheinungen der Weimarer Republik. „Babylon Berlin“ ist der mit Abstand teuerste Versuch, im seriellen Erzählen jenes internationale Format zu errei-

chen, das Berlin im Feiern niemand ab spricht. Eine Art nationale Aufgabe, für die sich ARD und Sky in einer bislang einmaligen Koproduktion zusammengetan haben, prominent besetzt, geschrieben und inszeniert von einem Kreativtrio um den Hollywood-erfahrenen Tom Tykwer. So geteilt die Reaktionen unter deutschen TV-Kritikern waren, so erfolgreich ist die Produktion als Exportprodukt.

„Warum tauschen wir nicht einfach Jobs? Dann könnten alle wieder ruhig schlafen.“

ARNOLD SCHWARZENEGGER

In einer Videobotschaft mokierte sich der Actionheld und ehemalige „Governator“ Kaliforniens über Donald Trump. Als gebürtiger Österreicher darf der Terminator nicht zur Wahl zum US-Präsidenten antreten – seine Chancen wären womöglich nicht schlecht. Denn obwohl Schwarzenegger mittlerweile zurück im Showbusiness ist, engagiert er sich weiterhin politisch, etwa gegen die Erderwärmung.



Cannabis auf Rezept

Seit März können Schmerzpatienten Cannabis legal als Medizin einnehmen, auch wenn diese Möglichkeit bisher selten genutzt wird. Der Bundestag verabschiedete einstimmig ein entsprechendes Gesetz. Die Neuregelung ermöglicht es Schwerkranken, getrocknete Cannabisblüten und -extrakte auf Rezept in der Apotheke zu erhalten. Doch Mediziner streiten darüber, ob Gras überhaupt als Medikament taugt. Zugleich ist Cannabis die am häufigsten konsumierte illegale Droge in Deutschland.

Das Streiflicht

(SZ) Was ein richtiger Rapper ist, also einer, der zu den Coolsten der Coolen zählt und allerhöchste Street Credibility genießt, der lässt sich von nichts und niemandem einschüchtern. Rapper sind knallharte Typen, und wer nicht mindestens zehn Verhaftungen, etliche Schießereien und eine missratene Kindheit in Abrisshäusern hinter sich hat, braucht zur Rapper-Aufnahmeprüfung in der New Yorker Hip-Hop-Akademie gar nicht erst anzutreten. „Früher begann der Tag mit einer Schußwunde“, dichtete in den späten Sechzigern der deutsche Rap-Pionier Wolf Wondratschek, und damit war das Motto vorgegeben, nach dem Rapper bis heute ihr gnadenlos gefährliches Leben ausrichten. Nach dem Frühstück, das aus einem fetten Brot und einer plattgefahrenen Katze besteht, zieht er auf dem Rücksitz seines offenen Chevy durchs Ghetto, links und rechts drei Bitches, vulgo Frauen, die er mit Hundehalsketten aus purem Gold zusammenhält. Eine erfrischende Prügelei mit der feindlichen Gang rundet den Tag ab, die Nacht verbringt der Rapper in der Polizeizelle oder an Orten, die zu schildern einer bürgerlichen Zeitung nicht zukommt.

Soweit der Rapper-Alltag, der gemessen am aufregenden Dasein eines Finanzbeamten oder einer politisch gemäßigten Veganerin ja doch ziemlich spießig ist. Etwas in dieser Richtung muss sich auch der New Yorker Rapper Joey Bada\$\$ gedacht haben, woraufhin er sich entschloss, seiner Branche mit einer ganz verwegenen Aktion zu neuem Ansehen zu verhelfen. Die totale Sonnenfinsternis in den USA kam da wie gerufen, und noch ehe das Land in Dunkelheit versank, kündigte er an, das Schauspiel ohne Schutzbrille und dergleichen Kinderkram zu beobachten. Wow, das war mal eine Ansage! Und tatsächlich trat Bada\$\$ der Sonne mit bloßem Auge entgegen, geschützt nur durch die beiden Dollarzeichen in seinem Namen.

Leider muss einer der Sonnenstrahlen vergiftet gewesen sein. Seitdem stimmt irgendwas nicht mit Jokeys Augen. Die nächsten drei Konzerte musste er absagen, wegen „unvorhergesehener Umstände“. Die tägliche Schusswunde kann's ja dann nicht sein. „Unsere Vorfahren“, hatte Bada\$\$ vorab getwittert, „hatten keine schicken Brillen“ und trotzdem „sind nicht alle erblindet“. Da ist was dran. Erblindet sind nur die Doofen. Aber egal. Die Sonne scheint, jetzt alle raus zum Sonnenbaden. Und Finger weg von der Sonnencreme! Unsere Vorfahren hatten auch keine.

Foto: Valery Hache/AFP

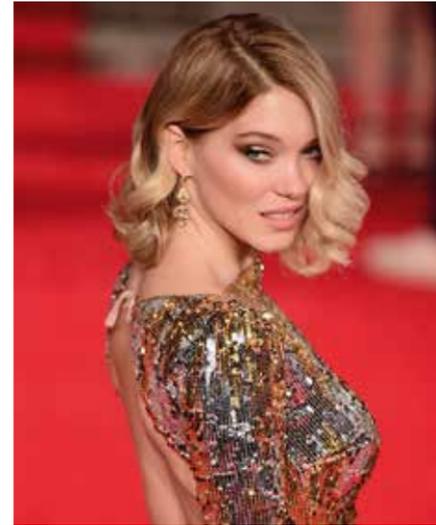
ANTASTBAR

#METOO Sexuelle Übergriffe gab es schon früher – sie wurden totgeschwiegen. 2017 jedoch folgt dem Missbrauchsskandal um Harvey Weinstein ein Proteststurm. Von Friederike Zoe Grasshoff

#MeToo:
Frauen wehren sich



Angelina Jolie



Léa Seydoux



Alyssa Milano



Margot Wallström



Friederike Zoe Grasshoff

ist Redakteurin im Ressort Panorama. Sie kennt keine einzige Frau, die noch nicht sexuell belästigt wurde. Aber sie kennt viele Frauen, die für sich einstehen, die Grenzen setzen.

Nachts im Fahrstuhl, ein Mann steigt ein. Da sind sie wieder, diese zehn Sekunden des stillen Zweifels, das automatisierte Abchecken der Lage: Was ist das für ein Typ? Schaut er etwa blöd rüber? Lässt er mich in Ruhe? Entwarnung im Hirn: Der macht nichts, alles gut.

Nein, gar nichts gut. Wer als Frau auf die Welt kommt, muss ständig zweifeln, Gefahren wittern, abwägen, vertrauen oder flüchten – mal ist es ein leises und mal ein sehr lautes, ein pochendes Zweifeln. Oft bemerkt man es selbst nicht mal, das Gedankenprogramm springt einfach an. Man muss

dafür nicht durch eine Gasse in Bombay laufen, es reicht ein Parkhaus in Heidelberg. Es reicht der Nachhauseweg, die Schritte im Rücken, der Fremde in der U-Bahn. Der Kollege, der einem freundlich-feindlich an die Hüfte fasst. Der Chef, der nach Dienstschluss zu sich ins Büro bittet. Oft geht alles gut, oft sind es nur Gedanken, gar keine Frage. Und trotzdem ist da immer diese eine, leider gar nicht paradoxe Frage: Bin ich sicher?

Wie viele nicht sicher sind, das lässt sich nun nicht mehr nur als anonyme Zahlen in Kriminalstatistiken oder Studien nachlesen. Seit Mitte Oktober schwirren zwei Worte durch die Timelines, #MeToo, ich auch.

Unter diesem emblematischen Hashtag erzählen Frauen (und Männer) auf Twitter, Facebook und Instagram von ihren Erfahrungen mit sexuellen Übergriffen und alltäglichen Grenzüberschreitungen. Es sind so viele „Ich auchs“, so viele Geschichten, dass man eigentlich fragen müsste: #WerNicht?

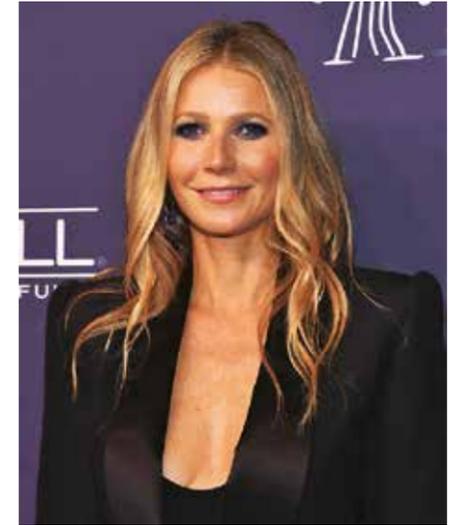
Nun ist sexuelle Gewalt kein neues Phänomen, es ist ein uraltes Verbrechen. Und doch musste erst ein Mann aus Hollywood aus großer Höhe stürzen, bis sich angestaute Verletzungen und Ängste online vor der Weltöffentlichkeit entluden und die nie gesehene Dimension des Problems offenbarten. Alles begann damit, dass die *New York Times* am



Cara Delevingne



Terry Reinke



Gwyneth Paltrow

5. Oktober einen Artikel veröffentlichte, in welchem dem US-Filmproduzenten Harvey Weinstein vorgeworfen wird, über drei Jahrzehnte Angestellte und Schauspielerinnen sexuell belästigt zu haben. Manche sollen mit Geld zum Schweigen gebracht worden sein.

Von jenem 5. Oktober an hat das Schweigen dann ein Ende. Immer mehr Frauen erheben Anschuldigungen gegen Weinstein. Angelina Jolie, Gwyneth Paltrow, Léa Seydoux, Ashley Judd, Eva Green, Cara Delevingne – und das sind nur ein paar der bekanntesten Namen. Sechs weitere Frauen berichten, von Weinstein vergewaltigt worden zu sein, darunter die Schauspielerin Rose McGowan und eine seiner ehemaligen Mitarbeiterinnen.

Was peu à peu entsteht, ist das Bild eines Film-Moguls, der junge Schauspielerinnen in ein Hotelzimmer in Beverly Hills oder sein Haus in Connecticut bittet, irgendwann nur noch einen Bademantel trägt und sexuelle Handlungen einfordert. Es entsteht das Bild von einem Machtmenschen, der qua Orgasmus über Filmbesetzungen und Karrieren entscheidet. Oder eben über Nicht-Besetzung und Nicht-Karrieren.

Inzwischen sind es einer Liste des *Guardian* zufolge fast siebzig Frauen, die mit entsprechenden Vorwürfen an die Öffentlichkeit gegangen sind. Wenn all diese Aussagen stimmen, dann ist Weinstein ein schieres, personifiziertes Klischee. Ein Hollywood-Herrscher mit Besetzungscouch und „Ich-bring-Dich-ganz-groß-raus“-Gehabe. Was fast schon wieder Stoff für einen Film wäre.

Aber Harvey Weinstein wird erst einmal keinen Film drehen. Der Mann hinter „Pulp Fiction“, „The King’s Speech“ und „Der Vorleser“, dessen Produktionen 81 Oscars gewonnen haben, ist am Ende. Der Mann, den Meryl Streep einst als „Gott“ bezeichnet hatte.

Und wer lehnt sich schon gegen Gott auf? Zumindest dürften mutmaßliche Mitwisser viele Jahre lang den Mund gehalten oder wegesehen haben, denn Gottes Verhalten war bekannt in Hollywood; sein Umgang mit Frauen soll in der Branche ein offenes Geheimnis gewesen sein – in einem System aus Macht und Abhängigkeit, das lange Zeit



funktionierte. Nicht nur die Frauen, die teilweise erst dreißig Jahre später ihre Erlebnisse öffentlich machten, dürften aus Angst und Scham geschwiegen haben. Auch die Männer sagten nichts, sie brauchten Weinstein ja, an ihm führte kein Weg vorbei. Im Oktober 2017 dann explodiert das System Weinstein.

Der Star-Produzent wird aus seiner eigenen Firma geworfen, die Oscar-Akademie schließt ihn aus, seine Ehefrau verlässt ihn.

Und Hollywood distanziert sich, so gut es eben geht: Der Regisseur Quentin Tarantino sagt in einem Interview mit der *New York Times*, dass er genug gewusst habe, „um mehr zu tun, als ich getan habe“. Und Drehbuchautor Scott Rosenberg schreibt auf seiner Facebook-Seite: „Everybody-fucking-knew“. Jeder wusste es. Niemand sagte was. Alles blieb, wie es war. Hier die Mächtigen, dort die Abhängigen. Fuck.

Fuck – das dachte man dann auch, als ein paar Tage später alle paar Sekunden eine neue Leidensgeschichte auf Twitter einging. Geschichten abseits von Hollywood, Verbrechen aus dem Alltag. Am 15. Oktober ruft die US-Schauspielerin Alyssa Milano im Zuge der Weinstein-Debatte dazu auf, Erfahrungen miteinander zu teilen. Auf Twitter schrieb sie: „Wenn alle Frauen, die sexuell belästigt worden sind, als Statusmeldung ‚Me too‘ schreiben würden, bekämen wir ein Gefühl dafür, wie riesig dieses Problem ist“.

Was man bekam, war kein Gefühl. Es war ein Schlag. In den ersten zwei Tagen nach Milanos Aufruf wird der Hashtag auf Twitter mehr als eine Million Mal verwendet. Frauen (und Männer) berichteten plötzlich über sexuelle Übergriffe und Belästigung. Es ist die Rede von Vätern und Müttern, die ihre Kinder missbrauchen. Von Fremden im Schwimmbad, die einfach mal drauflos grab-schen. Von Partys, auf denen eine Hand am Hintern ganz normal ist. Von dem Gefühl der Ohnmacht – und der Schuld.

Nach ein paar Tagen ist klar: #MeToo ist nicht nur irgendein Hashtag zwischen Shit-



Me too.

Suggested by a friend: "If all the women who have been sexually harassed or assaulted wrote 'Me too.' as a status, we might give people a sense of the magnitude of the problem."

Alyssa Milano
@Alyssa_Milano

If you've been sexually harassed or assaulted write 'me too' as a reply to this tweet.

21:21 - 15. Okt. 2017

68.534 25.186 53.463

storms und Donald Trumps Tweet-Terror, das sich mit der Zeit versendet. #MeToo ist eine Bewegung. Ihr eigentlicher Wert liegt darin, dass die Opfer sich im Kollektiv nach vielleicht jahrzehntelangem Schweigen endlich von Schuld- und Schamgefühlen befreien.

Was dann folgt, ist eine weltweite Kettenreaktion, die sich quer durch alle Branchen mit hartem Machtgefälle zieht. Kurz nach Alyssa Milanos Twitter-Aufruf spricht die schwedische Außenministerin Margot Wallström von sexueller Gewalt „auf höchster politischer Ebene“. Die Grünen-Abgeordnete Terry Reintke stellt im EU-Parlament ein Schild mit der Aufschrift #MeToo auf, Dutzende Mitarbeiterinnen von Abgeordneten beklagen sich über sexuelle Belästigung durch ihre Chefs. In Großbritannien tritt Verteidigungsminister Michael Fallon zu-

rück und gibt zu, einer Journalistin vor 15 Jahren die Hand aufs Knie gelegt zu haben. In der *Süddeutschen Zeitung* berichten deutsche Schauspielerinnen von hollywoodähnlichen Zuständen in der Filmbranche und im Theaterbereich: Auch hier ist die Besetzungscouch sehr wohl bekannt. Der Chef von Amazons Unterhaltungssparte, Roy Price, räumt nach Belästigungsvorwürfen seinen Posten. Der Condé-Nast-Verlag beendet die Zusammenarbeit mit Fotograf Terry Richardson, der schon lange vor #MeToo beschuldigt wurde, Models beim Shooting sexuell zu nötigen. Vorwürfe gegen Mitarbeiter von UN-Friedensmissionen werden publik. In Berlin und Hollywood gehen Menschen auf die Straße. Und bei der Wahl zur Miss Peru nennen die Kandidatinnen nicht wie gewohnt ihre Maße, sie prangern die Lage der Frau an.

Zunächst ist #MeToo also vor allem eine Kampagne gegen Gewalt an Frauen. Dann fällt Kevin Spacey. Ende Oktober wird er von Schauspieler Anthony Rapp beschuldigt, ihn 1986 bedrängt zu haben; Spacey war damals 26, Rapp 14. Der zweifache Oscar-Gewinner entschuldigt sich auf Twitter, schreibt aber, er könne sich an den Vorfall nicht erinnern. Im selben Tweet outet er sich als homosexuell. Nun meldet sich fast täglich ein mutmaßliches Opfer. Netflix lässt Spacey fallen – und damit Frank Underwood, den korrupten US-Präsidenten aus „House of Cards“.

Sowohl am Set sowie als künstlerischer Leiter des Londoner Theater „Old Vic“ soll er seine Machtposition ausgenutzt haben. Und wie bei Weinstein wollen es am Ende alle gewusst haben: Spaceys Übergriffe sollen branchenbekannt gewesen sein, ein offenes Ge-



Schwere Vorwürfe werden laut gegen Schauspieler Kevin Spacey, den zurückgetretenen britischen Verteidigungsminister Michael Fallon und den ehemaligen Amazon-Manager Roy Price (von links).

heimnis. Weinstein hatte angekündigt, „seine Dämonen“ in den Griff bekommen zu wollen und entschuldigte sich für sein „Benehmen gegenüber Kolleginnen in der Vergangenheit“, das zu viel Leid geführt habe. Viele der Vorwürfe wies er zurück, er bestreitet, Frauen zum Sex gezwungen zu haben. Spacey ließ ausrichten, er werde sich in Therapie begeben, seither ist er untergetaucht. Keiner von beiden ist bisher von einem Gericht verurteilt worden. Am Ende sind sie trotzdem, privat wie künstlerisch: Aus dem Film „Alles Geld der Welt“ wird Kevin Spacey herausgeschnitten, drastischer kann man einen Schauspieler gar nicht demontieren.

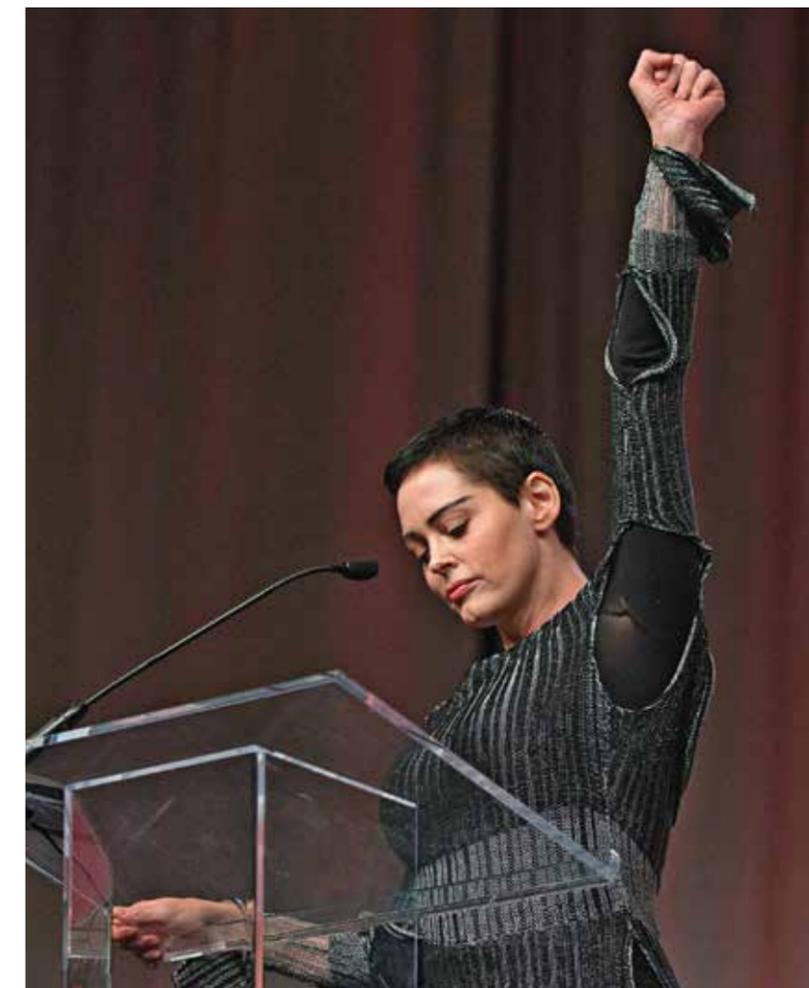
Während einer nach dem anderen fällt oder freiwillig geht, hallt der Hashtag weiter durchs Netz und die Welt. Dabei war das Be-



wusstsein für sexuelle Gewalt schon vor #MeToo geschärft; in Deutschland durch die Kölner Silvesternacht 2015/16, die Verschärfung der Sexualstrafgesetze 2016 und die #Aufschrei-Debatte 2013. In den USA durch die „grab 'em by the pussy“-Bemerkungen von Donald Trump und den Aufstand der Frauen, der sich unter dem Hashtag #Notokay formierte. Alle diese Aktionen und Proteste haben etwas bewirkt, aber keine von ihnen hatte die Wucht der #MeToo-Kampagne, die Weinstein längst hinter sich gelassen hat.

Neben den Abertausenden „Ich auchs“ mehren sich inzwischen jedoch auch die Ich-nicht-Stimmen. Von einer „Hexenjagd“ ist in Kommentarspalten die Rede, von hysterischen Frauen, die alles in einen Topf werfen und einem Generalverdacht gegen Männer. Es stimmt schon: Derzeit geht einiges durcheinander – eine Vergewaltigung ist mit einem dummen Spruch nicht zu vergleichen. Aber was spricht eigentlich dagegen, sie unter demselben Schlagwort zu thematisieren? Beides entspringt demselben Nährboden. Einer Gesellschaft nämlich, in der Gleichberechtigung oft nur ein Label ist und sexuelle Gewalt immer auch als Folge dieser Ungleichheit zwischen den Geschlechtern verstanden werden kann.

#MeToo hat schon heute viel bewegt – Betroffene bestärkt und manche zutiefst verun-



Rose McGowan

sichert. Besonders plastisch zeigte sich dies in einer Anne-Will-Talkshow zum Thema Sexismus. Während im Studio über „strukturelle Probleme“ referiert wurde, schwenkte die Kamera von Verona Pooths rosafarbenen Stöckelschuhen ihre Beine hoch. Man bedauere diesen Fehler, hieß es später aus der Regie. Was also ist noch erlaubt? Dazu erscheint täglich irgendein Blog-Eintrag oder Artikel, in dem ein Mann sich fragt, ob man einer Frau überhaupt noch etwas Nettes sagen darf. Was ist ein Flirt, was eine billige Anmache, was eine klare Grenzüberschreitung? Die Antwort dürfte docheigentlich klar sein: Alles, was das Gegenüber verletzt – und was man selbst auch nicht erleben will. Pooth machte der Schwenk auf ihre Beine übrigens nichts aus.

Längst haben die Menschen begonnen, nicht nur zu twittern, sondern #MeToo in ihren Alltag zu tragen, in die Büros, die Uni-

versitäten, das EU-Parlament, die Verlage. Wenn es eine Zeit gibt, in der Grenzüberschreitungen offen und direkt angesprochen, angezeigt und damit enttabuisiert werden können, dann ist sie jetzt. Wieso also nicht jetzt darüber streiten, welcher Spruch in Ordnung ist und welcher nicht? Wieso nicht ein Kompliment versuchen, das die Kollegin nicht auf Rock, Brüste und ein wenig Hirn reduziert? Wieso nicht mal seine Partnerin fragen, wie das eigentlich ist, mit diesen einprogrammierten zehn Sekunden Zweifel? Und wieso nicht den Freund fragen, wie sich die Debatte für ihn anfühlt? Zweifel müssen nichts Schlechtes sein, wenn aus ihnen etwas entsteht. Wenn aber Frauen in ein paar Jahrzehnten vielleicht nicht mehr in jedem zweiten Aufzug darüber nachdenken müssen, ob sie in Gefahr sind oder nicht, wäre das mal ein großer Fortschritt.

WUNDER WERDEN ETWAS TEURER

NEUE KONZERTSÄLE Die Elbphilharmonie hat sich vom Skandalon zum vielgeliebten Hotspot Hamburgs gemausert. Nun wird auch in München über den Entwurf für einen Kulturtempel diskutiert. Von Gerhard Matzig



Gerhard Matzig

bewohnt das schmalste freistehende Einfamilienhaus Münchens. Ansonsten schreibt er im Feuilleton der *Süddeutschen Zeitung* über Architektur, Stadt und Lebensweltliches. Gerne auch in aller Breite.

München leidet unter einem Defizit. Erstens: Die Stadt liegt an der Isar und somit nicht am Pazifischen Ozean. Und zweitens gibt es zwischen dem Perlacher Forst im Süden und den nördlichen Isarauen keinen Hafen. Schon deshalb wird das neue Konzerthaus, das von 2018 an im Werksviertel hinter dem Münchner Ostbahnhof (nach einem Entwurf des österreichischen Büros Cukrowicz Nachbaur) realisiert werden soll, weder so glanzvoll werden wie die Oper in Sydney – noch so zeichenhaft wie die Elbphilharmonie in Hamburg. Schade.

Jedenfalls ist das die düstere Vorahnung jener Bürger, die sich über die geplante Architektur empören. Im Besucherbuch der Ausstellung, die den Wettbewerb zum Münchner Konzerthaus dokumentiert, sind Stimmen zu lesen, die an die berühmten Architektur-Ikonen von Sydney beziehungsweise Hamburg erinnern, um für München nun traurig zu diagnostizieren: „Schande“, „Armutszugnis“, „langweilig“, „fad“ oder „verpasste Chance“.

Um den Entwurf der Vorarlberger Architekten – eine große, zeltartige Architektur aus Glas, die man durchaus kritisch sehen kann – wenigstens etwas gegen die überschäumende Kritik in Schutz zu nehmen, muss gesagt werden: Es ist sicher leichter, an einem Welthafen wie dem in Hamburg oder am Meer in Sydney ein weithin suggestiv ausstrahlendes und sehenswertes Wahrzeichen zu etablieren, als hinter dem Münchner Ostbahnhof auf einer früheren Industriebrache. Die große Enttäuschung über das seit Jahrzehnten ersehnte Konzerthaus als neuen Kulturtempel, die Ende des Jahres in München wie mit Händen zu greifen ist, ist insofern ein klein wenig unfair. Oder naiv. Eigentlich beides.

Allerdings ist die massive Kritik am wichtigsten Kulturprojekt der letzten Jahrzehnte auch nicht ganz unverstänglich, denn die Münchner Enttäuschung korrespondiert auf eigentümliche Weise mit der Hamburger Euphorie. Dort, inmitten der an sich schon spektakulären Speicherstadt des Hafens, wurde das von den Schweizer Architekten Jacques Herzog und Pierre de Meuron per Direktauftrag entworfene Konzerthaus nach neunjähriger Bauzeit am 11. Januar unter großem Publikumsinteresse eröffnet. Mehr als 2000 Besucher erlebten an diesem Tag das Konzert „Zum Raum wird hier die Zeit“ des NDR Elbphilharmonie Orchesters. Zu hören waren Reden des damaligen Bundespräsidenten Joachim Gauck und eine Ansprache von Hamburgs Bürgermeister Olaf Scholz. Im Publikum: Angela Merkel, Norbert Lammert, Martin Schulz und andere hochrangige Politiker. Dazu Gäste aus Wirtschaft und Kultur.



Nach Jahren des Wartens, nach vielen Bau- und Finanzskandalen wurde die Elbphilharmonie im Januar 2017 endlich eröffnet.

Wer immer es möglich machen konnte, war bei der Eröffnung dabei. Es war eines der bedeutenden Kulturereignisse des Jahres 2017. Handelte es sich nicht um ein Haus der Musik, könnte man sagen: Das war ganz großes Kino. Die Laune war jedenfalls glänzend an diesem Tag, da Hamburg vor den Augen der Welt seine Elbphilharmonie, die liebevoll auch „Elphi“ genannt wird, in die Arme schloss. Es war ein Genuss, die erste Konzertpause in den eleganten Foyers mit einer Art Promi-Watching zu verbringen: Guck mal, ist das der Mann unserer Kanzlerin? Und dahinter, ist das nicht die Frau mit den Katzenaugen, die man aus dem Fernsehen kennt?

Der Liebe einer ganzen Stadt und darüber hinaus auch die eines ganzen Landes zu seinem neuen Wahrzeichen, einem „Signature Building“ von Weltgeltung, das sich wie ein Segel aus Glas über einem

backsteinernen Sockel im Wind zu blähen scheint, konnten wohl nicht einmal die alsbald nötigen Nachbesserungen etwas anhaben. Wegen fehlender Markierungen kam es besonders im Großen Saal immer wieder zu Stürzen, die zum Teil zu schweren Knochenbrüchen führten. Im Sommer wurde das geändert. Mit neuen Markierungen und Gummileisten. Außerdem musste nach einem Wasserschaden das Foyer des Kleinen Saals saniert werden. Für Kosten in Millionenhöhe.

Es ist bezeichnend, dass über diese Maßnahmen kaum diskutiert wurde. Fast niemand wollte sich darüber empören, denn Hamburg ist nun insgesamt sehr stolz auf seine neue Architekturpracht. Schon Ende Februar, also kurz nach der Eröffnung, zählte die Plaza der Elbphilharmonie den millionsten Besucher. Im August waren es dann mehr als drei Millionen. Die Plaza ist die Nahtstelle zwischen dem Back-

stein-Speicher-Sockel und dem futuristischen Aufbau aus Stahl und Glas. Täglich wird die umlaufende Terrasse dort von rund 16 000 Menschen besichtigt. Schließlich kann man von hier aus einen grandiosen Blick auf Hamburg genießen. Im Innenbereich der Plaza befinden sich die Aufgänge zum kleinen und großen Konzertsaal der Elbphilharmonie, ein Café sowie die Lobby eines Luxus-Hotels. Im ebenfalls hier angesiedelten Souvenir-Shop kann man beispielsweise ein Bierdeckel-Set im Elphi-Look (zehn Stück zu 5,95 Euro) oder Schlüsselanhänger mit Architektur-Silhouette kaufen. Die Elbphilharmonie dürfte schon jetzt zu den bekanntesten Gebäuden der Welt zählen.

Das liegt jedoch nicht allein an der tatsächlich gloriosen Baukunst des Büros Herzog & de Meuron aus Basel. Es liegt auch daran, dass das Gebilde während seiner Bauzeit seit 2007 zum Skandalon explodierender Baukosten wurde. Was heute so beliebt ist in Hamburg, war lange Zeit eines der meistgehassten Projekte Deutschlands.

Der mehr als einhundert Meter hoch sich aufschwingende Bau, der auf 26 Etagen 120 000 Quadratmeter Nutzfläche bietet, sollte nämlich ursprünglich nur 77 Millionen Euro kosten. Bei Vertragsabschluss im Jahr 2007 hatte sich dieser Betrag bereits auf 114 Millionen erhöht, um im Dezember 2012 nach mehreren Nachverhandlungen zwischen Senat und Baufirma (Hochtief) auf 575 Millionen zu wachsen. Weil die Kostensteigerungen verständlicherweise mit öffentlichem Unmut beantwortet wurden, verkündete Bürgermeister Olaf Scholz am 23. April 2013 die „endgültigen“ Kosten: 789 Millionen Euro. Tatsächlich war auch das ein verspäteter Aprilscherz. Letztlich hat die Elbphilharmonie 866 Millionen Euro gekostet. Dass sich aus einem irrwitzigen Baukostenskandal ein derart beliebtes Wahrzeichen schälen würde, das kann man getrost als „Wunder von Hamburg“ bezeichnen.

In der Geschichte der modernen Architekturwunder ist das kein singuläres Phänomen. Schon die Oper von Sydney, ein Gebilde surreal anmutender Riesen-Muschelschalen direkt am Meer, nach einem Entwurf des dänischen Architekten Jørn Utzon, sprengte in enormer Weise sowohl die Baukosten als auch die Bauzeiten. Um etliche Hundert Prozent wurde auch die Münchner Olympia-Zelt-dach-Landschaft (Behnisch Architekten) teurer als geplant. Doch galt das schon für den Bau des Kölner Doms, bei dem man die Arbeiten auch mal für ein paar Hundert Jahre ruhen ließ, weil die Pläne verschwunden waren.

Aber spätestens seit Bilbao weiß man um die ikonische Wirksamkeit spektakulärer Architekturprojekte, die sich letztlich – sofern sie es schaffen, zum Wahrzeichen zu werden – auch nach Jahren der Streitigkeiten um Kosten und Termine auf versöhnliche Weise rechnen. In der nordspanischen Stadt Bilbao hat der amerikanische Architekt Frank O. Gehry bis 1997 die bizarre Titanmantel-Skulptur der dortigen Guggenheim-Dependance realisiert.

Seit der Eröffnung haben die Besucherzahlen alle Erwartungen weit übertroffen: Die Fluggesellschaften mussten die Frequenzen ihrer Flüge nach Bilbao aufstocken, die Hotels ihre Bettenzahl. Die Restaurants waren in den ersten Jahren meist überfüllt, die Bars in der Nähe des Guggenheim-Museums überfordert. Bilbao, vor dem Gehry-Bau ein postindustrieller Problemfall, ist heute ein attraktiver Hotspot für Kulturtouristen. Seitdem spricht man in der Baugeschichte vom „Bilbao-Effekt“: Große, ja visionäre Baukunst soll das Image einer Stadt aufpolieren.

Genau das hatte man sich auch vom Wettbewerb für ein Münchner Konzerthaus erwartet: ein Wunder. Ob es sich ereignet, steht allerdings noch in den Sternen. Genau wie die Frage, ob es erst mal ein Skandalon wird, bevor man es liebevoll in die Arme schließt. Ein paar Spitznamen hat der Entwurf übrigens schon, wenn man auch sagen muss, dass sie nicht so charmant sind wie Elphi. In München nennt man den Entwurf wahlweise „Glas-Scheune“, „Schneewittchen-Sarg“ oder „Nähmaschinenhaube“. Vorläufig jedenfalls.

01



02



01 Für die Akustik in der Elbphilharmonie zeichnet Yasuhisa Toyota verantwortlich, einer der bekanntesten Schall- und Raumtechniker der Welt. **02** Endlich kann man auch in München über einen konkreten Entwurf für einen neuen Konzertsaal diskutieren. Nach 15 Jahren.

Fotos: Florian Pejlek, Cukrowicz Nachbaur Architekten, Christian Charisius/Opia



Noch ist „Das bunte Leben“ von Wassily Kandinsky aus dem Jahr 1907 im Münchner Lenbachhaus zu sehen.

GRÜN, BLAU, ROT ODER BRAUN?

MÜNCHEN Eines der berühmtesten Gemälde der Kulturmetropole soll NS-Raubkunst sein. Die Erben der jüdischen Sammlerfamilie fordern das Bild nun zurück. Von Kia Vahland

Das Erbe des Nationalsozialismus ist in München nicht zu übersehen. Am Königsplatz stehen die von Paul Ludwig Troost errichteten Monumentalbauten, einer davon, die heutige Musikhochschule, war einmal Hitlers „Führerbau“. Und den Englischen Garten verriegelt seit 80 Jahren eines der prominentesten Gebäude totalitärer Herrschaft: das Haus der Kunst, errichtet nach Plänen Troosts am Parkeingang als Haus der Deutschen Kunst. Hitler ließ hier Bäume fällen und verwirklichte mit Ausstellungen von NS-Künstlern von 1937 an seine Träume einer „arischen“ Kultur. Einer wie der Deutschrusse Wassily Kandinsky, Vorreiter der Abstraktion, hatte seine Wahlheimat München da längst verlassen. Wie viele andere stand er auf der Liste der „entarteten“ Künstler, deren Werke in Schandausstellungen zu sehen waren.

Die Stadt war nicht nur „Hauptstadt der Bewegung“, sondern einst auch die Hauptstadt der Antimoderne. Die *Süddeutsche Zeitung* berichtete im März, dass Kandinskys Hauptwerk „Das bunte Leben“ aus dem Lenbachhaus in der NS-Zeit sehr wahrschein-

lich einer jüdischen Familie in Amsterdam abgepresst wurde. 1940 wurde es dort auf einer NS-Kunstauktion voller Raubgut versteigert.

Ausgerechnet eine Kuratorin des Lenbachhauses, die im Krieg in Italien am Kunstraub der Nazis beteiligt gewesen war, sorgte nach SZ-Recherchen dafür, dass die Bayerische Landesbank das Werk aus holländischem Privatbesitz erwarb und 1973 dem

Kandinskys „Buntes Leben“ als Inbegriff der Hoffnung auf einen radikalen Neuanfang.

Museum überließ. Damals war München noch ergriffen vom internationalen Geist der Olympischen Spiele im Vorjahr. Welttoffen, modern wollte die Stadt sein und nicht mehr ständig an die Verbrechen erinnert werden. Kandinskys „Buntes Leben“ wurde zum Inbegriff dieser trügerischen Hoffnung auf einen radikalen Neuanfang. Was jetzt aus dem Gemälde wird, muss sich noch zeigen. Die Erben der jüdischen Eigentümer fordern es von der Landesbank zurück. Nun kommt der Fall

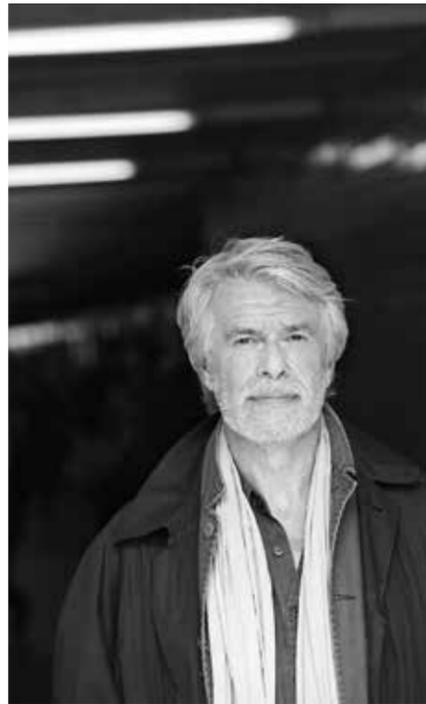
entweder vor ein Gericht in New York oder vielleicht doch irgendwann vor die Limbachkommission, die in Deutschland Empfehlungen zu NS-Raubgut abgibt. Möglicherweise verliert München am Ende Kandinskys Hauptwerk – es sei denn, die Stadt, der Staat, Mäzene und die Bürger bringen das Geld auf, um es dieses Mal den richtigen Besitzern abzukaufen. Der Marktpreis könnte im höheren zweistelligen Millionenbereich liegen.

Vor noch einer Entscheidung stehen die Münchner: Das Haus der Kunst soll saniert werden, wohl nach Plänen des Architekten David Chipperfield. Der aber möchte das Gebäude weitgehend rückbauen in den Zustand von 1937. Dann würden die Bäume hinter und vor dem Ausstellungshaus für zeitgenössische Kunst wieder gefällt werden. Es sähe von außen, teilweise auch von innen aus wie zu Hitlers Zeiten. Manche Münchner und einige Zeithistoriker sehen dem mit Schrecken entgegen. Wieder steht die Stadt vor der Frage, wie sie mit ihrem fürchterlichen Erbe umgehen will.

Kia Vahland ist Kunsthistorikerin und Kunstredakteurin im Ressort Feuilleton.

SO EIN THEATER

BERLIN Die Besetzung der Volksbühne wird zum Höhepunkt im Kulturkampf um das Haus. Von Christine Dössel



01

Die aktuelle Spielzeit hatte noch gar nicht richtig begonnen, da gab es schon einen Höhepunkt, der als Theaterereignis der Saison kaum zu übertreffen ist: die Besetzung der Berliner Volksbühne durch ein Kollektiv, das sich „Staub zu Glitzer“ nennt oder auch „VB 61-12“, angelehnt an den Namen einer Atombombe. Sieben Tage lang okkupierten die Aktivisten Ende September das berühmte Haus am Rosa-Luxemburg-Platz, das nach dem Ende der Ära von Frank Castorf noch nicht wieder eröffnet war. Der neue, heftig umstrittene Intendant Chris Dercon hatte bis dahin nur den Flughafen Tempelhof bespielt, wo er vor allem Tanztheater zeigte. Seinen Start im Volksbühnenbau hatte er ungewöhnlich spät erst für November angesetzt.

An der Fassade des schlummernden Hauses brachten die Besetzer ein keckes Transparent mit der Aufschrift „DOCH KUNST“ an, auf einer Banderole im Treppenhäus stand: „Make Berlin Geil Again“. Sich selbst bezeichnete die bunte Gruppe als „feministisch, antirassistisch und queer“, ihre Aktion als „transmediale Theaterinszenierung“. Inhaltlich ging es dabei weniger um Kritik an dem Museumsmann Dercon, von dem viele eine Umwandlung der Volksbühne in ein internationales Gastspielhaus befürch-

ten, als um stadtpolitische Ziele: urbane Lebensqualität, Teilhabe, „Wiedergewinnung von öffentlichem Raum in einem Jahrzehnt der Privatisierung und Kommerzialisierung“.

So gentrifizierungskritisch gut gemeint und friedlich umgesetzt das alles war, so großkotzig anmaßend und planlos war es auch. Die traditionsreiche Berliner Volksbühne ist schließlich nicht nur ein Aufmerksamkeitsträchtiger Symbolort für die Stadtentwicklung in der touristisch attraktiven Metropole Berlin, sondern in erster Linie: ein Stadttheater – also ein Ort der Kunstproduktion und damit auch der staatlich geschützten Kunstfreiheit. Ein Ort, der mit Steuergeldern öffentlich finanziert wird. Diesen Ort in künstlerischer Eigermächtigung zu besetzen und die dort Arbeitenden in ihrer Kunst zu behindern (Susanne Kennedy und Tino Sehgal hatten gerade angefangen zu proben), ist ein zutiefst kontraproduktiver, kunstfeindlicher Akt.

Die Aktivisten wollten das Theater nicht nur besetzen, sondern es in einer „kollektiven Intendanz“ längerfristig übernehmen, um dort ihr eigenes Ding zu machen, etwas mit „laufender Performance“, „sozialer Plastik“ und so. Dercon boten sie großzügig an, bei ihnen mitzumachen – als „Gleicher unter Gleichen“ in einem „partizipativen Open Space“. Das Programm, das sie in den

Putsch-Tagen veranstalteten, erschöpfte sich dann allerdings erst mal in Vollversammlungen und Partys. Daneben gab es Schreibwerkstätten und Kinderschminken.

Als die Senatsverwaltung und der lange sich zurückhaltende Hausherr Dercon den Besetzern anboten, ihnen künftig am Haus zwei Räume zu überlassen – den Grünen Salon und den Volksbühnen-Pavillon –, gingen diese nicht darauf ein, beziehungsweise konnten sich nicht zeitnah einigen. Blöd gelaufen, Chance vertan. Tags darauf, am 28. September, erstattete Dercon Anzeige wegen Hausfriedensbruchs, und die Volksbühne wurde geräumt. Es gab weder Ausschreitungen noch Widerstand, auch die Polizei soll nett gewesen sein.

So war der große Aufreger der Saison auch gleich ein großer Absacker. Mit Verlierern auf allen Seiten. Die „Staub zu Glitzer“-Protestler haben sich etwaige Sympathien bei vielen verspielt – auch bei Leuten, die ähnlich wie sie den Global Player Dercon für den falschen Mann mit den falschen Signalen an der Volksbühne halten. Dieser wiederum gilt jetzt als Theaterträger mit Schupo-Gewalt, unfähig zur Kommunikation mit Leuten, die eigentlich sein Publikum sein müssten.

Und die Berliner Kulturpolitik hat sich in Sachen Dercon von Anfang an nicht mit Ruhm bekleckert. Die umstrittene Entscheidung des vormaligen Kulturstaatssekretärs Tim Renner, den Kultregisseur Frank Castorf nach 25-jähriger Volksbühnen-Intendanz durch den Museumsmann Dercon abzulösen, wurde bereits im September 2016 vom inzwi-

Die Aktivisten wollten das Theater in einer „kollektiven Intendanz“ übernehmen

schon abgewählten SPD/CDU-Senat absegnet. Schon damals war der regierende Bürgermeister Michael Müller (SPD) im Amt. Wer noch nicht im Amt war, die leidige Entscheidung nun jedoch politisch ertragen und mittragen muss, ist Kultursenator Klaus Lederer von der Linkspartei. Den bringt seine unverholene Ablehnung Dercons immer wieder in die Versuchung, sich unangebracht zu verhalten. Es ist nicht nur eine verfahren Situation, es ist ein regelrechter Kulturkampf, der da in Berlin um die Volksbühne tobt. Aus Sorge um den Fortbestand des Hauses als Ensemble- und Repertoiretheater haben bisher rund 40 000 Dercon-Gegner eine Petition unterschrieben. Lederer ist gefordert. Dercon auch.

Christine Dössel ist Theaterredakteurin im Feuilleton-Ressort.

Fotos: Regina Schimke, Roland Owsenitzki/Imago, Tom Maelsa/Imago

02



03

01 Der umstrittene Intendant Chris Dercon mit seinem Markenzeichen: einem Knitterschalen
02 Die rote Flora lässt grüßen: Sieben Tage lang hielten junge Aktivisten das Haus am Rosa-Luxemburg-Platz besetzt.
03 Die als „transmediale Inszenierung“ deklarierte Aktion war auch eine Zettelwirtschaft.



FILME DES JAHRES

KINO Horror, Grusel, tanzender Farbrausch: Feuilletonredakteure der Süddeutschen Zeitung stellen ihre Highlights vor.



Fikkefuchs

In der Theorie ist Rocky ein erfolgreicher Aufreißer, in der Praxis leider nur ein mittelalter Stelzbock, der als Michel-Houellebecq-Karikatur durch Berlin kriecht und jungen Frauen hinterhersteigt. Dann steht eines Tages ein Youporn-süchtiger Perversling vor seiner Tür, der behauptet, sein Sohn zu sein. Eine böse Tragikomödie über die Macht des Eros und die Diskrepanz zwischen Verlangen und Verführungskunst – definitiv der beste deutsche Film des Jahres. **DBS**



Dunkirk

Christopher Nolan zeigt die Militäroperation von Dünkirchen im Zweiten Weltkrieg, bei der 400 000 britische Soldaten vor den heranrückenden Deutschen gerettet und über den Ärmelkanal verschifft werden mussten. Ganz auf Strandhöhe, Wellenhöhe, Bughöhe, aus Sicht der Männer im Cockpit der Jagdflugzeuge und unten im Überlebenskampf. Nolan zieht die Zuschauer hinein in diesen Kampf, mit brillanter, großenteils altmodisch analoger Kinowucht. **KNI**



ES

Der Schriftsteller Stephen King erlebte 2017 nochmal eine Euphoriewelle, wozu vor allem diese Verfilmung seines Mammut-Romans beitrug: „Es“ ist mittlerweile der erfolgreichste Horrorfilm der Geschichte. Der Regisseur Andy Muschietti erzählt darin die Geschichte von sieben Kindern, die in einer amerikanischen Kleinstadt gegen einen bösen Clown und eine ignorante Erwachsenenwelt kämpfen, als finsternes Märchen über das Erwachen der Pubertät. American Gothic vom Feinsten. **DBS**

Blade Runner 2049

Für die künftige Filmgeschichte wird in Hollywood derzeit nicht viel getan, die meisten Blockbuster verblissen schon, wenn man das Kino verlässt, und am nächsten Tag hat man sie vergessen. Eine zauberhafte Ausnahme ist diese Fortsetzung des Science-Fiction-Klassikers von 1982. Desse Regisseur Ridley Scott prägte damit das Genre bis heute, besaß aber die Größe, das Sequel an einen jüngeren Kollegen abzutreten. Und wer wäre dafür besser geeignet gewesen als der Kanadier Denis Villeneuve („Arrival“), der sich bestens auf den Spagat zwischen Autorenfilm und Hollywoodspektakel versteht. Er verzichtet auf die Standardformeln der Überwältigung – Riesenschlacht an Riesenschlacht, hektisch zusammengeschnitten – und schließt an die visuelle Kraft des Originals an. Nur sind die Noir-Effekte von damals, die Schatten, die Wolken, der Nebel, noch düsterer geworden. Die Menschen bevölkern einen Planeten, den sie von anderen Lebewesen fast gänzlich entvölkert haben. Dem legendären Kameramann Roger Deakins, der schon zwölf Mal für den Oscar nominiert war, ohne ihn zu gewinnen, sollte man spätestens für diesen Bilderreigen den überfälligen Academy Award verleihen. **DBS**

Fotos: Sony Pictures Entertainment (3), Alamo, Warner Bros. Entertainment Inc. (2), Universal Pictures (2), Disney, Prokino, Constantin Film



Manchester by the Sea

In Lees kargem Leben scheint es immer November zu sein, denn er trägt eine Schuld, für die es keine Sühne gibt. Ein Todesfall führt ihn zurück nach „Manchester by the Sea“ – dort hat er einst alles verloren. Kenneth Lonergans Film ist ein Essay über die Trauer und einen Mann, dem es letztlich egal sein kann, wo er lebt; denn seine Erinnerungen nimmt er überall mit hin. Für die Hauptrolle bekam Casey Affleck einen Oscar. **SUS**



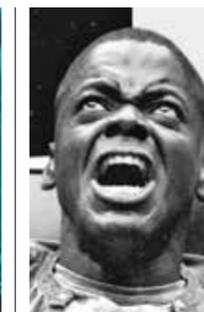
T2 – Trainspotting

Zum etwas ungeraden 21-jährigen Jubiläum seines Kultfilms hat Danny Boyle die Trainspotting-Crew nochmal zusammengesammelt. Die Cool-Britannia-Jahre sind zwar vorbei, die Hochzeit des Britpop sowieso, dafür erzählt er aber eine komisch-melancholische Geschichte übers Älterwerden. Die Nadel spielt immer noch eine wichtige Rolle, diesmal allerdings nicht am Ende einer Spritze, sondern auf dem Plattenteller. **DBS**



Guardians of the Galaxy Vol. 2

Gegen die Superhelden-Fließbandproduktion in Hollywood setzt der Regisseur James Gunn die gnadenlose Selbstparodie. Dass seine Truppe irgendein schleimiges Alienmonster bekämpfen muss, zeigt er zu Beginn seiner Komödie nur als Randerscheinung im Hintergrund, während vorne das niedliche kleine Baumwesen Baby Groot zum Glam-Soundtrack tanzt, als hätten die Siebziger nie aufgehört. **DBS**



Get Out

Es ist der schlimmste Albtraum, nicht mal im eigenen Körper mehr sicher zu sein. Auf dieser Idee basiert Jordan Peeles Horrorfilm – ein Meisterstück des Genres, mit doppeltem Boden: Wer seinen Körper ausliefern muss, ist verklavt. Der schwarze Fotograf Chris fährt erstmals mit seiner Verlobten zu ihren Eltern, in eine ländliche Bürgeridylle, deren Bewohner ein schreckliches Rezept für ihr eigenes Überleben entdeckt haben. **SUS**



The Salesman

#MeToo in Teheran, sozusagen – Asghar Farhadi erzählt in „The Salesman“ von einer Frau, die ihrem Mann nicht sagt, dass sie in der neuen Wohnung überfallen worden ist. Auf der Bühne inszenieren die beiden gerade eine von der Zensur verstümmelte Version von „Tod eines Handlungsreisenden“, und auch privat hat das Unausgesprochene schreckliche Folgen, erzeugt Risse, die nicht mehr zu kitten sind. Dafür hat Farhadi in diesem Jahr seinen zweiten Oscar bekommen. **SUS**



La La Land

Das Kino ist ein Fest für die Sinne. Im Idealfall kochen dabei die Emotionen hoch, während einem die Augen und die Ohren übergehen. Damien Chazelles Musical „La La Land“ ist ein klingender, tanzender Farbrausch. Mehr noch: Der Film ist, was er predigt – Sebastian (Ryan Gosling) will den Jazz retten und verliert darüber die Liebe seines Lebens (Emma Stone); und ähnlich verfährt Chazelle mit der bedrohten Kunst des Filmemachens, indem er alle Tugenden des Kinos feiert. **SUS**

EINE FRAU SIEHT ROT

KINO Von der Musterschülerin zum Bad Girl mit Tattoo. Diane Kruger verwandelt sich – endlich. Von Tobias Kniebe

Diane Kruger gewann 2017 eine Goldene Palme in Cannes. Für ihre Rolle in dem NSU-Drama „Aus dem Nichts“ des Regisseurs Fatih Akin erhielt sie die Auszeichnung als beste Schauspielerin.

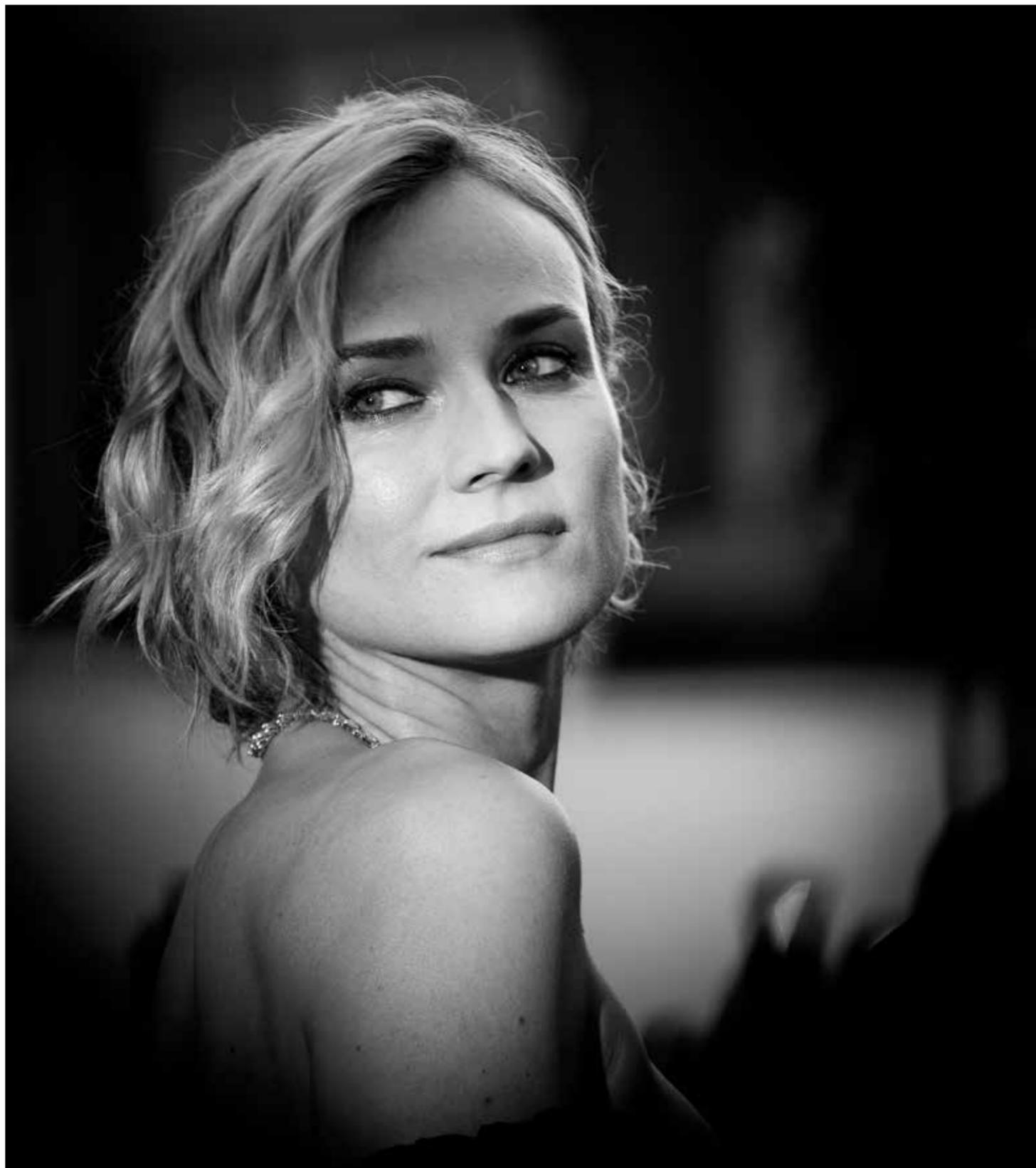


Foto: Matthias Nareyek/Getty Images

Dieser Moment, wenn ein neues Kapitel im Leben beginnt – für Diane Kruger kam er in diesem Jahr beim Filmfestival von Cannes. Die Abschlusszeremonie des Wettbewerbs näherte sich dem Finale, Jurypräsident Pedro Almodóvar verkündete den Preis für die beste Hauptdarstellerin, Diane Kruger saß im Publikum, sehr elegant in Schwarz, und klammerte sich an die Hand ihres Regisseurs Fatih Akin. Als dann tatsächlich ihr Name fiel, schlug sie die Hände vors Gesicht, Akin dagegen ballte im Triumph die Faust. Später auf der Bühne nannte sie ihn ihren „Bruder“, ohne den sie nicht hier stehen würde: „Er hat Stärken in mir entdeckt, von denen ich gar nicht wusste, dass ich sie habe.“

Tatsächlich muss in diesem Moment, mit dieser Auszeichnung für ihre erste deutschsprachige Filmrolle in Akins Terrorismus-Thriller „Aus dem Nichts“, ganz viel Ballast von Diane Kruger abgefallen sein. Das Image des Ex-Models zum Beispiel, geboren als Diane Heidkrüger 1976 in Niedersachsen, das immer nur für sein makelloses Aussehen gefeiert wurde, angefangen mit der Rolle der Helena in Wolfgang Petersens „Troja“, ausgewählt aus 3000 Bewerberinnen

als schönste Frau der Antike. Oder der Ruch der Streberin, die im Alter von fünfzehn Jahren nach Paris zog, um eine perfekte Französin zu werden, und später die amerikanische Staatsbürgerschaft annahm, um noch perfekter in Hollywood zu funktionieren. Gerade dieser Ehrgeiz wirkte verkrampft, übereifrig und angstgetrieben.

Vielleicht war das bisher Diane Krugers Dilemma: Selbst wenn sie düstere und herausfordernde Rollen annahm, wie die Mutter eines todkranken Kindes in „Inhale“, wirkte sie wie die brave Bürgertochter mit dem Plan, mehr innere Tiefe zu zeigen. Nicht einmal Quentin Tarantino (für „Inglourious Basterds“ engagierte er sie als Bridget von Hammersmark, Filmdiva des Dritten Reichs) konnte sie von diesem Stigma befreien: Auch in dieser Nazi-Rolle war sie eigentlich eine Spionin für die Alliierten – also doch wieder eine Musterschülerin. Und die bewundert man zwar, wenn sie wieder einmal alles richtig machen. Aber wirklich lieben? Eher nicht.

Es musste dann schon ein Hamburger Kiezkind wie Fatih Akin kommen, um Diane Kruger endlich mal eine wahre Rebellin auf den Leib zu schreiben. Klar, auch in der Rolle der Katja Sekerci in „Aus dem Nichts“ sieht sie

umwerfend aus, und natürlich spielt sie eine Hamburger Bürgertochter. Aber eben eine wilde. Sie trägt schwarzes Leder und fühlt sich in St. Pauli zu Hause. Vor allem aber hat sie ihren adlernasig-vollbärtigen Haschdealer geheiratet, was ihre Mutter ihr nie verziehen hat. Gespielt wird er vom Deutschtürken Numan Acar, der sonst meist für Terroristenrollen gebucht wird, sehr prominent etwa in der vierten Staffel von „Homeland“.

Diane Kruger hat gesagt, dass sie schon beim Lesen des Drehbuchs eine „Scheißangst“ gespürt habe, ob sie der Rolle gerecht werde. Denn die Terroristen sind diesmal die anderen – ein Nazipärchen, das entfernt an die Täter des „Nationalsozialistischen Untergrunds“ erinnert, zündet eine Bombe im Türkenkiez, Katja Sekerci verliert ihren Mann, der jeder Kriminalität längst abgeschworen hat, und ihren kleinen Sohn. So wird der Film zunächst ein Trauerfilm. Wie Kruger sich verzweifelt in die Bettwäsche ihres Sohnes kuschelt, wie sie selbst ihre beste Freundin abweist und einen Selbstmord versucht – das geht so tief, dass die kühle Musterschülerin bald vergessen ist.

Endgültig begraben wird sie schließlich, als die Nazitäter in einem Skandalurteil freigesprochen werden, und der Film zum Rache-

thriller à la „Eine Frau sieht rot“ mutiert. Katja stellt den Mördern ihrer Familie nach und wird dabei selbst zur Bombenbauerin. Dramaturgisch mag das eine krude Wendung sein, für Diane Kruger selbst aber ist es genial – ihr ewiges Good-Girl-Image wird im Finale gleich mit weggesprengt. Und so wird sie im Frühjahr auch bei den Oscars präsent sein, falls dem Film die Nominierung in der Fremdsprachen-Kategorie gelingt. Aber ganz egal, wie das ausgeht – „Aus dem Nichts“ ist vor allem der Triumph einer Zusammenarbeit. Man spürt bis zum Schluss, wie sehr Diane Kruger ihrem Regisseur Fatih Akin vertraut, und wie bewusst sie ihn als Führer in den Untergrund von Hass und Rache gewählt hat. Akin wiederum prophezeite ihr schon beim Dreh, dass ihr Film beim Festival von Cannes für Furore sorgen würde – und nahm seinem zweifelnden Star die Wette ab, sich im Falle des Erfolgs tätowieren zu lassen. So geht Diane Kruger jetzt nicht nur wie befreit durchs Leben. Sie trägt auch, wenn die Geschichte stimmt, einen in Hamburg gestochenen Anker am Körper.

Tobias Kniebe ist Filmredakteur im SZ-Ressort Feuilleton.

Schon beim Lesen des Drehbuchs spürte sie eine „Scheißangst“, ob sie der Rolle gerecht werde.

SEHEN LESEN HÖREN

Mit diesen Serien, Büchern, Netzvideos und Songs des Jahres 2017 kann man wunderbare Stunden verbringen. Eine Auswahl aus der Feuilleton- und der Medienredaktion der Süddeutschen Zeitung.



In „The Handmaid's Tale“ werden Frauen als Mägde gehalten. Die preisgekrönte Serie des kleinen amerikanischen Streaming-Anbieters Hulu spielt in der nahen Zukunft – und gilt in den USA als Kommentar zur Gegenwart.

SERIEN

Big Little Lies

Die Geschichte um drei Mütter in einem reichen kalifornischen Küstenort entwickelt sich zum spannenden Krimi, in dem jeder der Täter sein könnte. Mit Nicole Kidman und Reese Witherspoon wunderbar besetzt.

Das Verschwinden

Mit seiner Miniserie zeigt Kinoregisseur Hans-Christian Schmid, dass herausragendes Fernsehen keine Frage des Geldes ist. Julia Jentsch spielt darin eine Mutter, die in der bayerischen Provinz ihre vermisste Tochter sucht.

I love Dick

Kevin Bacon als Objekt der Begierde: Jill Soloways („Transparent“) Verfilmung des gleichnamigen Romans von Chris Kraus beweist, dass Feminismus auch sehr lustig sein kann.

The Keepers

Packende Doku-Serie um ein paar alte Damen, die wissen wollen, wer vor Jahrzehnten ihre Lieblingslehrerin umbrachte – und auf einen Missbrauchsskandal in der katholischen Kirche stoßen.

The Handmaid's Tale

Nach der Trump-Wahl wurde die Geschichte über eine Welt, in der Frauen keine Rechte haben, zum politischen Kommentar umgedeutet. Dabei ist die Margaret-Atwood-Verfilmung auch ohne Trumps Hilfe bedrückend.

This Is Us

Um Zwillingsgeschwister und ihren Adoptivbruder entspinnt sich eine klassische und rührende Familiengeschichte, wie man sie im modernen Serienfernsehen kaum noch sieht.

Twin Peaks

26 Jahre hat sich David Lynch mit der Fortsetzung seines Klassikers Zeit gelassen – und offenkundig überhaupt keine Lust, mit diesem irren, verrästelten Fernsehtrip irgendwelche Erwartungen zu erfüllen.

Gilmore Girls

Die ersten sieben Staffeln sind noch immer ein kleines Wunder: smart, konfliktreich – und tröstlich durch und durch. Anders die Neuaufnahme 10 Jahre später. Altern ernüchtert. Den Gilmore Girls dabei zusehen? No way!

Karoline Meta Beisel (Serien); Bernd Graff (Netzvideo); Jens-Christian Rabe (Songs)

NETZVIDEO

John Olivers „Last Week Tonight“

Das Jahr 2017 wird als Jahr „eins“ nach dem fatalen Ausgang von Brexit-Referendum und US-Wahl eingehen. So erschreckend und frustrierend die Erfahrungen vor allem mit dem polternden Trump bislang sind und so unberechenbar die politischen Konsequenzen für Amerika und die Welt sein mögen, so beflügelnd ist Trump für den kommentierenden Komiker und scharfzüngigen Kritiker Trumps: John Oliver. Dessen Youtube-Kanal „Last Week Tonight“ nutzte den Brexit und den US-Wahlausgang gewissermaßen als Einladung, immer besser zu werden. Unvergessen seine Jahresabschlussendung 2016! Neben den Streaming-Diensten hat John Oliver Youtube als mächtigen Dienst für Bewegtbildkommunikation gewissermaßen zwischen TV und Streaming etablieren können.

SONGS

New York St. Vincent

Songs, die „New York“ heißen, gibt es viele. Aber eben noch nicht diese eine hinreißend ungerührte Liebeskummer-Hymne. Nur Annie Clark alias „St. Vincent“ kann so somnambul, supersmart und selbstironisch singen.

Bungalow Bilderbuch

Famos angestotterter R'n'B-Pop-Funk-Schieber, ganz große Pop-Eklektik. Und dann bringt er Sänger Maurice Ernst auch wirklich noch fertig, Deutsch wie eine Popsprache klingen zu lassen.

Mad World Warhaus

Maarten Devoldere, der belgische Indie-Pop-Sänger, der „Warhaus“ ist, raunt wie ein Möchtegern-Leonard-Cohen. Aber spätestens, wenn man das Video zu „Mad World“ gesehen hat, steht eben auch fest: Wenn dem Wahnsinn alle so lässig würdevoll die Stirn bieten würden wie er, hätte der Wahnsinn keine Chance mehr.

Imogen Nick Mulvey

Der unwiderstehliche Soundtrack für alle Arten unverdienter Alltagsschwermet. Noch den tristesten Ausblick aus dem Zugfenster verwandelt dieser Song in eine Vorführung des Films, der sonst nur unser eigenes Leben ist.

Pure Comedy Father John Misty

Die bitterste Bilanz der menschlichen Komödie des Jahres. Und die schönste und lustigste und klügste und hoffnungsvollste, die man sich nur vorstellen kann.

BÜCHER

Kämpfen

Karl Ove Knausgård

Der letzte Band der sechsteiligen, radikal offenen Autobiografie handelt von Fragen der nationalen und der eigenen Identität. Im norwegischen Original heißt die Reihe „Mein Kampf“ und schlägt, ausgehend von Alltäglichem wie der Fernsehwerbung bis zu dem einschneidenden Massenmord des Rechtsradikalen Anders Behring Breivik einen Bogen zum Nationalsozialismus. Am Ende will Knausgård kein Schriftsteller mehr sein – und hat doch schon wieder fünf Bücher geschrieben. **NFRE** Karl Ove Knausgård: *Kämpfen*. Aus d. Norw. v. P. Berfu. U. Sonnenberg. Luchterhand, München 2017. 1280 S., 29 Euro, E-Book 23,99.

Der verschlossene Raum

Jan Wagner

In seinem poetologischen Text geht Jan Wagner zunächst den verblüffenden Parallelen zwischen Kriminalroman und Lyrik nach: In dem Zimmer, wo sich die entscheidende Szene etwa in einer Erzählung Edgar Allan Poes abspielt, steckt der Schlüssel von innen, darin liegt das Geheimnis. Niemand weiß, was sich da ereignet hat. Dasselbe passiert für Wagner in einem Gedicht: Der Dichter schafft sich einen „locked room“, um „am Schluss den Schlüssel von innen stecken zu lassen und sich in Luft aufzulösen“. **MEZ** Jan Wagner: *Der verschlossene Raum*. Beiläufige Prosa. Verlag Hanser Berlin, München 2017. 268 Seiten, 22 Euro.

Underground Railroad

Colson Whitehead

Die geheime Organisation Underground Railroad half im 19. Jahrhundert schwarzen Sklaven bei der Flucht aus den Südstaaten der USA in den liberaleren Norden. Colson Whitehead kontrastiert in seinem mit dem Pulitzer-Preis ausgezeichneten Roman die historischen Fakten mit Fantastischem, wie einer echten unterirdischen Eisenbahn. Die Grausamkeiten des Rassismus stellt er schnörkellos aus. Ein historischer Roman für das Amerika der Gegenwart. **NFRE** Colson Whitehead: *Underground Railroad*. Aus dem Englischen von Nikolaus Stingl. Hanser, München 2017. 349 S., 24 Euro. E-Book 17,99.

Die Hauptstadt

Robert Menasse

In diesem Herbst erhielt die Europäische Union ihre lang erwartete Erzählung, in Gestalt von Robert Menasses Roman „Die Hauptstadt“, womit Brüssel gemeint ist. Ob sich ein Leser mit dieser Erzählung identifizieren kann, ist indessen mehr als fraglich, angesichts zahlreicher bürokratischer Parallelaktionen und eines Schweins als Protagonisten. Stattdessen aber bietet dieses Buch echte und höchst lebendige Einsichten in die Innenausstattung einer Großmacht. **TOST** Robert Menasse: *Die Hauptstadt*. Roman. Suhrkamp Verlag, Berlin 2017. 462 Seiten, 24 Euro. E-Book 20,99 Euro.

Tyll

Daniel Kehlmann

Alles ist so nah, so drastisch, so lebendig. Daniel Kehlmanns Roman „Tyll“ hat die Sogwirkung eines großen Barockgemäldes: Man kann gar nicht mehr wegschauen, so viele Geschichten findet man in diesem wunderbar erzählten Roman über den Dreißigjährigen Krieg. Als unheimliche Leitfigur führt der Gaukler Tyll Ulenspiegel durch ein zerstörtes, verwirrtes Land, in dem die Narren mächtiger sind als die Könige. Ein literarisches Schauspiel, und erstaunlich aktuell (siehe Interview Seite 146). **CHRM** Daniel Kehlmann: *Tyll*. Roman. Rowohlt Verlag, Reinbek 2017. 495 Seiten. 22,95 Euro. E-Book 19,99 Euro.

Aufleuchtende Details

Péter Nádas

Der ungarische Autor und Fotograf, Jahrgang 1943, beschwört seine Kindheit und Jugend in Budapest herauf. In die Geschichte seines Landes, seiner Familie, Europas steigt er hinab wie in ein Kellerlabyrinth. Knochen liegen darin, Opfer des Nationalsozialismus wie des Kommunismus, das Echo der ungarischen Revolution von 1956 hallt nach. Im Kaleidoskop der Erinnerungen spiegelt sich ein ganzes Jahrhundert. Die Welt ist nicht heil in diesem großen Buch. **LMUE** Péter Nádas: *Aufleuchtende Details*. Memoiren eines Erzählers. Dt. von Chr. Viragh. Rowohlt. 1280 S., 39,95, E-Book 29,99 Euro.



Christian Mayer

ist stellvertretender Leiter des Ressorts Gesellschaft und Stil. Beim zweistündigen Interview in München erlebte er Daniel Kehlmann als höflichen Gesprächspartner mit einem Hang zu Selbstironie. Den „Tyll“ hat Mayer innerhalb von zwei Tagen gelesen.

Herr Kehlmann, wie sind Sie auf die Idee gekommen, Till Eulenspiegel, der bei Ihnen einfach nur Tyll heißt, in den Dreißigjährigen Krieg zu schicken?

Ich wollte von dieser Welt erzählen, von diesem Krieg, von der Zerstörung und den Menschen, die das alles aushalten mussten. Dafür brauchte ich Figuren aus verschiedenen gesellschaftlichen Schichten und Regionen, deren Schicksale sich verbinden. Tyll ist dabei die Leitfigur, die den Leser durch das Buch führt.

Haben Sie ein Faible für Gaukler und Spieler?

Das auch. Es war aber eher ein praktischer Gedanke: In der frühen Neuzeit ist die Mobilität sehr gering, die meisten Menschen bewegen sich kaum aus ihrem Ort heraus, sie bleiben dort, wo sie geboren wurden. Selbst Leute, die reisen, bewegen sich nur innerhalb ihrer eigenen Schicht. Ein Fürst unterhält sich nicht mit einem Bauern; ein Bauer lernt nicht einen Handwerker aus der Stadt kennen. Eine Ausnahme sind die Vaganten, das fahrende, vogelfreie Volk.

Ihr Tyll scheint ein wahrer Teufelskerl zu sein – überall präsent, wo gerade Geschichte geschrieben wird.

Ja, er bewegt sich zwischen den Schichten und kann sogar vor einem König auftreten,

auch wenn er zu den kleinen Leuten gehört. Ein Gaukler als Leitfigur schien mir ideal zu sein. Tyll ist meine Erfindung, aber eben auch der deutsche Gaukler schlechthin.

Till Eulenspiegel, der angeblich im 14. Jahrhundert in der Nähe von Braunschweig gelebt hat, hat bei allem Galgenhumor eine dunkle, aggressive Seite.

Er ist zwiespältig. Die Geschichten sind nicht wirklich witzig. Wenn man an Till Eulenspiegel aus den Kinderbüchern denkt, hat man eher Bilder vor sich als Geschichten: Man sieht diesen Mann auf dem Marktplatz, wie er auf dem Seil steht. Man sieht ihn hinter dem Spiegel, wo er sich versteckt, dann in einem Bienenkorb, getragen von Leuten, denen er abwechselnd an den Haaren zieht. Meist läuft

das auf eine Prügelei hinaus, er ist ein Unruhestifter. Die Eulenspiegel-Geschichten sind enorm derb, vulgär und brutal.

Sie beschreiben in Ihrem Roman die Engstirnigkeit der Menschen zu dieser Zeit – wer sich nicht von zu Hause fortbewegt, erfährt auch nichts über die Welt.

Richtig. Eine vormoderne Gesellschaft ist absolut immobil, man bleibt unter sich. Andererseits genießt das fahrende Volk eine radikale Freiheit: Wenn man einmal wegläuft, etwa weil man in Schwierigkeiten steckt, dann findet einen auch keiner mehr. Es gibt ja keine Ausweispflicht, kein Melderegister.

Sie haben Ihren Roman über diese düstere Zeit in Deutschland während eines New-York-Aufenthalts geschrieben. Ein Zufall?

„DEUTSCHLAND WAR WIE SYRIEN HEUTE“

INTERVIEW Daniel Kehlmann erklärt, warum sein Bestseller „Tyll“ höchst aktuell ist und warum er selbst beim Schreiben über den Wahnsinn des Dreißigjährigen Kriegs seinen Sinn für Komik nicht verlor. Von Christian Mayer

01

Nicht nur. Ich hatte ein wunderbares Stipendium in der New York Public Library an der Fifth Avenue. Man bekommt da ein wunderschönes, ruhiges Büro. Und jedes Buch, das man braucht, kriegt man am nächsten Morgen auf den Tisch. Ich hatte also die idealen Arbeitsbedingungen. Als Trump die Wahl gewann, fehlte mir noch etwa ein Viertel des Romans. Auf eine seltsame Weise beschleunigte dieses Ereignis dann das Schreiben.

Warum?

Nachdem ich zwei Wochen nach Trumps Wahl vollkommen verzweifelt war, weil ich dachte, wir erleben vielleicht den Untergang der westlichen Demokratie, hatte ich das Gefühl: Es ist das Beste, weiter an diesem Roman zu schreiben. Mein Tyll würde sich auch



01 Daniel Kehlmann, 1975 in München geboren, stammt aus einer Künstlerfamilie; sein Vater war Regisseur, seine Mutter ist Schauspielerin und Malerin. Seit seinem Romandebüt mit „Beerholms Vorstellung“ 1997 veröffentlichte er Romane, Essays und Theaterstücke. „Die Vermessung der Welt“ war 2005 ein Weltbestseller.

02 Sein neuer Roman mit Tyll Eulenspiegel als Hauptdarsteller eroberte sofort die Bestsellerlisten.

02

nicht unterkriegen lassen. Dieser Gedanke hat mir geholfen. Ich habe den Roman dann sehr zügig fertig geschrieben, mit dem Gefühl, diese Arbeit gibt mir Widerstandskraft. **Der Dreißigjährige Krieg war ein permanenter Ausnahmezustand in Deutschland. Was bedeutete das für die Menschen?**

Allein in Bayern kam die Hälfte der Bevölkerung ums Leben. Die Gefahr war allgegenwärtig: Das nächste Heer konnte, egal aus welcher Himmelsrichtung, marodierend anrücken. Das damalige Deutschland war so etwas wie das vom Bürgerkrieg zerstörte Syrien heute, mit einer besonderen Gemengelage aus politischen und religiösen Motiven.

Eine Parallele zum heutigen Syrien ist: Keiner konnte diesen Wahnsinn beenden.

Ab einem gewissen Punkt waren auf allen Seiten die Verluste riesig, aber ein Ausstieg aus dem Krieg schien noch verlustreicher zu sein. Außerdem wurde der Krieg von Großmächten von außen am Leben gehalten, von Franzosen, Schweden, Spaniern – auch eine Analogie zu Syrien. Wer Freund und wer Feind, wer katholisch war und wer protestantisch, das spielte oft keine Rolle, wenn ganze Landstriche niedergemacht wurden, genauso wenig wie die Frage der Nationalitäten: Auch das schwedische Heer von König Gustav II. Adolf bestand vorwiegend aus deutschen, polnischen oder italienischen Söldnern.

Und wie heute gab es die vielen Entwurzelten, Heimatlosen.

Die Menschen sind einfach herumgeirrt, zu Tausenden. Keiner hat sich um diese Flüchtlinge gekümmert. Eine Stadt wie München hat in dieser Krisensituation einfach die Stadttore dicht gemacht. Manchmal werde ich mit einem leicht spöttischen Unterton gefragt: Das ist ja ein schönes Buch, aber wo ist denn die Aktualität? Dabei sind die Parallelen zur Gegenwart so eindeutig. In vielen Regionen der Welt ist diese extreme Form der Gewalt Alltag, übrigens auch das Schalten und Walten einer Religionspolizei.

Sie schildern sehr eindrucksvoll die Hexenprozesse am Beispiel von Tylls Vater, der in seinem Dorf ungewöhnliche Dinge tut und dafür bezahlen muss.

Die Recherche für diese Hexenprozesse war das Schwierigste, das hat mich seelisch und geistig ein Jahr lang in Anspruch genommen. Es ist sehr schwer zu erklären, warum diese Hexenprozesse gerade in der frühen Neuzeit stattfanden und nicht im Mittelalter. So richtig erklären kann man das kaum: Es gab eben eine einzigartige Massenhysterie, die auch viele der Gebildeten ergriff.

Einer der Richter in Ihrer Geschichte ist der junge Universalgelehrte Athanasius Kircher, gewiss ein kluger Kopf.

Ich hatte das Gefühl, es ist moralisch zu einfach, einen Hexenprozess nur aus der Opferperspektive zu erzählen. Die Täter waren ja überzeugt, das Richtige zu tun. Sie hatten das Gefühl, sie stehen dem Teufel gegenüber.

Aber es gab doch sicher andere Motive für die Hexenprozesse: Neid, Hass, Sadismus. All das hat sicher eine Rolle gespielt. Aber zu einem großen Teil konnten die Inquisitoren durchaus überzeugt davon sein, auf der richtigen Seite zu stehen. Im berühmten „Hexenhammer“ wurde definiert, welche Geständnisse notwendig waren. Bei Tag muss der Täter beispielsweise schlafend angetroffen worden sein, weil er dann im Traum mit dem Teufel über das Land fliegt. Auch der sogenannte Schadenzauber ist genau festgelegt.



03 „Winterkönig“ von Böhmen: der pfälzische Kurfürst Friedrich V.

04 Die Schlacht am Weißen Berg im Jahr 1620, Gemälde von Pieter Snayers.

05 Die selbstbewusste Elizabeth Stuart, die Frau Friedrichs V.

Als Ermittlungsinstrument diente die Folter: So konnte man fast jeden Verdächtigen früher oder später zu einem qualvollen Geständnis zwingen. Auf diese Weise hatte man eine absurde Rückkopplung: Die Richter haben ihre Geständnisse publiziert, die von der Literatur gefordert wurden. Was wiederum dazu führte, dass andere genau diese Geständnisse angeblicher Teufelsbündler ebenfalls unter Folter erzwangen und diese dann stolz publizierten.

Ist das frühe 17. Jahrhundert eine Epoche, in der nur der Wahnsinn und das Verbrechen regieren?

Es war glücklicherweise nicht nur eine Zeit von Zerfall und Schrecken. Man muss sich nur einmal die großartige Musik anhören, die Choräle von Heinrich Schütz, die Kompositionen von Michael Praetorius, die Musik von Henry Purcell oder Jean-Baptiste Lully. Auch die deutsche Sprache kommt zu sich, es gibt wunderbare Lyrik von Paul Fleming, von der niederländischen Malerei ganz zu schweigen. Es gab also inmitten der großen Verwüstung Inseln der Zivilisation.

Heimliche Hauptfigur Ihres Romans ist Elizabeth Stuart, Ehefrau des pfälzischen Kurfürsten Friedrich V., der als „Winterkönig“ von Böhmen in die Geschichte eingegangen ist – als Unglücksrabe, der den Dreißigjährigen Krieg auslöste.

Die Erinnerungen der beiden sind in meinem Buch etwas unterschiedlich. Bei mir glaubt der Winterkönig, dass seine Frau, weil Frauen nun einmal das schwache Geschlecht sind, Angst vor dem böhmischen Abenteuer hatte; er hält sich für den starken Alleinentscheider. Elizabeth, die auch im wahren Leben eine sehr selbstbewusste Frau war, glaubt wiederum, dass erst sie ihren Mann dazu überredet hat, gegen den Willen des Kaisers nach Prag zu ziehen. Ich vermute mal, dass sie recht hat, sie ist die intelligentere Person.

Was hat Sie an der Geschichte des Winterkönigs so fasziniert?

Die Komödie der Macht. Vor allem die Exilzeit, als Friedrich sein böhmisches Königreich nach wenigen Monaten wieder verloren hat. Es hat etwas Groteskes, wie er und seine Frau von Hof zu Hof ziehen und so tun, als wären sie noch König und Königin, bevor sie dann im holländischen Rhenen Unterschlupf



04

Fotos: picture alliance / ike-images, DeAgostini/Getty Images

finden. Mich erinnert das an absurdes Theater: das Luftschloss, der immer kleiner werdende Hofstaat, die seltsamen Dialoge zwischen Leuten, die tun, als seien sie noch wer.

Das klingt alles auch nach Shakespeare, der in Ihrem Roman ebenfalls auftaucht.

Die Verbindung von Elizabeth zu Shakespeare hat es ja wirklich gegeben, und rein zeitlich befinden wir uns in Shakespeares Welt. Bei der Recherche für mein Buch habe ich erkannt: Der Winterkönig ist der einzige deutsche Fürst, der mit großer Sicherheit Shakespeare auf der Bühne gesehen hat, und zwar in London, wo Friedrich 1613 die Tochter des englischen Königs heiratete.

Im Roman ist Elizabeth geradezu besessen vom Shakespeare-Theater.

Das beruht auf wahren Begebenheiten. Sie hat sicher Shakespeares Stücke und wahrscheinlich auch Shakespeare selbst in Whitehall, dem damaligen Königspalast, gesehen.



05

Zur Hochzeit des Winterkönigs wurde „Der Sturm“ gespielt. Für mich war das ein Glücksfall: Mit Shakespeare als Bezugsfigur bekam der Roman eine leichte, heitere Note.

Ihr Faible für komische Situationen offenbart sich in der Suche nach dem Drachen ...

In Shakespeares Welt ist vieles möglich. Das hat etwas sehr Beglückendes und Befreiendes, etwa wenn die Verfechter der Drakontologie behaupten, dass gerade die Unfindbarkeit der Drachen für deren Existenz spricht. Das erinnert mich an Alternativmedizin in meinem Bekanntenkreis, die behaupten, ein Wirkstoff sei am effektivsten, wenn man ihn nicht mehr nachweisen kann. **Elizabeth schimpft schrecklich auf die deutschen Verhältnisse. Vor allem über das schlechte deutsche Essen, das deutsche Theater und die deutsche Grobheit.**

Ich kann das alles historisch rechtfertigen! Diese Klage war ein Topos von Reisenden, die von den großen Höfen in London, Paris oder Madrid nach Deutschland kamen.

Liz, die Frau des Winterkönigs, hat dann noch mal einen großen Theaterauftritt bei den Friedensverhandlungen von Osnabrück 1648. Sie zieht sich den besten Pelzmantel an und spielt die Königin, der man keinen Wunsch abschlagen kann.

Ja, sie reißt nicht nur den verlorenen Besitz, die Kurpfalz, wieder an sich, sondern auch

den ganzen Roman. Das letzte Kapitel im Buch, als sie bei den Friedensverhandlungen in Osnabrück mitten ins Geschehen platzt und wie eine Spielerin alles auf eine Karte setzt, das ist Theater pur.

Im Sommer 2017 kam Ihr Stück „Der Mentor“ im Londoner Westend in Starbesetzung groß heraus, im Januar 2018 feiert Ihr Zwei-Personen-Drama „Heiligabend“ am Münchner Residenztheater Premiere. Was bedeutet Ihnen das Theater?

Die meisten Schriftsteller wollen ja immer gerne auch im Film erfolgreich sein, sie sehnen sich nach dem Glamourösen. Ich tue das auch, aber für mich ist Theater viel glamouröser als Film. Dass dieses Jahr am Londoner Westend mein Stück „Der Mentor“ aufgeführt wurde, mit Hollywoodstar F. Murray Abraham in der Hauptrolle, war für mich der Höhepunkt meines Schriftstellerlebens.

Kritiker behaupten, Sie seien ein altmodischer Autor mit einem Faible für traditionelle Erzählweisen und historische Stoffe.

Ach, die Kritiker greifen sich immer heraus, was sie wollen. Mein Roman „Ruhm“ war formal ein avantgardistisches Buch. Es ging darum, was die Medien der elektronischen Kommunikation mit unserem Leben machen. Und mein letzter Roman „F“ handelte ganz wesentlich von der Finanzkrise 2008, das ist doch nun wirklich als Thema so aktuell, dass es mir fast unangenehm war.

Ihr Welterfolg „Die Vermessung der Welt“, in dem Sie den Naturforscher Alexander von Humboldt und den Mathematiker Carl Friedrich Gauß miteinander ringen lassen, ist an vielen Schulen Unterrichtslektüre. Kriegen Sie Feedback von Jugendlichen?

Ja, schon, und das freut mich. Es gibt aber auch eine Menge schulbezogener Sekundärliteratur, die mich ein wenig mit Grauen erfüllt. Dabei habe ich doch eine Komödie geschrieben: „Die Vermessung der Welt“ macht sich auch lustig über die Geistesgrößen des Idealismus, die in Deutschland mit der größten Ehrfurcht betrachtet werden. Der Gedanke, dass „Die Vermessung der Welt“ Abiturjünglingen verordnet wird, als wäre das ein historisches Quellenwerk, ist absurd.

In den USA und in Großbritannien gelten Sie als einer der wenigen deutschen Autoren mit der Fähigkeit zu Humor und Satire.

Ich habe ja sogar noch Glück, dass ich in Deutschland etwas anders wahrgenommen werde: Zu viel Humor, das mögen die Deutschen nicht so gerne bei ernst zu nehmenden Schriftstellern, und das hat leider eine lange Tradition. Goethe sagt ganz klar, Humor sei etwas für Leute mit schlechtem Charakter. Und einen Voltaire hatte Deutschland nicht, daran kranken wir bis heute!



Catrin Lorch

ist im Feuilleton der *Süddeutschen Zeitung* für zeitgenössische Kunst zuständig. Die Documenta ist das Maß ihrer Zeitrechnung. Nicht nur die hundert Tage, die sie dauert: Als Kunstkritikerin lebt man im Fünfjahres-takt, von der Berufung eines künstlerischen Leiters bis zu den Tagen der Vernissage.



01

SUPER KUNSTJAHR

KUNST Nur alle zehn Jahre fallen sie in einen einzigen Sommer: die Documenta, die „Skulptur Projekte“ in Münster und die Biennale in Venedig. Von Catrin Lorch



02



03

Als Eliza Douglas kurz vor Ende der Vorstellung „Faust“ zum Feuerwehrschauch griff und die grau geäderten Steinplatten des Deutschen Pavillons unter Wasser setzte, wirkte das wie eine Erfrischung. Es war heiß an dem Mai-Tag in Venedig, auf dem gläsernen Zwischenboden, auf dem ihre Zuschauer standen, war es eng, die Sonne schien durch die hohen Fenster. Wenige Stunden später sollte Anne Imhof für diesen „Faust“ im deutschen Pavillon mit einem Goldenen Löwen für den besten nationalen Beitrag ausgezeichnet werden, Deutschland hatte gewonnen und nicht nur das: „Faust“ war ein Werk, das schnell weit über die Szene hinaus berühmt wurde, die at-

Fotos: Rüdiger Wolk/Imago, Andreas Fischer/Imago, Anne Imhof & Nadine Fraczekowski

Sänger und Schauspieler wurden nicht nur in Kunstmagazinen ganzseitig gezeigt.

Das „Superkunstjahr“ ist mehr als sechs Monate nach dieser Vernissage immer noch nicht an seinem Ende angekommen. Der „Faust“ wird im Herbstnebel der Lagune immer noch gegeben, denn dort werden erst kurz vor Advent die Pavillons und die Ausstellungshallen in die historischen Arsenale – die mittelalterlichen Werften Venedigs – geräumt. Damit endet ein Sommer der zeitgenössischen Kunst, der sich so nur alle zehn Jahre wiederholt. Dann, wenn die im Zweijahresabstand stattfindende Biennale kurz vor der im Fünf-Jahres-Rhythmus getakteten Documenta eröffnet und auch noch die „Skulptur Projekte“ die Innenstadt von Münster in eine Freiluftausstellung verwandeln,

- 01 Nicole Eisenman entwarf in Münster einen Brunnen mit tollpatschigen Figuren – inklusive Cola-Dose.
- 02 Der Obelisk auf dem Königsplatz in Kassel von dem aus Nigeria stammenden US-Künstler Olu Oguibe war eines der beliebtesten Kunstwerke der Documenta.
- 03 „Angst II“: Franziska Aigner und Eliza Douglas in einer Performance der Künstlerin Anne Imhof.

was nur alle zehn Jahre vorkommt. Diese Kunstsaison war aber auch deswegen länger als je zuvor, weil der Publikumsmagnet Biennale – aus vornehmlich touristischen Gründen – länger dauerte als je zuvor. Und weil die Documenta 14 an zwei Orten stattfand: im angestammten nordhessischen Kassel und in Athen, wo sie schon im April eröffnete.

Und die Bilanz? Ist noch nicht fertig. Vor allem, weil die Documenta 14 in der Kritik steht, seit – zwei Wochen vor dem Ende ihrer Laufzeit im September – bekannt wurde, dass sie mit einem Defizit abschließen wird. Mehr als fünf Millionen Euro fehlten im laufenden Betrieb, das Land Hessen und die Stadt Kassel mussten Bürgschaften übernehmen. Und noch bevor die Kritiker ihr abschließendes Urteil über die Ausstellung gefällt hatten, distanzierten sich Politiker von ihrem Konzept der zwei Spielorte, ihrem Kurator Adam Szymczyk und der Kunst. Sogar vom Ankauf eines der Lieblingswerke des Publikums, einem Obelisk des Künstlers Olu Oguibe, der die Inschrift „Ich war ein Fremdling und ihr habt mich beherbergt“ in vier Sprachen eingemeißelt hatte. Dass mehr als eine Million Besucher an beiden Orten insgesamt gezählt wurden, fiel aus der Perspektive der Politik kaum ins Gewicht. Die Documenta 14 wurde von der Lokalpolitik wochenlang als Krise inszeniert.

Das verhagelte nicht nur der Documenta die Bilanz; die anderen beiden Großausstellungen, die „Skulptur Projekte“ in Münster und die Biennale in Venedig, wurden höchstens noch als Gegensatz kritisiert, für eine künstlerische Bewertung fehlte die Aufmerksamkeit. Münster mit seinen mehr als 600 000 Besuchern war allerdings schon während der Laufzeit überwiegend positiv besprochen worden. Venedig, abgesehen von einzelnen nationalen Pavillons, durchgefallen. Zu vage schien die von der französischen Kuratorin Christine Macel verantwortete Ausstellung



01 Internationale Kunstbiennale in Venedig 2017: Besucher im deutschen Pavillon von Anne Imhof. Ihre Performance „Faust“ gewann den Goldenen Löwen.

„Viva Arte Viva!“ Der gewaltige, viele Hundert Künstlernamen umfassende Rundgang wirkte zusammenhanglos, an zu vielen Stellen war unübersehbar, dass nicht die Kuratorin, sondern der Markt die Auswahl diktierte. Die Weltkunstschau in der Lagune verfügt fast über keinen Etat, Galerien und Sammler finanzieren den Auftritt der Künstler weitgehend, die Mammutschau kann sich eigene Produktionen nicht leisten.

Was also bleibt vom „Superkunstjahr“? Es ist zunächst die Erinnerung an so herausragende Projekte wie Anne Imhofs „Faust“ in Venedig. An die Gitter, die Ayşe Erkmen im Hafen von Münster so versenkte, dass die Besucher auf dem Wasser wandeln konnten. An den „Parthenon of Books“, den Nachbau der Akropolis in Originalgröße aus zensierten Büchern von Marta Minujn auf dem Rasen vor dem Kasseler Fridericianum. An die gewal-

Der Parcours der Documenta behandelte sperrige Themen wie Schulden, Gewalt, Flucht.

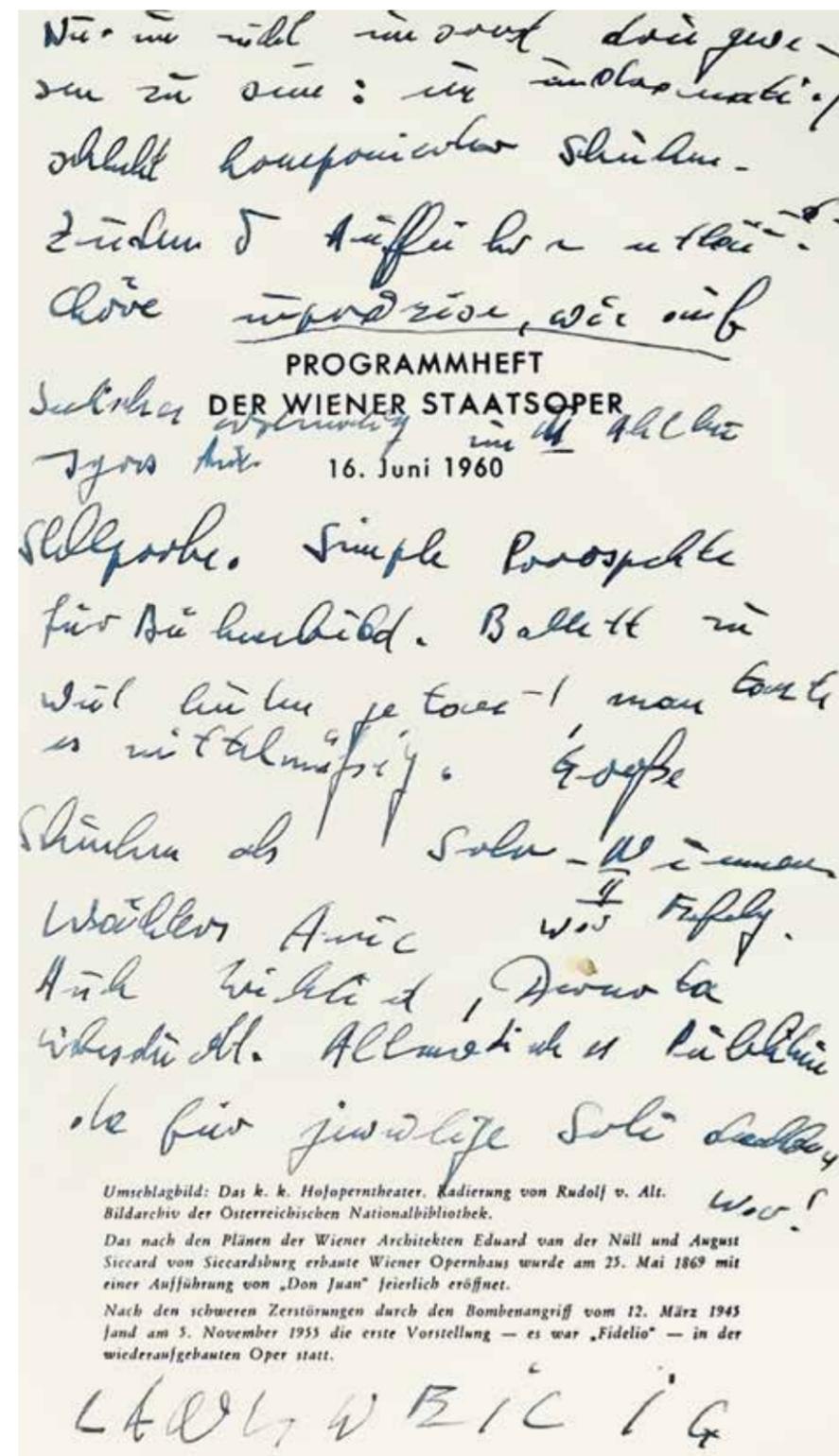
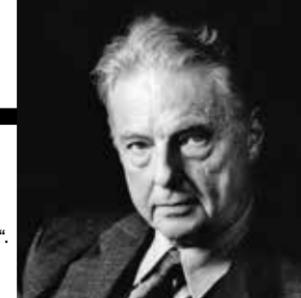
tigen Tonröhren, die Hiwa K in Kassel in Erinnerung an seine Flucht als Schlafplätze ausgestaltet hatte. An Emeka Ogbohns Sound-Installationen, die in Athen und Münster zu hören waren. Aber vor allem an den komplex aufgebauten Parcours der Documenta 14, der sich kaum nach Nationen, Stilen und Motiven sortieren ließ, sondern grundlegende Fragen stellte, sperrigen Themen wie Schulden, Gewalt, Flucht und Vertreibung.

Vor allem aber bleibt eine Erkenntnis: Es sind nicht der Markt, die Messen und die Privatsammler, die für solche Kunstwunder verantwortlich sind. Sondern vor allem die hervorragenden öffentlichen Strukturen, die sich eine Kulturnation wie Deutschland immer noch leistet: Die Förderung des deutschen Pavillons durch das Institut für Auslandsbeziehungen, die mit dem Goldenen Löwen für Anne Imhof und ihre Kuratorin Susanne Pfeffer belohnt wurde, ist ein Beispiel.

Es sind einzig Unterfangen wie die „Skulptur Projekte“ und die Documenta, die dem global operierenden Markt noch etwas entgegensetzen können. Anders als die zahllosen Biennalen und Großausstellungen sind sie ihrem hervorragenden Ruf verpflichtet, weitgehend öffentlich finanziert und kuratorisch frei. Dass die Documenta 14 ihren Etat womöglich überzogen hat, sollte eher ein Grund sein, ihre Finanzierung abzusichern. Denn der Ruf solcher Ausstellungen, ihre Unabhängigkeit und Strahlkraft haben die deutsche Provinz in diesem Jahr zum Zentrum der Kunstwelt gemacht.

Fotos: Gaetan Bally/Upa, Regina Schmekel

Alexander Borodins Oper „Fürst Igor“ an der Wiener Staatsoper, Juni 1962. Joachim Kaiser kritzelt ins Programmheft: „... ein undramatisch schlecht komponierter Schinken, ... Altmodisches Publikum ...! LANGWEILIG“. Der Musik-, Literatur- und Theaterkritiker Kaiser rechts in einem Bild aus dem Jahr 2008.



ABSCHIED VOM KAISER

NACHRUH Joachim Kaiser war ein sehr besonderer Intellektueller und der letzte Großkritiker.

Von Andrian Kreye

Es war kein Schock für die Mitarbeiter und Leser der *Süddeutschen Zeitung*, als am 11. Mai Joachim Kaiser, ihr einstiger Großfeuilletonist, der Wegbereiter des Kulturjournalismus, im Alter von 88 Jahren in München starb. Lange war er schon krank gewesen, war immer seltener und schließlich gar nicht mehr in die Redaktion gekommen. Sein Tod aber erinnerte viele daran, dass da einer gegangen war, der wichtige Wege bereitet hatte, eine der großen Persönlichkeiten der Bundesrepublik. Kaum einer konnte den Lesern in den Nachkriegsjahren die klassische Musik, das Theater und die Literatur mit einer solchen Leidenschaft und Klarheit nahebringen wie er. Vor allem als Musikkritiker war er weit über die Stadt- und Landesgrenzen hinaus bekannt geworden. Seine Arbeit zu den Pianisten seiner Zeit ist legendär. So war es kein Wunder, dass zur Gedenkfeier in der Allerheiligen-Hofkirche noch einmal die ganz Großen aufspielten: Anne-Sophie Mutter, Igor Levit und die Musiker der BR-Symphoniker.

Andrian Kreye ist Ressortleiter in der Feuilletonredaktion.

FEUILLETON

Teodor Currentzis ist der Shootingstar des Jahres unter den Dirigenten. In Abu Dhabi eröffnet der sensationelle neue Louvre, der Theatermacher Kirill Serebrennikow gerät ins Visier der russischen Justiz, Bild-Chefredakteur Kai Diekmann wirft hin, und Asterix tourt durch Italien.



Reingewaschene Kunst

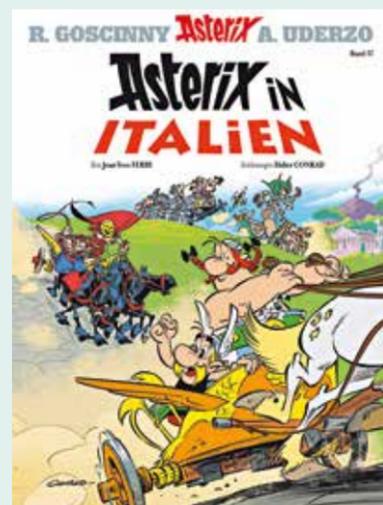
Der Louvre Abu Dhabi, der am 11. November als erstes Museum dieser Art in den Vereinigten Arabischen Emiraten eröffnet hat, ist pures Detox fürs Auge: Eine gigantische Stahlkuppel wölbt sich wie ein Sternenhimmel über 55 blütenweiße Boxen. Die Architektur, entworfen von dem Franzosen Jean Nouvel, ist so schön, dass man fast übersieht, was das Museum auch ist: ein gebautes moralisches Fragezeichen. Das Emirat zahlte eine Milliarde Euro für das Recht, den Namen „Louvre“ 30 Jahre lang zu führen und Leihgaben aus 13 französischen Museen zu zeigen.

Der Universalanspruch des neuen Louvre passt zum Mutterhaus. In zwölf Kapiteln soll die Entstehung der Kultur erzählt werden und zwar über Grenzen und Kulturkreise hinweg. Doch dabei wird die Kunstgeschichte so zusammengesetzt, wie die Emirate es gerne haben. Die reingewaschene Kunst passt zu einem Gebäude, das partout keine dunklen Flecken haben will. Das aber ist unmöglich in einem Land, in dem Bauarbeiter kaum Rechte haben und Menschen, die das kritisieren, nicht mehr einreisen dürfen. Das 13. Kapitel müssen die Besucher also selbst schreiben.

Galliergalopp

RASANT MIT VIER PS: DER NEUE „ASTERIX“ FÜHRT NACH ITALIEN

Beim Teutates! In „Asterix in Italien“, dem 37. Band der Reihe, hält Obelix die Zügel in der Hand. Der Hinkelsteinträger lenkt ein gallisches Vier-PS-Gespann bei einem Straßenrennen quer durch Italien. Dabei irren er und sein Beifahrer Asterix durch die Gassen von Siena und geraten in den römischen Berufsverkehr. Dazu gibt es die beliebten Nationenparodien: Klar, dass bei diesem internationalen Rennen die gotischen Pferde im Gleichschritt marschieren. „Asterix“-Fans fieberten dem Album des Szenaristen Jean-Yves Ferri und des Zeichners Didier Conrad seit Monaten entgegen. Im Oktober ist es erschienen – und wirkt mit seinem Schmunzelhumor und den bekannten Motiven, als hätte es den neuen „Asterix“ schon immer gegeben.



Der Wundermusiker

„Ex oriente lux“: Das Licht (der Kultur) kommt aus dem Osten. Das glaubten die Alten, heute trifft das besonders auf Dirigenten zu. Auch auf Teodor Currentzis, den genialsten und interessiertesten seiner Spezies. 1972 in Athen geboren, dort und in Sankt Petersburg ausgebildet, eroberte er mit seiner Truppe „MusicAeterna“ den Westen. Dieses Jahr triumphierte er bei den Salzburger Festspielen mit dem „Tito“ von Mozart. Currentzis kann, schon das ist selten, hinreißend gut Mozart. Er kann genau-

so gut Tschaikowsky – dessen gerade auf CD erschienene 6. Sinfonie, die „Pathétique“, ist Sturm, Aufstand und Todeslust zugleich. Zeitgenossen, Barock und immer wieder Strawinsky ergänzen das Portfolio dieses Wundermusikers, der ob seiner Wandlungsfähigkeit und seines Aussehens wie ein Zauberer wirkt. Wer skeptisch ist, der ist es nur so lange, bis er ein Currentzis-Konzert erlebt. Denn dort tanzt er die Musik mit einer Lust, die den Hörer seinerseits zum Tänzer macht.

„Was ich für die roten Marken tun konnte, ist getan. Ich verneige mich, es war mir eine Ehre.“

KAI DIEKMANN

15 Jahre war er Chefredakteur der „Bild“ und hat sich selbst in dieser Zeit wohl noch stärker gewandelt als das Blatt, das er verantwortet hat: Am auffälligsten war sicher das Umstyling vom Geschniegelten zum Zottelbart-Hipster während seines Fortbildungsjahrs im Silicon Valley 2012, in dem er sich als Digital-versteher neu erfunden hat.



#Free Kirill

Der russische Regisseur Kirill Serebrennikow begann das Jahr als gefeierter Künstler und beendet es als Gefangener. Sein Theater in Moskau wurde durchsucht, er steht unter Hausarrest. Die Justiz wirft Serebrennikow vor, er habe staatliche Mittel veruntreut. Im Sommer wurde seine Ballett-Uraufführung am Bolschoi-Theater über den bisexuellen Tänzer Rudolf Nurejew verschoben. In Stuttgart begann er mit der Märchenoper „Hänsel und Gretel“, durfte dann aber nicht ausreisen. Die Oper in Stuttgart führte sein Werk als Torso auf, als politische Botschaft der Solidarität.

Das Streiflicht

(SZ) An der Alice-Salomon-Hochschule zu Berlin möchten die dort Studierenden und Lehrenden ein als paternalistisch und sexistisch empfundenen Gedicht des 92-jährigen Eugen Gomringer von der Fassade tilgen lassen, das übersetzt lautet: „Allein / Allein und Blumen / Blumen / Blumen und Frauen / Allein / Allein und Frauen / Allein und Blumen und Frauen und / ein Bewunderer.“ Die Prorektorin Bettina Völter veröffentlichte hierzu eine fünfseitige Erklärung, in der es heißt: „Muss gerade an der Hauswand einer Hochschule mit dem Anliegen der Professionalisierung von Frauenberufen (...) genau dieses Gedicht stehen, in dem Frauen als Gruppe und nicht als Individuen skizziert werden und keine Handlung zugeschrieben bekommen?“ Der Studierendenrat fordert außerdem ein Ersatzgedicht, betont jedoch: „Das eingereichte Werk darf in keiner Hinsicht diskriminierend sein. Sexistische, rassistische, ableistische, lookistische, klassistische, ageistische oder sonstige diskriminierende Bezüge werden nicht akzeptiert.“

Dieses Ausmaß an Diskriminierung! Von der kaum verborgenen Hispanophilie und Florafindlichkeit dieser Äußerungen wollen wir gar nicht erst reden. Für das Hohe Streiflicht-Gesinnungsgericht, das sich täglich mit diesem Skandal befasst, ist es Fakt, dass hier Nichtakademiker und erst recht bildungsferne Schichten, zu denen aufgrund der gesellschaftlichen Verteilungsverhältnisse besonders viele Migrant*innen zählen, gezielt aus dem Diskurs ausgeschlossen werden, was auch den Verdacht auf Ausländerfeindlichkeit nahelegt. Selbst der Besitz einer allgemeinen Hochschulreife erlaubt es jedenfalls nicht, in den zitierten Erklärungen auch nur Ansätze begriffbarer Inhalte zu erkennen. Es handelt sich hier um einen typischen Sprachcode Privilegierter, der mittels einer in diesem Fall noch besonders ausgetüftelten Unverständlichkeit nur den Mitgliedern der Elite zugänglich, allen anderen aber verschlossen ist.

Sollte die Verteidigung der Hochschule vorbringen, dass zweifelhafte Männer, die als Gruppe und nicht als Individuen auftreten, also Fußballfans, verdächtigerweise ganz ähnliche Verse grölen wie sie Gomringer dichtet („Eine Straße, viele Bäume, ja, das ist eine Allee!“), wird das nicht akzeptiert. Gegenmeinungen sind, nach dem Vorbild des Alice-Salomon-Institutes, nämlich als Unterstützung diskriminierungslegitimierender Narrative grundsätzlich nicht zugelassen.

Das kleine
1+1



=



+



+



BITTE EINSTEIFIGEM

AUTOS Die deutschen Konzerne haben lange glänzend verdient, indem sie schmutzige Diesel verkauften. Die Konkurrenz hat die E-Mobilität vorangetrieben. Verpasst die wichtigste Branche des Landes den Anschluss?
Von Max Hägler



Sieht so das Auto der Zukunft aus? Der E-Antrieb ohne Getriebe, Abgasanlage und Tank bietet den Fahrzeugdesignern ganz neue Möglichkeiten. Ein Modell, das an der Hochschule München entstand.



01



Max Hägler

ist als Redakteur im Ressort Wirtschaft der SZ zuständig für die Autoindustrie. Seitdem an seinem gasbetriebenen Kombi deutscher Premiumprovenienz die Achse durchrostete, ist er auf Eisenbahn, Rennrad, Roller und Carsharing umgestiegen.

Recht früh an diesem schwülen Augusttag ist klar: Der Konflikt um den dreckigen Diesel und die saubere Luft in Deutschland lässt sich nicht beiläufig bewältigen. In Berlin soll eigentlich eine Lösung gefunden werden, die Fahrverbote in deutschen Städten vermeidet. Doch stattdessen hat ein Katz-und-Maus-Spiel begonnen. Politiker gegen Manager gegen Demonstranten, so geht das an diesem Tag.

Der Diesel ist nach wie vor die liebste Antriebsart der Deutschen – aber eine, die herausfordernd viele Abgase ausstößt. An vielen Straßen in den deutschen Großstädten werden die Grenzwerte gerissen, mithin nimmt auch die Gesundheit der Anwohner Schaden. Beim „Dieselgipfel“ am 2. August in Berlin wollen Delegationen aus Wirtschaft und Politik besprechen, wie sich der Schutz der Menschen und die weiterhin freie Fahrt für alle Autos miteinander vereinbaren lassen.

Und dann gibt es da noch die Umweltaktivisten. An die Fassade des Verkehrsministeriums haben sich Demonstranten von Greenpeace angeseilt, davor stehen Leute von der Deutschen Umwelthilfe (DUH): „Dieselabgase töten!“ steht auf ihren Schildern. Das grüne Gewissen Deutschlands hält den Besprechungsort belagert. Bundesminister und Ministerpräsidenten wählen einen neuen Ort, um mit den Autochefs um eine Lösung zu ringen. Vielleicht weil sie diese unangenehmen Bilder scheuen, oder weil es eine Bombendrohung gibt, wie Polizeibeamte berichten.

Gegen elf Uhr rollen der bayerische Ministerpräsident Horst Seehofer, dessen baden-württembergischer Kollege Winfried Kretschmann, Bundesverkehrsminister Alexander Dobrindt, Umweltministerin Barbara Hendricks und etliche andere also zum Innenministerium. Nicht auf der Straße schieben sich Stoßstange an Stoßstange zwei Dutzend dunkle Limousinen heran. Nein, hintenum durch den Park geht es. Nur keinen Kon-



02

takt mit Gegnern, es ist eh schon alles so kompliziert, lautet offensichtlich die Devise. Es funktioniert: Die Demonstranten mit ihren Trillerpfeifen kommen erst, als sich das große Tor wieder geschlossen hat.

Der Dieselmotor war eigentlich eine Erfolgsgeschichte: Die Ingenieure in Deutschland entwickelten erfolgreich immer neue Raffinessen, um ihm das Klopfen und den Ruß auszutreiben. Und weil solche Motoren ein Viertel weniger Sprit brauchen und der dann auch noch billiger ist, dank Subventionen, wählten in den vergangenen Jahren die meisten Deutschen den Diesel, mit gutem Gewissen: Wegen des geringeren Spritverbrauchs stoßen Dieselaautos auch weniger Kohlendioxid aus, ein wichtiges Argument im Kampf gegen den Klimawandel.

Doch seitdem in den USA die manipulierten Volkswagen-Autos aufflogen, ist eine Nebenwirkung des Antriebs öffentlich geworden: Dieselaautos blasen recht viele Noxe aus dem Auspuff, was ungefähr so gefährlich

01 München ist nicht nur BMW-Stadt, sondern auch eine Kapitale der Luftverschmutzung. Deshalb drohen auch dort Fahrverbote.
02 Bosse beim „Dieselgipfel“ in Berlin (v.l.): Matthias Müller (VW), Dieter Zetsche (Daimler), Harald Krüger (BMW) und Matthias Wissmann vom Dachverband VDA.

ist, wie es klingt. Stickoxide, von Chemikern kurz als Noxe bezeichnet, reizen Hals und Lunge, das kann Bronchitis und Asthma verschlimmern. Und sie sind auch Grundlage des sauren Regens. Die Amerikaner achteten auf die Nox-Grenzwerte deshalb stets strenger als auf den Spritverbrauch – auch deswegen kam der Nox-Skandal in den USA ans Licht. Nicht zuletzt die Deutsche Umwelthilfe, ein kleines, aber schlagkräftiges und mitunter auch kommerziell agierendes Netzwerk rund um Geschäftsführer Jürgen Resch, hat jedoch im Jahr 2017 endgültig dafür gesorgt, dass auch hierzulande Stickoxide ernst genommen werden. „Dieselabgase töten“, diesen Spruch hat die DUH erdacht und in mehr als einem Dutzend Städten Klagen an-

gestrengt, weil dort zu hohe Stickoxidwerte gemessen werden. In München, Düsseldorf, Stuttgart drohen Fahrverbote für Diesel – deshalb der Dieselgipfel.

Im Diesel-Untersuchungsausschuss des Bundestages, aber auch durch vertrauliche Herstellerunterlagen, die das Recherchenetzwerk von *Süddeutscher Zeitung*, NDR und WDR im Jahr 2017 immer wieder thematisierte, zeigte sich: Manager wohl aller Hersteller kannten seit etwa einem Jahrzehnt das Problem mit den Noxen. Sie beredeten es in ihren Häusern und manchmal auch alle gemeinsam. Es gibt Filteranlagen, die allerdings teuer und wartungsintensiv sind. Deshalb manipulierten viele Ingenieure, nicht nur in Deutschland, die Motorencomputer

mit einem Ziel: Auf dem Prüfstand sollen die Autos sauber erscheinen, egal wie dreckig sie dann auf der Straße fahren. Aus den Augen verlor man, dass die Grenzwerte von der EU geschaffen wurden, um Mensch und Umwelt vor Schaden zu bewahren.

Manche Konzerne scheinen nur unmoralisch gehandelt zu haben, aber nicht illegal. Einige in der Industrie haben die Grenzen womöglich überschritten. Nicht nur bei Volkswagen, Audi und Bosch ermitteln Staatsanwälte wegen des Verdachts auf Betrug beziehungsweise der möglichen Beihilfe; in diesem Jahr wurde auch bei Daimler durchsucht, wobei die Manager dort darauf beharren, stets gesetzeskonform gearbeitet zu haben.

Die Industrie habe eine „Regelungslücke exzessiv ausgenutzt“, das zumindest steht fest, so formuliert es Kanzlerin Angela Merkel. Der ADAC, dieser einst in enger Bruderschaft mit den Herstellern stehende Automobilistenverband, hat sich mittlerweile zu einem der härtesten Kritiker gemauert: Die Autobauer hätten „leider zumeist mehr Energie in das Ausreizen der Richtlinien“ gesteckt als in das Entwickeln ordentlicher Abgasanlagen. Überhaupt tun sich in der Dieselkrise ungewohnte Konstellationen auf, auch in der

Autohauptstadt Stuttgart. Das dortige Verwaltungsgericht hat in diesem Jahr ein Fahrverbot für alte Dieselaautos angeordnet. Wer die Messwerte sieht, kann das erst einmal für nachvollziehbar halten.

Doch ganz so einfach sei das nicht, sagt ausgerechnet der grüne Ministerpräsident Winfried Kretschmann: „Politik muss verschiedene Ziele abwägen.“ Da seien die von den Stickoxiden geplagten Stadtbewohner, die es zu schützen gelte. Aber die drastischen Fahrverbote „hätten wirtschaftliche und soziale Verwerfungen zur Folge, die wir vermeiden wollen“. Und Dieselantriebe schonten ja eben auch das Klima. Was also zählt mehr? Kretschmann ist da so pragmatisch wie die heimische Industrie: Man brauche diese Maschinen in ihrer modernsten und damit saubersten Form als „Übergangsvariante“, sagt er. Würde der Diesel abstürzen, würden viele Tausend Menschen arbeitslos und etliche Mittelständler in Existenznot geraten.

Ist der Verbrennungsmotor, ein Pfeiler des deutschen Wohlstands, ein Modell von gestern? Hunderttausende Arbeitsplätze hängen am Auto. Blick in die Mercedes-Produktion.



Eine knappe Million Menschen verdient in Deutschland ihr Geld irgendwie mit Fahrzeugen; das Autobauen ist „Grundlage des Wohlstandes“, sagt Kretschmann, und die will auch er nicht beschädigen. „Mir wird mulmig, wenn ich daran denke, dass unsere Konzerne in der Entwicklung der Elektromobilität etwa ein bis zwei Jahre hinterherhinken.“ Tatsächlich kämpfen die Deutschen vor allem mit den USA und China darum, wer die Führung hat bei den fahrerlosen Stromautos, die wohl in einigen Jahren schon über die Autobahnen rollen werden. Die Entwicklungen kosten viele Milliarden Euro und werden sich erst weit in der Zukunft auszahlen. Bis dahin gilt: Auch der Diesel subventioniert die E-Autos.

Beim Dieselpipfel im August geht es um diese Zielkonflikte und ganz konkret um die Frage, ob das Problem mit dem Dreck nicht behoben werden könnte, wenn man älteren Fahrzeugen Filteranlagen einbaut. Nein, sagen die Manager und ihre Leute, beinahe völlig unmöglich sei das. Was übersetzt aus der Wirtschaftswelt heißt: irgendwie machbar, aber zu teuer. Matthias Müller, der Vorsitzende von Volkswagen, also jenes Konzerns, der in höchstem Maße schummelte und dessen Wagen besonders viele Stickoxide ausstießen, erklärt beim Gipfeltreffen: „Ich möchte meine Ingenieure zukunftsorientiert arbeiten lassen. Und nicht rückwärtsgewandt.“ In der Zukunft locken Umsatz und Gewinn. Die Vergangenheit kostet hingegen nur.

Die Chefs der deutschen Autokonzerne bieten an diesem Tag im August ein Paket an, das sie danach nicht mehr ändern: Software-Updates für fünf Millionen Autos, die dann ein bisschen sauberer fahren. Mit 250 Millionen Euro wollen die Unternehmen den öffentlichen Nahverkehr in abgasgeplagten Städten pöppeln, Leihfahrräder sollen damit angeschafft werden, auch emissionsarme Busse. Schließlich sollen Umstiegsprämien Menschen dazu bewegen, sich ein neues, saubereres Auto zu kaufen. Es scheint, als hätten die Manager vergessen, dass viele mühsam für ihren Diesel gespart haben – und ein neuer Wagen selbst mit Nachlass mindestens 15 000 Euro kostet. So viel Geld kann beileibe nicht jeder Dieselbesitzer aufbringen.

Das bunte Paket der deutschen Hersteller ist mehr, als die meisten ausländischen Hersteller anbieten. Aber es umfasst wohl weniger als nötig ist, um die Justiz von Diesel-Fahrverboten abzubringen. Endgültig wird sich das im Frühjahr 2018 zeigen. Dann entscheidet das Bundesverwaltungsgericht in Leipzig über Fahrverbote in Stuttgart, Düsseldorf, München und anderswo. Das Urteil wird im Wortsinne wegweisend sein für die Mobilität im ganzen Land.

Fotos: Jens Meyer/AP, Hersteller

E-MOBILITÄT Nur jeder Tausendste der 45 Millionen Pkws fuhr 2017 in Deutschland rein elektrisch. Nun kommen immer mehr E-Modelle in den Handel, Stadtflyter unbekannter Hersteller und Limousinen etablierter Marken. Das zeigt, verbunden mit der Dieselkrise, Wirkung: Ende 2017 ist etwa jeder 100. Neuwagen ein Batterieauto. Ein Überblick von Max Hägler



Microlino

55 Jahre nach dem Produktionsende kommt die Isetta wieder: Eine Schweizer Firma, die sonst Tretrroller baut, versucht sich im Jahr 2018 an der Serienfertigung einer spartanisch ausgestatteten und elektrisch angetriebenen Knutschkugel.



Audi e-tron quattro

Audi wirkte zuletzt vor allem als Diesel-Spezialist. Vom Jahr 2018 an wollen die Ingolstädter nun einen noblen hochbeinigen Strom-Kombi verkaufen, der es beim Preis, aber auch bei der Reichweite mit Tesla aufnehmen will.

BMW i3

Der Wagen aus Carbon ist so umweltfreundlich hergestellt wie wohl kein anderes E-Auto. Seit diesem Jahr gibt es ihn mit tiefergelegtem Sportfahrwerk und optimierter Software. 2018 könnte er mit einer etwas stärkeren Batterie zu haben sein.



Renault Zoe

Das meistgekauftete Elektroauto in Europa gibt es nun mit größerer Batterie, die auf dem Papier eine Reichweite von 400 Kilometern verspricht. Die Verarbeitung des französischen Kleinwagens bleibt hingegen eher grobschlächtig.



Nissan Leaf

Der japanische Leaf ist ein wenig mit der französischen Konzernschwester Zoe verwandt, aber so etwas wie der große Bruder, zumal wenn er ab 2018 mit größerem Akku zu haben ist, diversen Assistenzsystemen und einem 150 PS starken Motor.



e.GO Life

Die Truppe der Technischen Hochschule Aachen hat erst der Post einen Elektrolieferwagen konstruiert. Ab kommenden Juli soll dieser Kleinwagen für die Stadt gebaut werden: 136 Kilometer Reichweite soll es für 16 000 Euro geben.



Der Klassenkampf hat schon bessere Tage gesehen. Auf absehbare Zeit hat der Kapitalismus gesiegt. Doch die alten Konflikte sind dadurch nicht befriedet, sie werden heute statt auf der Straße auf allen möglichen Schauplätzen ausgetragen – an der Börse zum Beispiel, wo die Aktienkurse beinahe täglich neue Rekorde erreichen und Unternehmensgründer zu Milliardären werden. Doch an den meisten Menschen geht der Aufschwung vorbei, der sich am 12. Oktober dieses Jahres mit einer spektakulären Marke offenbarte: Erstmals stieg der Dax über 13 000 Punkte.

Von den steigenden Kursen profitieren vor allem die oberen Einkommensschichten, denn sie besitzen die größten Aktienpakete. Geringverdiener haben ihr Ersparnis, so sie denn überhaupt welches besitzen, normalerweise auf einem Bankkonto geparkt. Und auch in der Mittelschicht bevorzugen deutsche Sparer Bares, Tages- und Festgeld oder Anleihen. So verschärft die Hausse an den Börsen die Ungleichheit im Land und vertieft die Spaltung.

Hinter dem Boom stecken maßgeblich die großen Zentralbanken im Euro-Raum, in den USA und Japan, die mit ihrem billigen Geld nicht so sehr die Inflation anheizen – sondern vor allem die Vermögenspreise: Anleihen, Aktien und Immobilien sowie luxuriöse Sammel- und Spekulationsobjekte, Kunst und Oldtimer etwa, werden Jahr um Jahr teurer. Das geht schon ziemlich lange so: Die Währungshüter haben die kurzfristigen Zinsen von etwa 13 Prozent im Jahr 1980 schrittweise auf heute nahe null gesenkt. Seit dem Ausbruch der Finanzkrise im Jahr 2007 kaufen sie im großen Stil auch Anleihen von Staaten und Unternehmen. So sinken die Renditen der Zinspapiere und parallel dazu die Zinsen auf dem Konto.

Wer es sich leisten kann, sichtet sein Vermögen in Aktien um; das lässt die Kurse kräftig steigen. Gleiches gilt für die Immobilienpreise, die in einigen Metropolen schon Blasen treiben. Die Vermögenspreisinflation erfreut vor allem Besserverdiener und Reiche, die ihr Geld an der Börse und im Immobilienmarkt investiert haben. Normale Sparer müssen dagegen zusehen, wie der Zins für ihre Guthaben allmählich verschwindet und damit – schleichend – auch die Kaufkraft ihres Vermögens. Die Inflation ist zwar gering, aber eben doch höher als der (nominale) Zins. Kurz gesagt: Die Reichen werden immer reicher, und alle anderen ärmer.

Ein Großteil der Menschen bekommt die Umverteilung vermutlich gar nicht mit, weil ihnen entgangene Zinsen und Kursgewinne, die sie nicht gemacht haben, nicht in den Sinn kommen. Und weil die Preissteigerungen bei Luxusgütern naturgemäß nur die allerwenigsten betreffen. Nur wer ein Haus oder eine Wohnung für die Familie sucht, merkt, dass die Preise abgehoben haben.

Nun hilft es aber wenig, auf Mario Draghi zu schimpfen, den Präsidenten der Europäischen Zentralbank,

TRAUT EUCH!

BÖRSE Der Dax steigt immer weiter, aber in Deutschland profitieren die Wenigsten davon. Zu groß ist die Scheu vor Aktien. Der Boom macht nur die Reichen reicher.
Von Catherine Hoffmann

12. Oktober 2017. Erstmals hat der deutsche Leitindex die Marke von 13 000 Punkten überschritten, die Hausse fand einen spektakulären Höhepunkt. Und die Deutschen? Sparen lieber, als Aktien zu kaufen.

oder auf Janet Yellen, Chefin der US-Zentralbank. Sie allein sind nicht für die Gerechtigkeitsprobleme verantwortlich zu machen. Die Verteilungskonflikte nehmen seit Jahrzehnten zu, die Gründe dafür sind vielfältig: Die radikale Veränderung der Weltwirtschaft, die Globalisierung, der technische Fortschritt, die Digitalisierung, der demografische Wandel, die Schwäche der Gewerkschaften, die Flexibilisierung von Arbeitsmärkten: Das sind Kräfte, die mächtiger sind als jede Notenbank.

Im Übrigen hat die ultralockere Geldpolitik auch Gutes bewirkt. Nullzinsen und Anleihekäufe stützen die Wirtschaft, weil dank günstiger Kredite mehr Immobilien gebaut werden, weil Unternehmen und Staaten Investitionen einfacher finanzieren können. Der Aufschwung sichert Jobs und schafft neue Arbeitsplätze. Davon profitieren dann vor allem Geringverdiener und die Mittelschicht, die einen Großteil ihres Geldes durch Arbeit verdienen, während die Reichen hauptsächlich von der Rendite ihres Kapitals leben. Niedrige Zinsen helfen also auch Menschen, die nicht Millionen auf dem Konto haben.

Betrachtet man die Bürger aber allein als Sparer, dann schadet ihnen der Nullzins, zumal, wenn sie ihr Geld so anlegen, wie es die Deutschen tun: Sie bevorzugen vermeintlich sichere Anlagen und verabscheuen das Risiko. 5,68 Billionen Euro Geldvermögen haben die privaten Haushalte angehäuft. Ein Großteil davon wird als Bargeld oder Bankeinlage gehalten, dicht gefolgt von Ansprüchen aus Lebensversicherungen und Anlagen zur Altersvorsorge. Aktien sind dagegen wenig verbreitet.

Nur jeder siebte Bürger besitzt Dividendenpapiere oder Aktienfonds. Die Krisen der vergangenen Jahre haben das Vertrauen der Deutschen in die Börse zutiefst erschüttert. Besonders groß war es vermutlich ohnehin nie.

Fragt man die Deutschen, was ihnen wichtig ist im Leben, nennen sie sehr häufig „finanzielle Absicherung“ und dazu einen „sicheren Arbeitsplatz“. Der Begriff „Risikobereitschaft“ steht dagegen an letzter Stelle, noch hinter der Lust auf Abenteuer. Das hat eine repräsentative Umfrage des Instituts für Demoskopie Allensbach im Auftrag des Bankenverbands ergeben. Testet man die spontane emotionale Reaktion auf verschiedene Schlüsselbegriffe, zeigt sich ein ähnliches Bild: „Sicherheit“ finden praktisch alle sympathisch. Mit ausgesprochener Abneigung reagiert die Bevölkerung dagegen auf „Risiko“, „Manager“ und „Aktien“, nur „Regulierung“ und „Genetik“ sind ihnen noch verhasster. Kein Wunder, dass die Deutschen die Hausse an den Börsen verpassen.

Dagegen hilft nur eine Revolution. Die Sparer müssen raus aus der Komfortzone. Statt über die Zentralbanker zu meckern und darauf zu hoffen, dass die Zinsen bald wieder steigen, sollten sie es mit ein bisschen Unternehmerteil versuchen und mehr Geld in Aktien stecken. Auch wenn ihnen die Kapitalisten als verdächtig gelten.

Catherine Hoffmann ist Redakteurin im Ressort Wirtschaft der Süddeutschen Zeitung.



LUFTNUMMER

AIR BERLIN Die kleine Gesellschaft wollte der Lufthansa Paroli bieten, nun sind die großen Träume geplatzt. Der Chef kassiert nach der Pleite viele Millionen Euro und zieht allen Zorn auf sich. Von Caspar Busse



Am Ende richtet sich der Zorn vor allem gegen Thomas Winkelmann. Der Manager aus Hagen in Westfalen, Jahrgang 1959, der einst Linguistik und Alte Geschichte studiert hatte, war erst im Februar 2017 als Vorstandsvorsitzender von Lufthansa zu Air Berlin gekommen. Da

die Fluggesellschaft mit den rot-weißen Flugzeugen schon damals am Abgrund stand, ließ sich Winkelmann sein Gehalt für die gesamte Vertragslaufzeit bis 2021 garantieren. Und so hatte der Mann, der am Ende zum Totengräber der Air Berlin wurde, Anspruch auf 4,5 Millionen Euro, während Tausende Mitarbeiter auf der Straße standen, Hunderttau-

sende Flugtickets ihre Gültigkeit verloren und die Kunden keinen Ersatz dafür bekamen. Von „einer erschreckenden Raffke-Mentalität“ sprach die SPD, über „unethisches Verhalten“ schimpften Politiker von Union, FDP und Grünen.

Es ist das Ende einer großen deutschen Airline. Am 15. August 2017 musste Winkelmann Insolvenzantrag stellen. Nur mithilfe eines Staatskredits über 150 Millionen Euro ging es noch einige Wochen weiter. Ende Oktober hob die letzte Maschine von München nach Berlin ab. Nach 38 Jahren stellte Air Berlin den Flugbetrieb ein. Viele Maschinen gingen zurück an die Leasingfirmen, Lufthansa will gut die Hälfte der Flieger übernehmen.

Was bleibt, sind hohe Schulden, viele Erinnerungen, enttäuschte Mitarbeiter und einige der roten Schokoherzen, die nach jedem Flug an der Kabinentür verteilt wurden. Gegründet wurde Air Berlin 1979 vom amerikanischen Piloten Kim Lundgren, der allererste Flug führte von Berlin nach Mallorca. 1991 dann stieg der umtriebige Unternehmer Joachim Hunold ein und machte das Unternehmen groß, zum Zeitpunkt der Insolvenz hatte es 140 Flugzeuge. Hunold kaufte Fluggesellschaften wie Deutsche BA, LTU oder Niki, eröffnete immer neue Strecken, ging 2006 sogar an die Börse. Das Ziel war klar: eine



Bye-bye und auf Nimmerwiedersehen: Am 27. Oktober 2017 organisierte Air Berlin den letzten Flug der Unternehmensgeschichte. München – Berlin, Flugnummer AB 6210. Es wurde viel gefeiert und geweint. Auch Joachim Hunold flog mit (Bild links oben), der Mann, der Air Berlin groß gemacht hat.



echte Konkurrenz zur großen Lufthansa werden. Doch die Kosten gingen immer weiter nach oben, und die Erlöse hielten nicht mit. Weder im Charterverkehr noch bei Langstreckenflügen oder mit Geschäftsreisenden gab es den Durchbruch. Die jahrelangen Verzögerungen beim Berliner Großflughafen BER taten das Übrige. Als die Verluste immer größer wurden, stieg 2011 die arabische Airline Etihad ein. Über die Jahre pumpte der Großaktionär vom Golf insgesamt etwa zwei Milliarden Euro in das Unternehmen – vergeblich.

Zuletzt wurden rund drei Millionen Euro Verlust gemacht – und zwar jeden Tag. Als die Araber die Zahlungen einstellen, war die Airline sofort am Ende, die Insolvenz die Folge. Aber glatt lief auch die nicht: Die Piloten organisierten einen wilden Streik und brachten damit die Verkaufsbemühungen fast zum Erliegen. Ein Flugzeug wurde in Island festgehalten, weil Air Berlin Landegebühren nicht bezahlt hatte. Noch nicht mal auf eine umfassende Auffanggesellschaft konnten sich alle Beteiligten einigen, dabei ist das bei Pleiten dieser Größenordnung eigentlich Normalität.

Die Fluggesellschaft sei ein „sympathischer Botschafter unserer Stadt sowie Unterstützer der wirtschaftlichen Entwicklung“ gewesen, sagte Berlins Regierender Bürgermeister Michael Müller. Aber zuletzt hatte Air Berlin fast alle Sympathien verspielt – und das nicht nur wegen der Sturheit von Vorstandschef Winkelmann, der auf seinem Gehalt beharrte. Größter Profiteur der Air-Berlin-Pleite ist wohl die Lufthansa, die einen Konkurrenten los ist und jetzt ihren Marktanteil massiv ausbauen kann.

Caspar Busse ist Redakteur im Wirtschaftsressort der Süddeutschen Zeitung.

WIRTSCHAFT

Den Deutschen sei es noch nie so gut gegangen wie heute, sagte Kanzlerin Angela Merkel im Wahlkampf. Kein Grund zur Sorge? Das Vertrauen ins Bausparen geht verloren, ein Lebensmittelskandal erregt die Gemüter. Und ein Prozess zeigt, wie skrupellos manche Unternehmer mit Beschäftigten umgehen.



Gift im Ei

Fipronil tötet Läuse, Zecken, Schaben, Milben. Im Frühstücksei will man das Zeug nicht unbedingt haben. Deshalb war die Aufregung groß, als im Sommer 2017 das Insektizid Fipronil in Abermillionen Eiern nachgewiesen wurde. Ein vermutlich belgischer Hersteller hatte es verbotswidrig in Reinigungsmittel gemischt, die in Hühnerbetrieben verwendet werden. In manchen deutschen Supermarktregalen gab es zwischenzeitlich keine Eier mehr, mindestens 45 Länder waren am Ende von dem Skandal betroffen. Wie viele vergiftete Eier gegessen wurden, weiß niemand. Lebensmittelskandale wie dieser haben al-

lerdings ihre eigene Dramaturgie: Die Behörden versichern, die Gesundheit der Verbraucher sei nicht gefährdet gewesen und versprechen schärfere Kontrollen. Nach erheblicher Aufregung verschwindet das Thema wieder aus den Schlagzeilen, eine echte Untersuchung findet nicht statt. Im Fall Fipronil hat die EU-Kommission eine Reihe von sinnvollen Veränderungen präsentiert. Dazu gehört vor allem, dass die europäischen Warnsysteme enger verzahnt werden sollen. Sicherer wäre es aber, man würde sein Essen gleich beim Bauern nebenan kaufen, statt der globalisierten Ernährungsindustrie zu vertrauen.

Ausgefuchst

DIE KRISE
DES BAUSPARENS

Ein alter Bausparvertrag ist die wohl beste Geldanlage im Zinstief: kein Risiko, aber bis zu fünf Prozent Zinsen. Doch im Februar erinnert der Bundesgerichtshof daran, dass die Verträge wirklich zum Bauen gedacht sind. Wer zehn Jahre lang kein Darlehen abrufen, obwohl er genug gespart hat, dem dürfen die Bausparkassen „im Regelfall“ kündigen; mit dem Urteil billigt der BGH 250 000 Kündigungen in den vergangenen Jahren. Die Institute können die versprochenen Zinsen kaum noch erwirtschaften, lösen Altverträge auf, wo sie können, neuerdings auch „aus wichtigem Grund“ oder weil ihre Geschäftsgrundlage „gestört“ sei. Verbraucherschützer protestieren, doch die Kündigungswelle ist nicht mehr zu stoppen.



Fotos: Pawel Koczynski/Reuters, Michaela Rehle/Reuters, Marijan Murat/dpa, Illustration: Danilo Agutoli

Das kleine **1+1** THYSEN-KRUPP + TATA STEEL = - 4 000 ARBEITSPLÄTZE

Das Streiflicht

(SZ) Wenn die Fluggesellschaft United Airlines erklären lässt, nichts liege ihr mehr am Herzen als „Sicherheit und Wohlergehen“ ihrer Passagiere, dann muss man leider inzwischen vermuten: Es gab an Bord wieder mal einen Zwischenfall, bei welchem der Airline Sicherheit und Wohlergehen ihrer Passagiere ungefähr so wichtig waren wie einem Kaninchen das Programm im Bordkino. Das ist der Nachteil des digitalen Zeitalters: Wenn man die eigene Maschine überbucht hat, kann man nicht einfach wie früher einen beliebigen Fluggast aussuchen und von sogenannten Sicherheitskräften aus der Kabine schleifen lassen, als gelte es, einen tödewierten Drogenkönig aus seinem Dschungelversteck zu zerrren. Heute zeichnen andere Passagiere das mit dem Smartphone auf und stellen das Video ins Netz.

Neudeutsch nennt man die Kunst, sich selber durch konsequentes Fehlverhalten ins schlechtest mögliche Licht zu rücken, ein PR-Desaster. In der Champions League eben dieser Kunst spielen Platzhirsche wie Alexander Gauland, Stephen Bannon oder die Diesel-Spezialisten von VW. Ihnen jedoch ist in den United Airlines ein Konkurrent auf Augenhöhe erwachsen. Weinende, von Bord gewiesene Mütter mit Babys, die blauen Flecken und die gebrochene Nase des Passagiers, der unklug genug war, bei United auf Mitflug zu beharren, nur weil er sich im Besitz einer gültigen Bordkarte befand – das ist alles sehr un schön, hat die Leute aber noch nicht so aufgebracht wie das Ableben von Simon hoch über dem Atlantik. Ohne dass wir uns diese Beschreibung zu eigen machen wollen, sei hier ein buntes Blatt zitiert: „Riesen-Rammer stirbt auf United-Airlines-Flug“.

Simon stand im Begriffe, wie einst sein Vater Darius das größte Kaninchen der Welt zu werden, und hatte es bereits auf beinahe einen Meter gebracht. Kleineres Raubgatter floh heulend bei Simons Anblick. Und doch verbarg er seine Stärke bescheiden unter einem flauschigen Pelz. Simon hätte Konkurrenten bei der Brautwerbung mit einem Tritt seiner massiven Hinterläufe in eine Erdumlaufbahn befördern können. Aber solange er regelmäßig sein Kraftfutter bekam, war er das friedlichste Kaninchen unter der Sonne. Noch dazu, beteuert die trauernde Züchterin Annette Edwards, sei das Tier „fit as a fiddle“ gewesen, in Bestform, als es den Flug von London nach Chicago antrat. Simons Tod bleibt mysteriös, daher nur so viel: Wer bei United Airlines mitfliegen will, der darf kein Hasenherz haben.



Schleckers schwerster Tag

Anton Schleckers Stimme bricht, er kämpft gegen die Tränen. Der 72-jährige Metzgermeister baute einst die größte Drogeriemarktkette Europas auf, mit 14 000 Filialen und 55 000 Mitarbeitern. Dann ging es bergab. 2012 meldete er Insolvenz an und leistete den Offenbarungseid. Die Beschäftigten, überwiegend Frauen, verloren ihre Jobs. Schleckers Tiefpunkt ist der 13. März 2017. An diesem Montag muss der Mann, der sich jahrzehntelang hinter den Mauern seines Anwesens in Ehingen bei Ulm ver-

schanzte, als Angeklagter vor dem Landgericht Stuttgart sprechen. Vorwurf: „besonders schwerer Fall“ von Bankrott, ihm drohen zehn Jahre Haft. Schleckers soll vor dem Gang zum Insolvenzrichter 26 Millionen Euro in die Taschen seiner Familie geschleust haben. Eine Stunde lang weist Schleckers die Vorwürfe zurück. Trotz aller Warnungen habe er geglaubt, wie gewohnt seinen Willen durchsetzen zu können. „Die Insolvenz war unvorstellbar“, sagt er. Man könnte das auch Größenwahn nennen. *Stefan Mayr*

„Es geht um mein Leben, und darüber bestimme ich.“

GERHARD SCHRÖDER,

Altbundeschkanzler, wehrt sich gegen Kritik an seinem neuen Russland-Job. Schröder ließ sich im September zum Chef des Aufsichtsrats beim halbstaatlichen Ölkonzern Rosneft wählen, der auf der Sanktionsliste der Europäischen Union steht.



Grubes Grube

Rüdiger Grube ist im Januar als Chef der Deutschen Bahn zurückgetreten, weil der Aufsichtsrat seinen Vertrag nicht um drei Jahre verlängern wollte. Das ist die offizielle Version. Inoffiziell kann man vermuten: Er ist heilfroh, dass er die Baugrube Stuttgart 21 nicht mehr an der Backe hat. Sein Nachfolger Richard Lutz, ehemals Finanzvorstand, muss nun die neuesten Nachrichten verantworten: Der Kostenrahmen von 6,5 Milliarden Euro ist womöglich nicht zu halten. Eröffnung? Vielleicht erst 2024.

FUSSBALL Seitdem sich Paris Saint-Germain den brasilianischen Stürmer Neymar 222 Millionen Euro kosten ließ, fordern viele eine Regulierung des Transfermarktes. Doch der Wahnsinn hat gerade erst begonnen. Von Javier Cáceres

LAUFENDE INVESTITIONEN



Kylian Mbappé

Offiziell nur „ausgeliehen“: Das Großtalent vom AS Monaco, 18, zog es wie Neymar ebenfalls nach Paris. 2018 soll die Rechnung folgen: 180 Millionen Euro.



Javier Cáceres

ist Autor der Sportredaktion der *Süddeutschen Zeitung* mit Sitz in Berlin. Er war für die SZ auch jahrelang als Spanien-Korrespondent in Madrid tätig – und fuhr damals schon sehr gern ins Camp Nou nach Barcelona. Das tut er auch weiterhin, Neymar hin oder her.

Es kommt schon mal vor, dass auf Hochzeitsfesten neue Bünde angekündigt werden. Doch es geschieht eher selten, dass es sich um Vermählungen handelt, die gleich eine ganze Sportindustrie in eine neue Dimension katapultieren.

Es war der 30. Juni 2017, als im argentinischen Rosario eine Reihe von Top-Fußballern die Ehe von Lionel Messi vom FC Barcelona begossen. Unter ihnen auch der Brasilianer Neymar Júnior, der zu jenem Zeitpunkt ebenfalls bei Barcelona unter Vertrag stand und dort zusammen mit Messi sowie dem Uruguayer Luis Suárez einen formidablen Sturmreizack bildete. Im kleinen Kreise, so erzählte es Monate später der ehemalige Barcelona-Profi Xavi Hernández, habe Neymar das bestgehütete Geheimnis jener Tage gelüftet: Er werde Barcelona verlassen und sich in die Hände von Paris Saint-Germain begeben.

Es sei „eine Entscheidung des Herzens“ gewesen, sollte Neymar später öffentlich sagen, was ein wenig komisch anmutete, da die angebliche Liebesheirat natürlich auch einer abenteuerlich anmutenden Mitgift geschuldet war. Die neue Dimension seines Transfers war nämlich pekuniärer Natur und mit einer Summe verbunden, die einen Ablöserekord darstellte. Zweihundertzweiundzwanzig, in

Ziffern: 222 Millionen Euro, die von PSG an Barcelona gezahlt wurden. Der Wahnsinns-transferrekord, gegossen in eine beispiellose Schnapszahl. Der Grund für den Preis: Der Brasilianer ist nicht nur einer der talentiertesten und einfallsreichsten Stürmer, die Brasilien und damit die Fußballwelt in den letzten Jahren hervorgebracht hat. Vor allem hat er die Aura eines Popstars, weil er zu immer neuen Frisuren und exzentrischer Garderobe neigt, zu Disziplinlosigkeiten auf dem Platz, auch zu ausschweifenden Festen nach Feierabend. In der Währung der Marketingindustrie ist er auch deswegen, wenn man so will: unbezahlbar.

„Seit der Fußball Fußball ist, sind die Preise nie zurückgegangen“, sagt Jorge Valdano, der 1986 an der Seite von Diego Maradona mit Argentinien Weltmeister wurde und einer der reflektiertesten Beobachter des Fußballgeschäfts ist. In der Tat: Seitdem der Belgier Roger van Gool 1978 zum 1. FC Köln wechselte und dabei zum ersten Millionentransfer – in D-Mark – der Fußballbundesliga wurde, wurden noch in jedem Sommer neue Schallmauern durchbrochen. Dass sich Menschen vor Jahrzehnten noch darüber ereifern konnten, dass Menschen etikettiert, gehandelt, gebrandmarkt werden wie Vieh, ist längst vergessen. Und dennoch löste der Neymar-Transfer Debatten aus.

Neu war in diesem Fall, dass er den Markt sprengte, eine inflationäre Entwicklung markierte, die es in dieser Form vorher nicht gegeben hatte. Auch deshalb geisterten durch die Medien Kommentare, die Apokalypse sei nahe, der Fußball dem Untergang geweiht. Sogar von Politikern, die seit Jahrzehnten an allen Fronten für Liberalisierungen aller denkbaren Märkte antreten, kamen Forderungen, den Fußballmarkt zu regulieren. Sogar Bundeskanzlerin Angela Merkel meldete sich im Bundestagswahlkampf zu Wort: „Uefa und Fifa sollten die Regeln für Spielertransfers noch einmal anpassen, um für größere sportliche Balance zu sorgen. Sonst drohen die Ablösesummen immer mehr zu eskalieren.“ Als sei das nicht längst passiert.

Es geschah nichts, das bestehende, von der Uefa als Marktregulierung erdachte Instrument namens „Financial Fairplay“ erwies sich als zahlos. Und dennoch: Die Apokalypse blieb aus, „weil die Assimilierungsprozesse immer schneller sind“, wie Valdano sagt: „Wir verarbeiten jede Information, egal zu welchem Thema, egal welcher Dimension, in Rekordzeit. Was morgens noch außergewöhnlich ist, halten wir am Abend für normal.“ Auch die Irrsinnssumme für Neymar, der andere Rekordzahlen folgten.

Der Grund: Der FC Barcelona wurde von dem Weggang Neymars überrascht. Und dann griffen die Marktgesetze von Angebot und Nachfrage. Neymar ging, als Barcelona keine Zeit mehr hatte, um sich diskret nach einem Spieler umzuschauen, der zumindest ansatzweise dafür bürgen könnte, das gesprengte Trio der Stars zu ersetzen. Das war schwer genug: Lionel Messi, Luis Suárez und Neymar erzielten in ihren drei gemeinsamen Jahren 364 Tore für Barcelona und führten ihren Klub zu zwei Meistertiteln sowie einem Champions-League-Triumph.

Barcelona kaprizierte sich darauf, das französische Talent Ousmane Dembélé von Borussia Dortmund zu verpflichten. Weil der Spieler aber noch einen laufenden Vertrag hatte, in dem keine Ablösesumme festgeschrieben war, mussten die Katalanen die Ablösesumme frei verhandeln. Weil Dortmund keine Eile hatte zu verkaufen, landeten sie jenseits einer Summe von 140 Millionen Euro, nachdem Dembélé dem Training ferngeblieben und in der Öffentlichkeit des wilden

Streiks beschuldigt worden war. Ein weiteres Ausnahmetalent aus Frankreich, Kylian Mbappé, ging wie Neymar zu Paris Saint-Germain, für 180 Millionen Euro, die aber erst ab Sommer 2018 fällig werden. Offiziell ist er derzeit vom AS Monaco an PSG „ausgeliehen“.

Dagegen verblasst beinahe ein weiterer Megatransfer des kommenden Sommers, der jetzt schon feststeht: Der Guineer Naby Keita wird für 70 Millionen Euro vom Bundesligisten RB Leipzig zum FC Liverpool in die englische Premier League wechseln. Und selbst der ist nur ein Vorbote. „Der Inflationsprozess kann in den kommenden Jahren nur weiter wachsen, und die Premier League wird die erste, aber nicht die einzige Verantwortliche sein“, sagt Valdano.

Darauf kann man wetten, wenn man sich mit kleinen Gewinnquoten begnügen will. Auf der Insel wird schon seit Jahren mit Summen operiert, die jenseits der Möglichkeiten anderer Ligen stehen – etwa der deutschen Bundesliga. In England, wo das Geld wegen

Lionel Messi

Noch teurer als Neymar: Bei einem Wechsel würde Messi, 30, der Superstar vom FC Barcelona, wohl die Rekordsumme von 300 Millionen Euro kosten.



Fotos: Stryker/Reuters, Manu Fernandez/AP



Cristiano Ronaldo

Der Champions-League-Sieger und Weltfußballer 2017: Gerüchten zufolge will Real Madrid den 32-Jährigen irgendwann durch Neymar ersetzen.

der lukrativen TV-Gelder noch kräftiger fließt als anderswo in Europa, tummeln sich russische, arabische und US-Milliardäre, die sich Fußballklubs als Hobby oder Geldanlage leisten, oder eben als Vehikel für Soft Diplomacy, wie es der Staat Katar bei Paris Saint-Germain tut.

Denn: Seit 2011 gehört PSG „Qatar Sports Investment“, dem Staatsfonds des übel beleumundeten Emirats Katar, das auch bei anderen Klubs als Sponsor wirkt, unter anderem beim FC Bayern und beim FC Barcelona. Dass sie bei Neymar zugriffen, war eine Frage der Opportunität. Nie dürfte die Notwendigkeit, den Namen Katars positiv zu besetzen, größer gewesen sein als 2017: Mehrere Golfstaaten brachen im Frühjahr die Beziehungen zu Katar ab, unter anderem wegen der Unterstützung der Terrormiliz Islamischer Staat. Bei Menschenrechtsorganisationen steht Katar in der Kritik wegen der unmenschlichen Bedingungen, unter denen die Bauarbeiter der Stadien für die Fußball-WM 2022 leiden, die in Katar ausgetragen werden soll.

Katar ist beileibe nicht die erste Diktatur, die den Sport und den Fußball als Propaganda-Vehikel nutzt. In jedem Fall aber gibt es wenige Beispiele von Tyrannen, die dafür das Einfallstor liberaler Gesellschaften so geschickt nutzten wie Katar. Ein Einfallstor namens Geld. „Geld und Lärm sind die neuen Schlüssel, die diese Industrie bewegen“, sagt Valdano – und die Fans nicht in Gänze abschrecken, denn die sind „Gefangene eines Stücks Stoff namens Trikot und eines Emblems namens Vereinswappen“. Im Profifußball geht es überwiegend darum, wie mit der Illusion der Fans Geld verdient wird, durch TV-Gelder, Marketing-Nepp, Trikots, die eine imaginäre Teilhabe am Reichtum suggerieren, den der Fußball möglich macht. Und

in der 222 Millionen Euro nur eine Zwischentappe sind. Bis zur nächsten Wahnsinnszahl.

Wie rasch diese Summe überboten wird, ob das vielleicht schon zur WM 2018 in Russland geschieht, hängt vor allem von Lionel Messi ab. Der Argentinier hat bei Barcelona, Neymars Ex-Klub, eine Vertragsverlängerung ausgehandelt, aber noch nicht unterschrieben. Sein Marktwert steht noch über demjenigen von Neymar, er teilt sich mit Ronaldo von Real Madrid seit Jahren den Titel des weltbesten Spielers, ist aber jünger als der portugiesische Europameister. Selbst wenn Messis neuer Vertrag greifen sollte, läge seine festgeschriebene Ablösesumme bei 300 Millionen Euro.

Bislang hat er noch nicht erkennen lassen, dass er Barcelona verlassen möchte, sein erklärter Wunsch ist vielmehr, seine Karriere eines Tages bei seinem Stammklub Newell's Old Boys in Argentinien ausklingen zu lassen. Doch es ist auch möglich, dass Neymar selbst seinen Rekord knackt. Denn in Paris, so heißt es, ist er trotz des vielen Geldes noch nicht recht glücklich geworden.

Fotos: Gonzalo Arroyo Moreno/Getty Images, Alexander Hassenstein/Bongarts/Getty Images

WER DARF MIT?

DFB-TEAM

Bundestrainer Löw hat vor der WM in Russland die Qual der Wahl. Von Philipp Selldorf

Im Frühling 2017 schien es eine Art Strafexpedition zu sein, die dem Bundestrainer und seiner Nationalmannschaft im Sommer bevorstand: Der Confederations Cup in Russland hatte hierzulande den Ruf einer sportlich wertlosen und auch sonst höchst überflüssigen Veranstaltung, die sich unersättliche Fifa-Funktionäre ausgedacht hätten, um noch mehr Geld zu machen. Das Argument, dem Gastgeber der nächsten Weltmeisterschaft durch das Turnier eine Generalprobe zu ermöglichen, fand kein Gehör. „Machen wir dann nächstes Mal beim Oktoberfest auch einen Testlauf?“, spottete Schalke Manager Christian Heidel. „Abschaffen“, verlangte Bayern-Chef Karl-Heinz Rummenigge.

Ein paar Monate später saßen dann knapp 15 Millionen Deutsche vor dem Fernseher, um die Nationalmannschaft im Finale des Confed Cups zu erleben. Dass diese Spieler eine seriöse deutsche Nationalmannschaft bilden könnten, hatten viele nicht glauben wollen, als Bundestrainer Joachim Löw den Kader nominierte. Der seltsame Vogel Sandro Wagner? Der Grünschnabel Benjamin Henrichs? Timo Werner, Marvin Plattenhardt und Lars Stindl? Und das alles unter der Aufsicht eines Kapitäns namens Julian Draxler? Die Operation Confed Cup würde mit dieser Aushilfsauswahl wohl schnell zu Ende sein, prophezeite mancher Experte.

Bekanntlich kam es anders. Der Confed Cup war für den Bundestrainer ein Geschenk, das ihn immer noch glücklich macht. Nicht, weil sein Name seit dem 1:0-Sieg im Endspiel gegen Chile in der Siegerliste verzeichnet ist. Sondern weil er und seine Spieler unbezahlbare Erfahrungen gemacht haben; persönliche Fortschritte, die sie selbst staunen ließen. Lars Stindl und Timo Werner zum Beispiel hätten vielleicht auch ohne den Confed Cup Zugang zum Nationalteam gefunden. Aber bei den wenigen Zusammenkünften der DFB-Elf wären sie dort womöglich bloß als flüchtige Erscheinungen vorgekommen. Der Confed Cup hat aus ihnen ernstfallerprobte Marken-Nationalspieler gemacht, denen man jederzeit vertrauen kann – auch beim nächsten Turnier in Russland, der WM 2018. Mancher Spieler, der 2014 noch Weltmeister wurde, könnte es schwer haben gegen die Sieger-Generation von 2017.

Löw wird im kommenden Mai einen harten Job machen müssen, wenn er den Kader für die Weltmeisterschaft zusammenstellt. Er darf lediglich 23 Spieler mitnehmen, diese Obergrenze ist nicht verhandelbar und setzt den Bundestrainer unter Entscheidungsdruck wie nie zuvor in seinen dann zwölf Jahren Tätigkeit als oberster deutscher Fußball-

Lehrer. Der Kreis der engeren Kandidaten für die 23 Plätze dürfte bei 40 bis 50 Personen liegen, konservativ geschätzt. Zum Vergleich: Als Rudi Völler 2002 zur Weltmeisterschaft nach Südkorea und Japan und 2004 zur Europameisterschaft nach Portugal reiste, hatte er noch Probleme, das Mindestmaß des Personalbestandes zu erfüllen. Joachim Löw erwartet „den härtesten Konkurrenzkampf, den wir je erlebt haben – seitdem ich dabei bin, war die Auswahl noch nie so groß“. Was er unter anderem dem allseits verpönten Test-Turnier zu verdanken hat.

Sollte Joachim Löw sein Ziel verwirklichen und den Weltmeistertitel verteidigen, dann wird sich bestimmt niemand mehr beschweren, wenn irgendwann im Jahr 2021 ein deutsches Nationalteam ins Morgenland aufbricht: zum Confed Cup in Katar.

Philipp Selldorf ist Redakteur im Sportressort der Süddeutschen Zeitung.



Ein echter Champion: Joachim Löw als Confed-Cup-Sieger.

DER SIEHT JUNG AUS, ALTER!

TRAINER Die Bayern brechen mit Jupp Heynckes den Jugendtrend im deutschen Fußball. Aber danach werden sie doch einen wie Nagelsmann holen. Von Christof Kneer

Julian Nagelsmann, Domenico Tedesco und Hannes Wolf sind moderne junge Männer, die sich für alles interessieren, was mit ihrem Beruf zu tun hat. Sie nutzen jede geheime Option, die ihnen die moderne Technik bietet, sie haben gründlich die amerikanischen Sportarten studiert und sie haben sich über die Jahre eine Akademie-Rhetorik angeeignet, mit der man eine Fußballmannschaft von 1985 eher nicht erreicht hätte. Zur Aufgeschlossenheit dieser jungen Männer gehört aber auch, dass sie sich in der Vergangenheit ihrer Lieblingssportart auskennen. Die jungen Trainer Nagelsmann, Tedesco und Wolf sind geschichtsfest und textsicher, das gebietet ihnen der Respekt vor dem Fußball. Sie kennen die großen alten Trainer und ihre Erfindungen, aber gut, jedes Detail haben sie natürlich auch nicht drauf. Das zum Beispiel wissen sie nicht: dass Jupp Heynckes, 72, auch mal der jüngste Trainer der Bundesliga war.

Heynckes war 34, als er 1979 Borussia Mönchengladbach übernahm, und er war immer noch jung, als er zehn Jahre später in einem legendären, weil überaus hitzigen Sportstudio-Rededuell auf Christoph Daum traf. Trainer Daum war damals 35, und wenn diese Formulierung damals schon im Sprachbaukasten der Sportreporter gelegen hätte, hätte man ihn „den jungen Wilden“ genannt.

Gelegentlich hilft auch im Sport ein kleiner Exkurs in die Geschichte, um die Gegenwart besser einordnen zu können. Wer den jungen Heynckes und den jungen Daum oder auch den jungen Ralf Rangnick aus den späten Neunzigerjahren vor Augen hat, weiß also: Der sogenannte junge Trainer ist keine Erfindung des Fußballjahres 2017 – auch wenn dieses Jahr sich gerne dafür loben lässt.

Tatsächlich haben zum Start der aktuellen Bundesliga-Saison bereits ein Drittel aller Teams Cheftrainer unter 40 beschäftigt, junge Männer, die zuvor ausschließlich in den unteren Etagen dienten. Der Hoffenheimer Julian Nagelsmann, Jahrgang 1987; der Schalcker Domenico Tedesco, Jahrgang 1985; der Stuttgarter Hannes Wolf, Jahrgang 1981; der Augsburger Manuel Baum und der Bremer Alexander Nouri, beide Jahrgang 1979; und der Mainzer Sandro Schwarz, ein fast schon älterer Herr aus dem Jahrgang 1978: Keiner von ihnen hat jenen Weg hinter sich, der jahrzehntlang als natürlicher Weg auf die Trainerbank eines Erstligisten galt.

Neuer Coach gesucht? Die Profiklubs suchen erst mal beim eigenen Nachwuchs

Keiner von ihnen ist als Fußballer in ein Erstligastadion eingelaufen, keiner ist je in kurzen Hosen am Mittelkreis gestanden und hat die National- oder Champions-League-Hymne gehört. Keiner war ein Fußballer wie Stefan Effenberg oder Mehmet Scholl. Die beiden einstigen Bayern-Heroen wären auch ganz gerne Erstligatrainer, jedenfalls gab es mal eine Zeit, da wären sie's gerne gewesen.

Aber im Moment: keine Chance. Effenberg oder Scholl zu sein, ist aktuell das völlig falsche Profil.

Es wird gerne und wohl auch zu Recht behauptet, der Fußball habe sich im vergangenen Jahrzehnt so sehr verändert wie noch nie zuvor. Das gilt für das Spiel als solches, das so athletisch, schnell und eng geworden ist, dass Günter Netzer schon arg schnaufen müsste und selbst Lothar Matthäus erst mal ein paar

01 Julian Nagelsmann, 30, hat durch seine Erfolge in Hoffenheim gezeigt: Akademisch versierte Jungtrainer werden auch von Profis respektiert, die älter sind als sie selbst.

02 Jupp Heynckes, 72, zeigt: Er hat nichts verlernt, seitdem er mit den Bayern 2013 das Triple aus Champions League, Meisterschaft und DFB-Pokal gewann.



Räume aufreiben müsste, in die sich mit Karacho hineinstoßen ließe. Aber auch abseits des Feldes sieht das Spiel jetzt anders aus und hört sich anders an. Inzwischen erlebt das Land die Folgen jener Ausbildungsoffensive, die nach dem Kollaps der Nationalmannschaft bei der Europameisterschaft 2000 angestoßen wurde: Junge, talentierte Spieler sind kein Zufall mehr, sondern Absicht, und man kann es fast charmant finden, dass das Spiel sich von unten nach oben erneuert hat. Zunächst gerieten die in den Nachwuchsakademien von jungen Trainern ausgebildeten Talente ja noch in die Hände von etablierten Erstligatrainern, sobald sie den Profibereich erreicht hatten. Inzwischen haben die jungen Spieler ihre jungen Trainer quasi nachgeholt. Auch junge Trainer sind jetzt nicht mehr Zufall wie einst Heynckes, Daum oder Rangnick. Auch sie sind jetzt Absicht.

Seit Thomas Tuchel einst in Mainz als A-Jugendtrainer die erste Mannschaft übernahm und wie selbstverständlich weiterentwickelte, gilt dieses Modell als salonfähig. Wenn Vereine heute Trainer suchen, dann blättern sie nicht mehr reflexhaft in der Kartei der Arbeitssuchenden – sie schauen lieber mal, welcher junge Trainer gerade irgendwo mit einer Jugendmannschaft eine Meister-

beim hauseigenen Nachwuchs geparkt: So kam Nagelsmann auf die Erstligabank, den gleichen Weg gingen Baum, Schwarz und der inzwischen entlassene Nouri.

The trend is your friend, sagt Uli Hoeneß gerne und macht sich doch mitunter einen Spaß draus, seinen Klub gegen den Trend zu bürsten. Seit der Entlassung von Carlo Ancelotti Ende September wird der FC Bayern ja wieder von jenem Jupp Heynckes trainiert, der vor fast 40 Jahren mal der jüngste Trainer der Liga war. Als wäre er nie weg gewesen, legte Heynckes mit den Bayern gleich wieder eine Siegesserie hin, aber allein durch sein Alter tut Heynckes der Liga gut: als Mahnung, Trends nicht kritiklos hinterherzurrennen und als Zeichen, dass die erfahrenen Trainer schon auch noch was können, auch wenn sie nicht „vertikales Spiel“ sagen, wenn sie den guten alten „Steilpass“ meinen.

Im Sommer 2018 soll ein neuer Trainer nach München kommen, und es kann sehr gut sein, dass die Trends sich dann vermissen. Dass dem ältesten Trainer Heynckes dann Julian Nagelsmann nachfolgt, der immer noch der jüngste ist.

Christof Kneer ist Redakteur im Sportressort der Süddeutschen Zeitung.



„Wie Nurejew im Bolschoi oder Pavarotti in der Scala“: Roger Federer in Wimbledon

Die Hortensien blühen in den Klubfarben lila-grün, der Buchsbaum war akkurat geschnitten. Und der Centre Court wirkte am Finaltag so makellos, als habe der Gärtner noch am Morgen jeden Grashalm einzeln gebürstet und gelegt – zumindest dort, wo der Rasen nach zwei Wochen nicht völlig platt getreten war. Der All England Club in Wimbledon lebt in der Vorstellung, dass sein nahezu perfektes Tennisturnier größer ist als jeder Akteur; sogar ein späterer König, Georg VI., war hier 1926 als Doppelspieler nur einer unter vielen. Diesmal aber wurde offen der Personenkult betrieben: Roger Federer auf dem Centre Court zu erleben, so stand es im Programmheft, sei für die Zuschauer ein Privileg. Denn da wirke ein Meister im Zenit seiner Kunst, „wie Nurejew im Bolschoi oder Pavarotti in der Scala“. Der Schweizer machte sich am 16. Juli tatsächlich daran, sein Gesamtwerk zu vollenden. Nicht nur den Rivalen wollte er besiegen, den Kroaten Marin Cilic, einen früheren US-Open-Sieger, größer und kräftiger als er selbst. Er forderte zwei weitere Opponenten heraus: das Alter und die Klubannalen. Beides sprach gegen ihn. Federer war 35, Vater von vier Kindern, gefeiert als Bester seines Fachs. Nie aber hatte ein Spieler mit 35 auf dem Rasen von Wimbledon gewonnen. Und nie hatte ein Mann so gar acht Mal triumphiert.

Er brauchte keine zwei Stunden, um die drei Giganten auf einen Schlag zu bezwingen: Alter, Gegner und Geschichte, 6:3, 6:1, 6:4. Als Ci-

SEIN NÄCHSTER REKORD

TENNIS Roger Federer gewinnt zum achten Mal Wimbledon – mit 35 Jahren, als Vater von vier Kindern. Müde ist er noch lange nicht. Von Barbara Klimke

lic im zweiten Satz 0:3 zurücklag, sackte er beim Seitenwechsel auf den Stuhl. Dicke Tränen liefen über sein Gesicht, Ausdruck körperlicher wie psychischer Qual, weil dem Maestro nicht beizukommen war.

Im Sommer 2018, wenn die Hortensien blühen, wird er wohl Wimbledon-Titel Nummer neun angehen. Das wäre dann ein Kampf gegen eine Schattenfrau, die Bestmarke neun hält Martina Navratilova.

Barbara Klimke ist Redakteurin im Sportressort der SZ.

Roger Federer kann seine Gegner quälen, bei allem Charme, für den das Publikum ihn bewundert. Er hat bis Ende des Jahres 2017 insgesamt 19-mal bei den größten vier Turnieren in Melbourne, Paris, Wimbledon und New York gewonnen. Er hat die Besten einer Generation auf Distanz gehalten, Rafael Nadal, Novak Djokovic, Andy Murray. Aber es erging ihm wie so manchem Dauersieger im Sport: Als es ihm zu fad wurde in seiner Dominanz, suchte er neue Reize und fand sie in der Jagd nach Rekorden. Und so war das Wimbledonturnier 2017 auch ein Schattenkampf gegen zwei Heroen der Vergangenheit, gegen den Briten William Renshaw und den Amerikaner Pete Sampras, die beide sieben Titel sammelten, der eine zwischen 1881 und 1889, der andere gut hundert Jahre später. Und nun? Fünf Jahre lang hatte Federer auf den achten Goldpokal warten müssen. Aber sobald ein Rekord endlich gebrochen ist, rückt der nächste in den Blick – das ist das Dilemma des Sports.

Sport ist längst eine Sache des Glaubens. Insofern hat Usain Bolt alles richtig gemacht: Als er im Londoner Herbstwind zum letzten Mal nach 100 Metern die Ziellinie überquert hatte, kreischte das Publikum. Bolt drehte seine Runde durchs Olympiastadion, posierte hier für ein Selfie, gab dort ein Autogramm, Bob Marley dröhnte aus den Lautsprechern. So weit, so gewöhnlich, entscheidend ist Folgendes: Bolt hatte gar nicht gewonnen. Dritter war er geworden hinter den US-Amerikaner Justin Gatlin (vom Publikum ausgebuht) und Christian Coleman (vom Publikum ignoriert). Als Sieger gefeiert werden, obwohl man keiner ist: Das schafft nur ein Usain Bolt. Wie die 56 000 Menschen im Londoner Stadion reagierten, war Ausdruck einer Religion, die sich seit 2008 in der Leichtathletik ausgebreitet hatte: Die Rede ist vom Boltismus. 2008, Olympia-Stadion in Peking: Usain St. Leo Bolt aus Kingston, Jamaika, sprintet die 100 Meter, er trudelt noch vor der Ziellinie aus und trommelt sich mit den Fäusten auf die Brust. Weltrekord bei offenen Schnürsenkeln. 100 Chicken Nuggets will er während der Spiele verdrückt haben, so viel Gelassenheit bei gleichzeitiger Dominanz, das gefällt dem Sportfan. Ein Jahr später die WM in Berlin: Bolt läuft Weltrekord über 100 Meter (mit Höchsttempo 44,72 km/h!), Bolt läuft Weltrekord über 200 Meter. 9,58 und 19,19 Sekunden. Zeiten, die bis heute unerreicht sind. „Wir werden seine Persönlichkeit vermissen“, ruft ihm Weltverbandspräsident Sebastian Coe schon vor seiner letzten WM in London zu, man kann

davon ausgehen: Der Spaßbringer, der vom Schmutz der Leichtathletik ablenkte, wird dem Sport fehlen.

„Auch Muhammad Ali hat seinen letzten Kampf verloren“, habe ihm jemand in London zugerufen, erzählte Bolt, als er seine letzte Pressekonferenz als Sprinter abhielt. Nicht nur, dass der 31-Jährige sein letztes Einzelfinale geschlagen beendete – in der Staffel fuhr ihm ein Krampf in die Beine. Der Mann, der so oft triumphierend die Tartanbahn geküsst hatte, lag mit dem Gesicht zum Boden. „Ich glaube nicht, dass eine einzige Weltmeisterschaft etwas daran ändert, was ich geleistet habe“, sagte Bolt. Das steht nun in den Geschichtsbüchern: achtfacher Olympiasieger, elfmaliger Weltmeister, Weltrekordhalter in den Sprints und mit der Staffel. Dass er schon in London als erfolgreichster WM-Athlet der Leichtathletik von der US-Sprinterin Allyson Felix abgelöst wurde, spielt im Boltismus keine Rolle.

Bei einer anderen Statistik müssen seine Jünger ebenfalls glaubensstark sein: Von den zehn schnellsten Männern der Geschichte sind neun mit positiven Dopingproben oder anderen belastenden Indizien aufgefallen – alle außer Bolt. „Ich habe gezeigt, dass man ohne Doping gut sein kann“, sagte Bolt, bevor er das Londoner Stadion verließ. Sein Vater hatte 2008 erklärt, woher die schnellen Beinchen des Sohnes kommen. „Yams“, antwortete dieser, jamaikanisches Wurzelgemüse sei die Geheimwaffe. Na dann.

Saskia Aleythe ist Mitglied im Sportressort der Süddeutschen Zeitung.

SEIN LETZTER LAUF

SPRINT Superstar Usain Bolt verabschiedet sich mit einem Sturz von der großen Bühne. Muss man ihn als Helden rühmen? Glaubenssache. Von Saskia Aleythe



„Ich habe gezeigt, dass man ohne Doping schnell sein kann“: Usain Bolt über sein Vermächtnis.

FOTOREPORTAGE

LÖWEN IM GLÜCK

Das Schlimmste, das der TSV 1860 München seit Langem erlebt hat, ereignete sich in der ersten Jahreshälfte 2017 – und das Schönste in der zweiten Hälfte. Das Jahr begann mit einem langen Trainingslager in Portugal, das der vom jordanischen Investor Hasan Ismaik gewünschte Startrainer Vitor Pereira abhielt, mit Zugängen aus aller Welt, die Ba, Agbenyenu oder Boya hießen. Es setzte sich fort mit dem Abstieg aus der zweiten Liga, als nach der Relegation gegen Regensburg wütende Anhänger Sitzschalen auf den Rasen schmissen und sangen: „Scheiß auf den Scheich/scheiß auf sein Geld/egal, was er sagt/egal, was er denkt./Wir woll'n nur eins/wir woll'n das Glück/Freiheit für Sechzig/und nach Giesing zurück“. Es ging weiter mit der Weigerung Ismaiks, die Lizenz für die dritte Liga zu ermöglichen, und endete in Liga vier, der Regionalliga Bayern. Dort fanden die Löwen ihren Frieden wieder, was zeigt: Das Glück von Fans hängt nicht von der Liga ab, in der ihre Mannschaft spielt. Sechzig verließ die ungeliebte, vom FC Bayern teuer gemietete Arena, kehrte zurück ins Städtische Stadion an der Grünwalder Straße in Giesing und spielte nun gegen den FC Pipinsried und den SV Schalding-Heining. Sechzig war wieder zu Hause, dort, wo der Verein 1966 die deutsche Meisterschaft gewann. Sechzig siegte wieder. Alle Spiele ausverkauft. Und nach der Hinrunde durfte Sechzig als überlegener Tabellenführer schon von Höherem träumen. Ismaik hielt immer noch 60 Prozent der Anteile, aber auf frisches Geld von ihm war der Klub nicht mehr angewiesen. Die Wünsche aus dem sogenannten Scheich-Lied waren wundersam wahr geworden. *Markus Schäflein*



SPORT

Der Profisport kennt keine Gnade, trotz eines Anschlags auf den Teambus muss Borussia Dortmund einen Tag später spielen. Doch es gibt auch bewegende Momente: Boxer Wladimir Klitschko tritt als gefeierter Verlierer ab. Stoff für Debatten ohne Ende: der Videobeweis in der Fußball-Bundesliga.



Die Jones-Krise

Kaum jemand war vorbereitet auf das, was Ende Juli in den Niederlanden passierte. Deutschland, das Team mit dem vermeintlichen Abo auf Titel im Frauenfußball, schied bei der Europameisterschaft schon im Viertelfinale gegen Dänemark aus. Statt Jubel löste dieses Turnier eine Identitätskrise aus, eng geknüpft an die Person von Steffi Jones, die um ihr Amt als Bundestrainerin bangen musste. In der Frankfurterin meinte der DFB die ideale Nachfolgerin nach elf prägenden Jahren unter Silvia Neid gefunden zu haben. Jones brachte viel Erfahrung als Spielerin und die Trainerlizenz mit, hatte aber nie ein Team

trainiert. Sie ist offener in der Kommunikation als Silvia Neid und lässt offensiver spielen, sie wollte eine Entwicklung anstoßen, aber es war dann doch alles zu viel auf einmal. Nach der EM mühte sich ihr Team durch die ersten Partien der WM-Qualifikation, statt wie üblich mit spielerischer Leichtigkeit zu dominieren. „Wir machen gerade alles kaputt, was wir uns im deutschen Frauenfußball über Jahre aufgebaut haben“, sagte Angreiferin Alexandra Popp frustriert im Herbst. Ein großes Turnier wie die WM 2019 in Frankreich ohne die Deutschen? Eigentlich undenkbar, aber nicht mehr unmöglich. *Anna Dreher*

Videospiel

WAS DER FUSSBALLFAN NEUERDINGS WISSEN MUSS



Foul oder kein Foul? Elfmeter? Früher entschied der Bundesliga-Schiedsrichter im Stadion allein. Jetzt hat er Helfer.



Er bittet im Zweifelsfall den Videokollegen um Hilfe und wartet auf das TV-Urteil, die Hand fest am Ohrhörer.



Im Stadion ruht das Spiel, der Schiedsrichter in der Videozentrale fällt sein Urteil. Leider nicht immer das richtige.

Das kleine

1+1

FELIX
NEUREUTHER

+

MIRIAM
GÖSSNER

=

MATILDA

Das Streiflicht

(SZ) „Hallo zusammen, ich bin seit Jahren mit meiner Freundin zusammen und immer wieder kommt es vor, dass ich sie mit dem Namen einer Ex-Freundin anspreche. Was kann ich tun, dass mir das nicht mehr passiert?“ Solch erschütternde Bekenntnisse finden sich nicht selten im Internet auf psychologischen Selbsthilfeforen, wo die Autoren nicht ohne Grund Verständnis und Rat suchen; bei ihrer Freundin werden sie weder das eine noch das andere finden. Es gibt nämlich nur eine Sache, die Frauen noch mehr verabscheuen als die Ex ihres Partners: Das ist, von ihm mit deren Namen angesprochen zu werden. Sie glauben dann grundsätzlich kein Wort seiner Beteuerungen, das habe wirklich nichts zu bedeuten.

Und doch ist es so. Eine Frau macht sich keine Vorstellung davon, zu welchem kolossalem Mangel an mentaler Fokussierung die Männer fähig sind. Sie kennen den Tabellenplatz von Borussia Mönchengladbach am 25. Spieltag der Saison 1976/1977 (trotz Lars Stindl besser als heute, leider) und zählen mühelos alle Biere fränkischer Traditionsbrauereien auf, vom Schlappesseppel in Großostheim bis zum Übelhack in Weiglathal. Aber sie nennen die Gattin Dörte, obgleich diese gar nicht Dörte heißt. In den folgenreichsten Momenten der Absenz sprechen sie ihre Frau mit „Mama“ an. Gefährlich sind auch Situationen im Büro oder auf der Party, in der eine Dame lächelnd auf den Mann zutritt und diesen offenbar zu kennen scheint. Er hingegen könnte heilige Eide schwören beim Namen seiner ersten Freundin, wie hieß sie noch gleich, dass er diese Frau hier noch nie gesehen hat, oder wenn doch, dann weiß er nicht mehr wo, wann, warum und vor allem nicht, wie sie heißt. Der Profi hält für solche Augenblicke der Wahrheit passende Formeln parat, etwa „Wie lange ist das schon wieder her?“ oder ein lockeres „Na, was macht die Kunst?“

Mit der Etablierung von Frauen in nahezu jeder Männerdomäne freilich erweist sich, dass auch sie nicht vor Aussetzern gefeit sind. So hat die TV-Reporterin Laura Wontorra den Fußball-Bundestrainer am Wochenende Johann Löw genannt und nicht Joachim oder gar Jogi, wie sich das gehört. Der Umkehrschluss, derlei sei typisch weiblich, ist jedoch keinesfalls erlaubt. Denken wir nur zurück an den Mann, der so darunter leidet, dass er seine Freundin als seine Ex anspricht. Er erhielt im Forum den Rat: „Ein Bekannter von mir hat das Problem gelöst. Er nennt seine Freundinnen einfach alle Schatzi.“



Bizarre Bomben

Ein junger Mann, Russlanddeutscher, zu Hause im Schwarzwald, ausgebildet als Elektroniker und belobigt in der Berufsschule, bastelt drei mit Nägeln bestückte Bomben. Mit denen will er einen Bus voller Fußballer in die Luft sprengen, um so den Kurs ihres an der Börse notierten Vereins auf Talfahrt zu bringen und über vorher geordnete Verlust-Optionen Geld zu verdienen. Würde man als Tatort-Redakteur so einen Plot annehmen? Nein, würde man nicht. Aber es ist laut Staatsanwaltschaft

die bizarre Wahrheit des Anschlags auf den Mannschaftsbus von Borussia Dortmund am 11. April 2017, kurz vor dem Champions-League-Spiel gegen Monaco. Wie durch ein Wunder erlitt nur der Spieler Marc Bartra leichte körperliche Verletzungen, die seelischen Wunden der Profis und ihrer Betreuer sind eine ganz andere Geschichte. Die Fußballfunktionäre reagierten wie üblich: The games must go on! Die Borussia musste einen Tag später spielen, verlor 2:3 und schied im Viertelfinale aus.

„Ana ist sehr hübsch, die Leute erkennen sie sehr häufig. Für mich alleine ist es da manchmal etwas einfacher.“

BASTIAN SCHWEINSTEIGER

über sein Leben mit seiner Frau, der ehemaligen Tennisspielerin Ana Ivanovic, in Chicago. Schweinsteiger wechselte im März von Manchester United zum US-Team Chicago Fire.

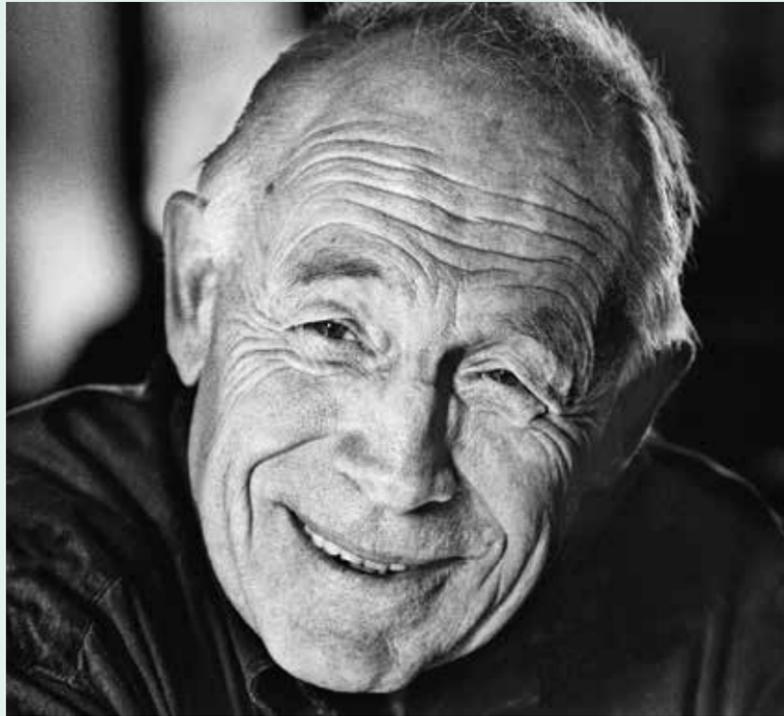


Klitsch-K.o.

Zwanzig Millionen Dollar hätte Wladimir Klitschko, 41, für einen Rückkampf erhalten. Er lehnte ab. „Wenn ich nur für Geld weitergemacht hätte, hätte ich mich selbst betrogen“, sagte er. So bleibt die K.o.-Niederlage gegen den Briten Anthony Joshua am 29. April der letzte Fight des ukrainischen Schwergewichtlers. Vor 90 000 Zuschauern im Londoner Wembley-Stadion bescherte der vormalige Weltmeister dem Profiboxen noch einmal einen epischen Kampf. Sein älterer Bruder Vitali macht Politik, Wladimir schreibt Bücher und will nun Führungskräfte schulen.

SIE STARBEN 2017

Helmut Kohl, Roman Herzog und Heiner Geißler prägten die Politik Deutschlands. Jeanne Moreau, Daliah Lavi und Margot Hielscher wurden bewundert und verehrt. Hugh Hefner brachte Nacktheit ins Bürgertum, Roger Moore Witz in die Bond-Filme. Ein Rückblick.



Heiner Geißler

Heiner Geißler war ein Phänomen, er hatte viele Gestalten: Er war Weinbauer, Bergsteiger, Skifahrer und Drachenflieger; er war Kapitalismuskritiker und Bestsellerautor. Er war der große Stratege der CDU, er war ein gefürchteter Diskutant, ein begnadeter Zuspitzer und zugleich ein begnadeter Schlichter; er war ein politischer Missionar und ein Mahner; er war der beste, der einfallsreichste und der einflussreichste Generalsekretär, den die Christdemokraten je hatten. Die letzte bekannte Persönlichkeit, die wenigstens annähernd so viele Gestalten annehmen konnte wie Heiner Geißler, war der Göttervater Zeus. Zeus tat dies allerdings, um Frauen zu verführen. Das war nicht das Metier des Heiner Geißler. Wenn er jemanden verführt hat, dann war das seine Partei, die CDU. Er hat sie als Generalsekretär von 1977 bis 1989 dazu gebracht, eine kluge, aufgeklärte Partei zu werden. Er hat sie reformiert, entpatriarchalisiert, vom Kanzlerwahlverein zu einer Programmpartei gemacht. In seinen letzten dreißig Lebensjahren war er ein politisch mehr und mehr unabhängiger Kopf – er wurde gar Attac-Mitglied und Liebhaber, die ihn einst, als er Generalsekretär war, verwünscht und gehasst hatten. Heiner Geißler starb, wenige Monate nach Helmut Kohl, zu dessen Kanzlerschaft er ganz wesentlich beigetragen und mit dem er sich später für den Rest des Lebens überworfen hatte, am 12. September 87-jährig in seinem Wohnort Gleisweiler. Er wurde dort in einer eindrucksvoll-schlichten Zeremonie beerdigt. *Heribert Prantl*

Jeanne Moreau

Sie war *die* Göttin des Kinos. Die Tochter einer Britin und eines Franzosen, 1928 in Paris geboren, begann ihre Karriere am Theater. Ihre eigentliche Kinogeburt bedeutete der Film „Fahrstuhl zum Schafott“ (1958), Louis Malle führte Regie. Eine historische Szene: Moreau geht die Champs-Élysées entlang, getragen von Miles Davis' Trompetensolo, nur von den Schaufenstern beleuchtet. Ihr ungeschminktes Gesicht, keinem klassischen Schönheitsideal folgend, hat die „Nouvelle Vague“ inspiriert, diese neue Art, sich mit der Kamera ins Leben zu stürzen. Den Höhepunkt der Welle erlebte Moreau 1962 in „Jules et Jim“ (Regie: François Truffaut). Aber ihre Leidenschaft sollte niemals erlöschen. Sie war an etwa 120 Filmen beteiligt, führte Regie, sang. Jeanne Moreau liebte das Leben, und ihr Spiel war vom Leben gezeichnet. Sie starb am 31. Juli in Paris.



Liu Xiaobo

Auf der Bühne im Rathaus von Oslo stand ein leerer Stuhl, es war der 10. Dezember 2010. Liu Xiaobo sollte als Friedensnobelpreisträger geehrt werden, doch er saß in einem chinesischen Gefängnis, verurteilt wegen „Anstiftung zur Untergrabung der Staatsgewalt“. Liu war schon 1989 an den Studentenprotesten beteiligt, nun sperrte man ihn als Hauptverfasser der Charta 08 weg, eines Dokuments, das politische Reformen in China forderte. Liu selbst beschrieb sein Delikt so: „Sprechverbrechen“. Der Schriftsteller und Menschenrechtler starb am 13. Juli im Alter von 61 Jahren an Leberkrebs, bewacht und abgeschirmt. Bis zum letzten Atemzug fürchtete sich die Führung in Peking vor ihm.

Christine Kaufmann

Mit neun Jahren spielte sie die nachkriegsdeutsche „Rosen-Resli“. Mit 14 wirkte sie in dem italienischen Monumentalfilm „Die letzten Tage von Pompeji“ mit – da wurde Hollywood aufmerksam. Sie drehte „Stadt ohne Mitleid“



mit Kirk Douglas, heiratete Tony Curtis. Nach der Scheidung spielte sie, was ihr gefiel. Filme mit Fassbinder und Dieltl, Theater mit Zadek. Eine große deutsche Schauspieler. Christine Kaufmann starb am 28. März in München im Alter von 72 Jahren.

Fotos: Regina Schimke, Image (2), AP (2)



Chuck Berry

John Lennon sagte einmal, man könne den Rock'n'Roll auch einfach nur „Chuck Berry“ nennen. Größen wie Keith Richards oder Bob Dylan verehrten ihn als Allergrößten, und so ist es nur logisch, dass sein „Johnny B. Goode“ 1977 als einziger Popsong mit den Raumsonden *Voyager 1* und *2* ins Weltall geschossen wurde – außerirdisch, der Song, wie seine Gitarren-Soli im „Duckwalk“, tief auf dem rechten Bein hopsend, während das linke Bein nach vorne gestreckt in die Luft hackte. Er konnte nicht gut lesen und schreiben, er war kein netter Mensch. Aber er konnte wie der Teufel Musik machen. Am 18. März starb Chuck Berry im Alter von 90 Jahren in Wentzville, Missouri.

Hugh Hefner

Er fing an mit einem 600-Dollar-Kredit und erschuf ein Medien-Imperium. Mit dem 1953 gegründeten *Playboy* leistete er einen bemerkenswerten Beitrag zur sexuellen Revolution. Was Hugh Hefner aber am wichtigsten war: „Ich habe ein Leben geführt, von dem die meisten Männer noch nicht einmal zu träumen wagen.“ Seine Partys waren legendär. Drei-mal heiratete er und blieb doch der ewige Junggeselle, der junge Häschen bevorzugt. Im Alter von 91 Jahren starb Hefner am 27. September in Los Angeles.



Anita Pallenberg

Sie spielte 1967 in Volker Schlöndorffs Drama „Mord und Todschlag“ die Mörderin Marie und wurde dafür in Cannes gefeiert. Doch ihre Schauspielkarriere verlor Anita Pallenberg, je nach Quelle 1942 oder 1944 in Rom geboren als Tochter einer Deutschen und eines Italieners, bald aus den Augen. Viele Jahre galt sie als Muse der Rolling Stones. Mit Keith Richards hatte sie drei Kinder, an seiner Seite versank sie in einem Sumpf aus Drogen. Nach der Trennung versuchte sie sich als Modedesignerin. Anita Pallenberg starb am 13. Juni in Chichester, England.

Eberhard Jäckel

Er war der Wortführer der deutschen Zeitgeschichtsforscher im Historikerstreit 1986 gegen eine konservative Fronde; dass diese sich nicht durchsetzen konnte, lag zu großen Teilen an ihm, dem Spiritus Rector der deutschen Holocaustforschung und Mitinitiator des Berliner Mahnmals für die ermordeten Juden. Eberhard Jäckel starb am 15. August, 88-jährig.

Nach Redaktionsschluss 2016:

25.11.2016 **Fidel Castro**, kubanischer Revolutionär und Politiker, 90
26.11. **Peter Hintze**, CDU-Politiker, 66
7.12. **Hildegard Hamm-Brücher**, FDP-Politikerin, 95
8.12. **John Glenn**, Astronaut und Politiker, erster Amerikaner im Orbit, 95
18.12. **Zsa Zsa Gabor**, US-amerikanisch-ungarische Schauspieler, 99
25.12. **George Michael**, britischer Pop-Sänger („Last Christmas“), 53
27.12. **Hans Tietmeyer**, deutscher Volkswirt, 85
27.12. **Carrie Fisher**, US-amerikanische Schauspieler, 60
28.12. **Debbie Reynolds**, US-amerikanische Schauspielerin und Tänzerin, 84

2.1.2017 **John Berger**, britischer Schriftsteller und Kunstkritiker, 90
4.1. **Georges Prêtre**, französischer Dirigent, 92
8.1. **Nicolai Gedda**, schwedischer Tenor, 91
10.1. **Clare Hollingworth**, britische Journalistin, 105
25.1. **John Hurt**, britischer Schauspieler, 77
6.2. **Inge Keller**, deutsche Schauspieler, 93
7.2. **Klaus Peter Schreiner**, deutscher Kabarettist, 86
12.2. **Al Jarreau**, US-amerikanischer Jazzsänger, 76
13.2. **Ernst Schulin**, dt. Historiker, 87
22.2. **Fritz Koenig**, dt. Bildhauer, 92
1.3. **Paula Fox**, US-amerikanische Schriftstellerin, 93
1.3. **Gustav Metzger**, deutsch-britischer Aktionskünstler, 90
5.3. **Kurt Moll**, dt. Opernsänger, 78
17.3. **Derek Walcott**, lucianisch-britischer Literatur-Nobelpreisträger, 87
18.3. **Trisha Brown**, US-amerikanische Tänzerin und Choreografin, 80
31.3. **James Rosenquist**, US-amerikanischer Pop-Art-Maler, 83
1.4. **Jewgenij Jewtuschenko**, russischer Dichter und Schriftsteller, 84
9.4. **Dieter Kottysch**, dt. Boxer, 73
24.4. **Robert M. Pirsig**, US-amerikanischer Schriftsteller, 88
24.4. **Benjamin R. Barber**, US-amerikanischer Politikwissenschaftler, 77
26.4. **Jonathan Demme**, US-amerikanischer Filmregisseur, 73
30.4. **Ueli Steck**, Schweizer Extrembergsteiger, 40
2.5. **A. R. Penck**, deutscher Maler, 77
11.5. **Joachim Kaiser**, deutscher Musik-, Theater- und Literaturkritiker, 88
15.5. **Karl-Otto Apel**, dt. Philosoph, 95
17.5. **Johannes Grützke**, deutscher Maler und Satiriker, 79
18.5. **Chris Cornell**, US-amerikanischer Rockmusiker (*Soundgarden*), 52
24.5. **Denis Johnson**, US-amerikanischer Schriftsteller, 67

Horst Ehmke

Er war eines der größten Talente, die die SPD je hatte. Ein brillanter politischer Denker, ein Rechtsgelehrter von hohen Graden, ein genialer Wirbelwind. Unter Kanzler Kiesinger war Horst Ehmke Justizminister, dann Kanzleramtschef unter Willy Brandt, ein Architekt der neuen Ostpolitik. Er konnte alles, nur eines nicht: sich eine Hausmacht schaffen. So blieben ihm höchste Staatsämter verwehrt. 1994 schied er aus dem Bundestag aus, als älterer Herr wurde Horst Ehmke auch noch Kriminalschriftsteller. Er starb am 12. März im Alter von 90 Jahren in Bonn.

Daliah Lavi

Aus Sicht eines Elfjährigen war Daliah Lavi in den Siebzigern die anbetungswürdigste Sängerin der Welt. Bei seriöser Betrachtung bleibt die 1942 im damaligen Palästina geborene Israelin mit der rauchigen Stimme eine Ausnahmeerscheinung in der Plastikwelt



des Schlagers. In der Bundesrepublik hatte sie viele Hits, nur wenige Fans wussten aber, dass ihre Mutter eine aus Breslau emigrierte jüdische Deutsche war und sie viele Verwandte im Holocaust verloren hatte. Sie selbst sagte: „Ich war ein junges Mädchen, in Israel geboren, das nach Deutschland kommt, um stolz und selbstbewusst auf einer Bühne zu stehen!“ Daliah Lavi starb am 3. Mai in North Carolina.

**Christopher Schmidt**

Sechzehn Jahre lang war Christopher Schmidt Redakteur des SZ-Feuilletons. Anfangs schrieb er Theaterkritiken, dann leitete er die Literatursseite. Zwischendurch verfasste er Streiflichter und Essays, die zum Lustigsten und Klügsten gehörten, was in dieser Zeitung je erschienen ist, darunter seine unvergessene Würdigung der Schraube („Kopf hoch!“). Er war ein unbestechlicher, unabhängiger, hochsensibler Intellektueller und ein wunderbarer Kollege. Am 1. März starb er an einem Herzinfarkt. Er war 52 Jahre alt.

Zygmunt Bauman

Er wurde als Jude in Polen geboren, emigrierte für kurze Zeit nach Israel und wurde in England heimisch, als einer der bekanntesten Soziologen der vergangenen Jahrzehnte – und einer der produktivsten. Sein bekanntestes Werk ist wohl das 1989 erschienene Buch „Dialektik der Ordnung. Die Moderne und der Holocaust“. Darin wertet er den Holocaust nicht als Zusammenbruch der Moderne, sondern als deren Ergebnis. Bauman galt als Konsumkritiker und Stimme der Armen in der globalisierten Welt. Er starb mit 91 Jahren am 9. Januar in Leeds.

Albert Speer

Die Frage nach seinem Vater beantwortete er so: „Er war ein Verbrecher. Mitschuldig am menschenverachtenden Wahnsinn der Nazis. Aber trotzdem mein Vater.“ Geboren 1934 als das älteste von sechs Kindern des gleichnamigen NS-Rüstungsministers und Architekten, hat Albert Speer die

Welt entdeckt, um dem väterlichen Fluch zu entfliehen. Wenn heute deutsche Stadtplanungskultur ein Exportschlager ist, so hat das mit Speers Arbeit zu tun. Sein Werk reicht vom Innenstadtkonzept in Ludwigshafen (1964) bis zum FC-Bayern-Campus, der in diesem Jahr eröffnet wurde. Albert Speer starb am 15. September mit 83 Jahren in Frankfurt am Main.

Michael Ballhaus

Er hat mit den großen Regisseuren von Rainer Werner Fassbinder bis Martin Scorsese gedreht und dabei der Kamera das Tanzen beigebracht. Die 360-Grad-Fahrt um die Darsteller herum war sein Markenzeichen: der Ballhaus-Kreisel. Bahnbrechend war auch die mehr als drei Minuten dauernde Kamerafahrt hinein in den Nachtclub Copacabana in Scorseses Gangster-Epos „Goodfellas“, gedreht mit einer Steadicam. Am 12. April starb Michael Ballhaus mit 81 Jahren in Berlin.

Kardinal Joachim Meisner

Seine Anhänger haben ihn verehrt als unerschrockenen Kämpfer für die reine katholische Lehre. Für seine Gegner war er ein Fundamentalist, wobei er selber das Wort nicht als beleidigend wertete. Papst Johannes Paul II. machte 1989 den hemdsärmeligen Kirchenmann aus der DDR gegen den Willen des Domkapitels zum Kölner Erzbischof, das blieb er bis zu seiner Emeritierung. Am 5. Juli starb Joachim Meisner, 83, in Bad Füssing, angeblich mit einem Gebetbuch in der Hand.

Jerry Lewis

Mit seiner schrillen Stimme, den wilden Grimassen und seiner grotesken Tollpatschigkeit war er zu Beginn seiner Karriere in den amerikanischen Ostküsten-Clubs ein Nerd der Stand-up-Comedy. An der Seite von Dean Martin wurde er dann zum Hollywood-Star. Als sie sich nach zehn Jahren trennten, emanzipierte sich Jerry Lewis 1963 mit „The Nutty Professor“, einer grandiosen Parodie auf Dr. Jekyll and Mr. Hyde. Verrückter Professor: Die Rolle spielte er, abgewandelt, in unzähligen Filmen. Mit 91 starb der Sohn russisch-jüdischer Immigranten am 20. August in Las Vegas.

**Tom Petty**

Er kam zu Ruhm gemeinsam mit den *Heartbreakers*, 1989 veröffentlichte er dann sein erstes Solo-Album, darauf die Hits „I Won't Back Down“ und „Free Fallin““. Seine Songs konnten Dinge, die eigentlich unvereinbar sind: klug sein und doch rocken, gefühlig sein und zugleich ironisch. Der Softrockstar hatte das für diese Brechungen nötige musikalische Handwerkszeug. Mit 66 Jahren starb er am 2. Oktober in Santa Monica, Kalifornien.

Hans Schäfer

Er wollte 105 Jahre alt werden und in seiner Stammkneipe mit einem Glas Kölsch in der Hand sterben. Hans Schäfer ist dann doch mit 90 gestorben, am 7. November im Beisein seiner Familie. Aber unvergessen wird er bleiben, als Mitglied der Fußball-Weltmeisterelf von 1954 und Ikone des 1. FC Köln. „Dä Knoll“, wie man ihn wegen seiner Dickköpfigkeit nannte, galt als weltbesten Linksaußen seiner Zeit.

Roman Herzog

Er ist nie durchs Land gegangen, jener Ruck, den Roman Herzog den Deutschen verordnet hatte. In seiner wohl berühmtesten Rede als Bundespräsident im Jahr 1997 hatte Herzog eine „mentale Depression“ in den letzten Jahren der Kohl-Ära diagnostiziert, eine wirtschaftliche und geistige „Erstarrung der Gesellschaft“. Obwohl sie folgenlos blieb, steht die Rede bis heute als Beleg für Herzogs politischen Scharfsinn und seinen Mut, auch ungeliebte Wahrheiten auszusprechen. Elf Jahre lang gehörte er als Richter dem Bundesverfassungsgericht an, bevor er im Jahr 1994 zum siebten Bundespräsidenten gewählt wurde. Am 10. Januar starb Roman Herzog mit 82 Jahren in Bad Mergentheim.

Chester Bennington

Allein gemessen an Plattenverkäufen zählt er zu den größten Künstlern des 21. Jahrhunderts. Chester Bennington sang, schrie und brüllte sich als Frontmann der US-amerikanischen Band *Linkin Park* die Erfahrungen einer zerstörten Kindheit aus der Seele und prägte die brachiale Melodik des Nu Metal. Zeitlebens rang er mit Depressionen und den Dämonen seiner Vergangenheit. Er habe alles versucht, singt er in dem Lied „In the End“, aber am Ende sei das gar nicht von Bedeutung. Doch, ist es. Chester Bennington wurde nur 41 Jahre alt, er starb durch Suizid und wurde am 20. Juli in der Nähe von Los Angeles aufgefunden.

**Margot Hielscher**

Die Liste ihrer Verehrer spricht Bände: Heinz Rühmann, Hans Albers, Herbert von Karajan. Geheiratet hat Margot Hielscher den Komponisten Friedrich Meyer. Sie war eine emanzipierte Frau, gefeierte Sängerin und Schauspielerin. In 60 Filmen und 200 TV-Produktionen wirkte sie mit, darunter „Frauen sind keine Engel“ (1943) und „Der Zauberberg“ (1981). Später wurde sie zur ersten deutschen Talkmasterin. Margot Hielscher starb am 20. August 97-jährig in München.

**Roger Moore**

Die James-Bond-Gemeinde reagierte verstört, als ein witzelnder Gentleman 1973 die Nachfolge der kantigen 007-Legende Sean Connery antrat. Der 1927 geborene Moore (der sich vor Schusswaffen fürchtete) gab der Figur des Agenten einen lässigen Humor, very British. Moore, der sich stark für Unicef engagierte, war im aufgeregten Showbusiness ein cooler, feiner Typ. Er gebe, sagte er, ungerne Interviews, „weil ich immer Schwierigkeiten habe, mich an die Lügen zu erinnern, die ich beim letzten Mal erzählt habe“. Roger Moore, 89, starb am 23. Mai in Crans-Montana.

- 26.5. **Laura Biagiotti**, italienische Modeschöpferin und Unternehmerin, 73
 1.6. **Tankred Dorst**, deutscher Dramatiker und Schriftsteller, 91
 4.6. **Juan Goytisolo**, spanischer Schriftsteller, 86
 14.6. **Hans-Peter Schwarz**, deutscher Politikwissenschaftler, 83
 16.6. **Helmut Kohl**, Bundeskanzler, 87
 30.6. **Simone Veil**, französische Politikerin und Frauenrechtlerin, 89
 4.7. **Daniil Granin**, russischer Schriftsteller, 98
 10.7. **Peter Härtling**, deutscher Schriftsteller, 83
 14.7. **Maryam Mirzakhani**, iranische Mathematikerin, 40
 15.7. **Martin Landau**, US-amerikanischer Schauspieler, 89
 16.7. **George A. Romero**, US-amerikanischer Horrorfilm-Regisseur, 77
 25.7. **Gretel Bergmann**, deutsch-US-amerikanische Leichtathletin, 103
 26.7. **Constantin Heereman von Zuydtwyck**, CDU-Politiker, 85
 27.7. **Sam Shepard**, US-amerikanischer Dramatiker, 73
 4.8. **Waldemar Schreckenberger**, deutscher Kanzleramtschef, 87
 6.8. **Martin Roth**, deutscher Kulturwissenschaftler und Museumsleiter, 62
 10.8. **Christa Berndt**, deutsche Schauspielerin, 85
 19.8. **Karl Otto Götz**, dt. Maler, 103
 20.8. **Wilhelm Killmayer**, deutscher Komponist und Musikpädagoge, 89
 26.8. **Tobe Hooper**, US-amerikanischer Filmregisseur, 74
 27.8. **Wulf H. Bernotat**, deutscher Industriemanager (u.a. Eon), 68
 5.9. **Arno Rink**, deutscher Maler, 76
 8.9. **Pierre Bergé**, französischer Manager (Yves Saint Laurent), 86
 11.9. **Peter Hall**, britischer Theaterdirektor und Regisseur, 86
 15.9. **Harry Dean Stanton**, US-amerikanischer Schauspieler, 91
 21.9. **Liliane Bettencourt**, französische Unternehmerin (L'Oréal), 94
 23.9. **Charles Bradley**, amerikanischer Soul-Sänger, 68
 27.9. **Joy Fleming**, deutsche Blues-, Rock- und Schlagersängerin, 72
 28.9. **Gabriele Henkel**, Kunstsammlerin und Mäzenin, 85
 28.9. **Andreas Schmidt**, deutscher Schauspieler und Theaterregisseur, 53
 5.10. **Sylke Tempel**, deutsche Journalistin und Publizistin, 54
 14.10. **Wolfgang Böttsch**, CSU-Politiker und Postminister, 79
 24.10. **Fats Domino**, US-amerikanischer Rock'n'Roll-Musiker, 89
 25.10. **Silvia Bovenschen**, dt. Autorin und Literaturwissenschaftlerin, 71
 6.11. **Karin Dor**, deutsche Schauspielerin, 79
 7.11. **Hans-Michael Rehberg**, deutscher Schauspieler und Regisseur, 79

DAS WAR 2017

Zahlreiche Anschläge und unberechenbare Staatenlenker halten die Welt in Atem. Donald Trump stiftet Verwirrung, Kim Jong-un setzt den Weltfrieden aufs Spiel, und Recep Tayyip Erdoğan sorgt für eine Eiszeit zwischen der Türkei und der EU. Ein Überblick von Veronika Wulf

NOVEMBER*

27.11. Nico Rosberg gewinnt zum ersten Mal die Formel-1-Weltmeisterschaft und kündigt kurz darauf das Ende seiner Laufbahn an.

29.11. Der Bundesverfassungsschutz enttarnt einen Islamisten in den eigenen Reihen.

30.11. Die Vertreter der Organisation erdölexportierender Länder einigen sich darauf, die Fördermengen zu begrenzen, damit der Ölpreis nicht noch weiter sinkt.

DEZEMBER*

3.12. Ein afghanischer Flüchtling soll eine 19-jährige Studentin in Freiburg vergewaltigt und ermordet haben, teilt die Polizei mit.

4.12. In Österreich gewinnt der Pro-Europäer Alexander Van der Bellen (Grüne) im dritten Anlauf die Bundespräsidentenwahl.

10.12. Bei einem Anschlag in Istanbul werden mindestens 44 Menschen getötet. Kurdische Extremisten reklamieren die Tat für sich. Die türkische Regierung lässt mehr als 200 prokurdische Politiker festnehmen. Daraufhin bremst die EU die Beitrittsverhandlungen mit der Türkei.

11.12. In Italien wird Paolo Gentiloni Ministerpräsident, nachdem Matteo Renzi zurückgetreten war.

19.12. Auf einem Weihnachtsmarkt in Berlin rast ein Sattelschlepper in eine Menschenmenge. Zwölf Menschen sterben. Die Terrormiliz Islamischer Staat (IS) reklamiert die Tat für sich. Der tunesische Täter flüchtet und wird vier Tage danach in Mailand erschossen. Später kommt heraus, dass er dem Terrorismusabwehrzentrum von Bund und Ländern bekannt war.

JANUAR

1.1. In der Neujahrsnacht erschießt ein Terrorist in einem Istanbul Nachtclub 39 Menschen, zwei der Opfer kommen aus Bayern. Der IS beansprucht die Tat für sich.

1.1. Wegen der sexuellen Übergriffe in der Silvesternacht des Vorjahres kontrolliert die Polizei mit einem Großeinsatz den Kölner Domplatz. Mehrere Hundert Menschen werden überprüft und teilweise festgesetzt, darunter viele nordafrikanisch und arabisch aussehende Männer. Die Polizei erntet Kritik für die Verwendung des Begriffs „Nafri“ für Einwanderer aus Nordafrika.

11.1. In der Abgasaffäre einigt sich der deutsche Autobauer Volkswagen mit dem US-Justizministerium auf Strafzahlungen in Höhe von 4,3 Milliarden Dollar.

11.1. In Hamburg wird die Elbphilharmonie eröffnet. Die Fertigstellung des Glasbaus hat fast sieben Jahre länger gedauert als geplant und mehr als zehnmals so viel gekostet wie veranschlagt.

17.1. Die NPD ist eine verfassungsfeindliche Partei, entscheidet das Bundesverfassungsgericht. Sie wird aber nicht verboten, weil sie zu unbedeutend sei.

19.1. Schmerzpatienten können künftig Cannabis als Medizin auf Rezept erhalten. Das beschließt der Bundestag nach jahrelangen Debatten einstimmig. Der Eigenanbau von Hanf und der offene Verkauf bleiben verboten.

20.1. Donald Trump wird als 45. Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika vereidigt. In den folgenden Tagen unterzeichnet er Erlasse gegen die Krankenversicherung seines Amtsvorgängers Barack Obama, für den Ausstieg aus



26.2. Bei der 89. Oscar-Verleihung wird „Moonlight“ zum besten Film gekürt. Es ist der erste durchweg mit schwarzen Schauspielern besetzte Film eines schwarzen Regisseurs (Barry Jenkins), der den Preis gewinnt. Wegen einer Panne wird zunächst fälschlicherweise das bildgewaltige Liebesdrama „La La Land“ als Gewinner ausgerufen. Schauspielerinnen Emma Stone geht trotzdem nicht leer aus: Sie bekommt den Oscar als beste Hauptdarstellerin für ihre Leistungen in „La La Land“. Als bester Hauptdarsteller wird der US-amerikanische Schauspieler Casey Affleck für seine Rolle in „Manchester by the Sea“ ausgezeichnet.

dem transpazifischen Freihandelsabkommen (TPP) und für den Grenzwall zu Mexiko. Trumps erste Woche im Weißen Haus endet mit einem Ja zu Foltermethoden wie Waterboarding.

24.1. SPD-Parteichef Sigmar Gabriel kündigt an, auf die Kanzlerkandidatur zu verzichten, um für Martin Schulz Platz zu machen. Auch den Parteivorsitz überlässt Gabriel dem Europapolitiker Schulz. Drei Tage später wird Gabriel als Außenminister vereidigt.

27.1. US-Präsident Trump verbietet Bürgern aus sieben muslimischen Staaten die Einreise in die USA. Mit den betroffenen Behörden hat er sein Vorhaben nicht abgesprochen. Weltweit sitzen Reisende an Flughäfen fest. Mehrere US-Gerichte erklären das Dekret für illegal.

29.1. Bei einer Hüttenparty in einer Gartenlaube sterben im französischen Arnstein sechs Jugendliche an einer Kohlenmonoxidvergiftung. Das Gas trat wohl aus einem mit Benzin betriebenen Stromaggregat aus, das nicht für Innenräume zugelassen war.

FEBRUAR

7.2. Der Fußballprofi Philipp Lahm kündigt überraschend das Ende seiner Karriere an.

8.2. In der Abgasaffäre bei Volkswagen belastet der frühere VW-Patriarch Ferdinand Piëch etliche Spitzenleute, schon früh von den Abgasmanipulationen gewusst zu haben, darunter Niedersachsens Ministerpräsident Stephan Weil (SPD) und VW-Miteigentümer Wolfgang Porsche. Das bestreiten

Weil und Bundesverkehrsminister Alexander Dobrindt (CSU) später vor einem Untersuchungsausschuss.

9.2. Im vergangenen Jahr verkaufte Deutschland laut neuesten Zahlen Waren für 1,2 Billionen Euro ins Ausland, ein Exportrekord. Der Handelsüberschuss steigt auf mehr als 250 Milliarden Euro.

12.2. Der frühere SPD-Außenminister Frank-Walter Steinmeier wird zum zwölften Bundespräsidenten gewählt.

16.2. Bundeskanzlerin Angela Merkel (CDU) sagt als Zeugin vor dem NSA-Untersuchungsausschuss aus. Der Bundesnachrichtendienst (BND) habe gegen ihre Vorgaben verstoßen, nicht gegen verbündete Staaten zu spionieren, so Merkel. 2015 war bekannt geworden, dass der BND Nato- und EU-Partnerstaaten bespitzelt. Merkel will davon nichts gewusst haben.

22.2. Wissenschaftler haben sieben erdähnliche Planeten entdeckt. Die Himmelskörper liegen etwa 40 Lichtjahre entfernt, manche könnten Leben beheimaten.

27.2. Deniz Yücel muss in türkische Untersuchungshaft. Der deutsch-türkische Korrespondent der Zeitung *Die Welt* ist bereits seit knapp zwei Wochen in Polizeigewahrsam. Ihm wird Terrorpropaganda vorgeworfen.

27.2. Erstmals erhalten in Deutschland Raser, die einen tödlichen Unfall verursacht haben, eine lebenslange Haftstrafe. Es sei Mord gewesen, nicht fahrlässige Tötung, entscheidet das Gericht in Berlin.

MÄRZ

2.3. Schwerstkranke und leidende Menschen haben im Ausnahmefall das Recht, mithilfe von Medikamenten freiwillig ihr Leben zu beenden, entscheidet das Bundesverwaltungsgericht in Leipzig.

14.3. Unternehmen dürfen ihren Mitarbeitern das Tragen weltanschaulicher Symbole wie Kopftü-

cher untersagen, entscheidet der Europäische Gerichtshof (EuGH).

15.3. In den Niederlanden gewinnt die Regierungspartei um Ministerpräsident Mark Rutte die Parlamentswahl. Der Rechtspopulist Geert Wilders schneidet schlechter ab als erwartet.

22.3. Auf der Londoner Westminster Bridge rast ein 52-Jähriger mit einem SUV in eine Menschenmenge. Vier Passanten sterben, 50 Menschen werden verletzt. Danach ersticht der Täter am Eingang des Abgeordnetenhauses einen unbewaffneten Polizisten.

27.3. Es wird bekannt, dass der türkische Geheimdienst MIT offenbar in großem Umfang Anhänger der sogenannten Gülen-Bewegung in Deutschland ausspioniert, darunter auch deutsche Politiker. Der Generalbundesanwalt nimmt Ermittlungen auf.

29.3. Die britische Premierministerin Theresa May beantragt offiziell den Austritt des Vereinigten Königreichs aus der EU.

APRIL

3.4. In der St. Petersburger U-Bahn zündet ein 22-jähriger Selbstmordattentäter aus Kirgisistan eine Bombe. 16 Menschen kommen ums Leben.

4.4. Bei einem Giftgasangriff in Syrien sterben mehr als 80 Menschen. Später machen die Vereinten Nationen die syrische Regierung dafür verantwortlich. Drei Tage nach der Tragödie ordnet US-Präsident Trump einen Luftangriff auf den syrischen Luftwaffenstützpunkt al-Schairat an. Es ist die erste Militäraktion der USA gegen Syrien seit Beginn des Bürgerkrieges. Russland setzt daraufhin eine mit den USA geschlossene Vereinbarung über die Vermeidung von Zusammenstößen im syrischen Luftraum aus.

7.4. Im Zentrum von Stockholm steuert ein Attentäter einen Lastwagen in eine Fußgängerzone und tötet dabei fünf Menschen.

9.4. Bei einem Doppelanschlag auf zwei koptische Kirchen in Ägypten sterben mindestens 45 Menschen, mehr als 100 werden verletzt. Der IS reklamiert die Tat für sich.

11.4. Vor dem Champions-League-Viertelfinale des BVB gegen AS Monaco explodieren in Dortmund drei Sprengsätze am Mannschaftsbus des BVB. Getötet wird niemand, der Fußballer Marc Bartra und ein Polizist werden verletzt, das Spiel wird nachgeholt. Der Täter soll aus Habgier gehandelt und auf einen Sturz der BVB-Aktie spekuliert haben.

16.4. Bei einer Volksabstimmung in der Türkei votieren 51,4 Prozent der Bürger für eine Verfassungsänderung, die Präsident Recep Tayyip Erdoğan deutlich mehr Macht gibt. Vorwürfe werden laut, die Wahl sei manipuliert gewesen, die EU fordert eine Untersuchung. Unter den türkischen Wählern in Deutschland fiel der Anteil der Ja-Stimmen besonders hoch aus.

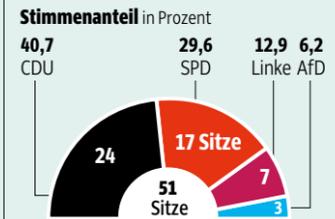
26.4. Die Polizei nimmt in Franken einen Bundeswehroffizier fest, der sich als syrischer Flüchtling ausgab. Er soll einen fremdenfeindlichen Anschlag geplant haben.

28.4. Ein mutmaßlicher Spion aus der Schweiz wird in Frankfurt festgenommen. Der Agent des Schweizer Nachrichtendienstes NDB soll jahrelang deutsche Steuerfahnder ausgespäht haben. Zuvor hatte Deutschland Datenträger mit Informationen zu möglichen Steueründern in der Schweiz gekauft.

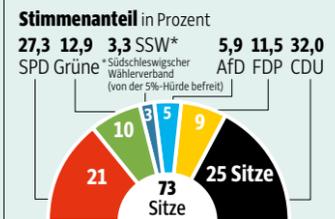
MAI

7.5. In Frankreich gewinnt Emmanuel Macron die Präsidentschaftswahl. In der Stichwahl erhält der frühere Wirtschaftsminister mit seiner Bewegung En Marche 66,1 Prozent der Stimmen. Seine Gegenkandidatin Marine Le Pen vom rechtspopulistischen Front National kommt auf 33,9 Prozent.

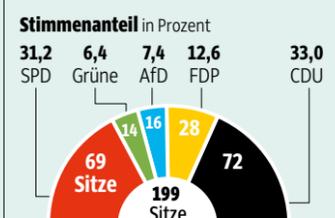
Landtagswahlen



Saarland
26.3. Wahlgewinner ist die CDU. Ministerpräsidentin Annegret Kramp-Karrenbauer (CDU) setzt ihre große Koalition mit der SPD fort. Neben CDU und SPD schaffen nur die Linke und die AfD den Einzug in den Landtag. Die Wahlbeteiligung liegt bei 69,7 Prozent.



Schleswig-Holstein
7.5. Stärkste Partei wird die CDU, mit Abstand folgen die Sozialdemokraten. Die Linke verpasst den Einzug ins Parlament, der AfD gelingt er. Die Wahlbeteiligung liegt bei 64,2 Prozent. Ministerpräsident Daniel Günther (CDU) regiert in einer Jamaika-Koalition.



Nordrhein-Westfalen
14.5. Die SPD verliert die Mehrheit an die CDU, die Grünen werden von der AfD überholt, die wie die FDP in den Landtag einzieht. 65,2 Prozent der Wähler haben ihre Stimme abgegeben. Armin Laschet (CDU) wird Ministerpräsident in einer Koalition mit der FDP.

9.5. US-Präsident Trump entlässt überraschend den Chef der Bundespolizei FBI, James Comey. Der 2013 von Obama berufene Comey führte die Ermittlungen zu möglichen Russland-Verbindungen von Trumps Wahlkampfteam. Später, bei seiner Anhörung vor dem US-Senat, wirft er Trump vor, er habe implizit von ihm verlangt, die Ermittlungen auszusetzen.

22.5. Bei einem Terroranschlag im nordenglischen Manchester sterben 23 Menschen, darunter der Attentäter, 116 werden verletzt. Nach einem Konzert der US-Sängerin Ariana Grande zündet der 22-jährige, in Großbritannien geborene Täter einen Sprengsatz in seinem Rucksack im Foyer der Manchester Arena. Er soll Kontakt zum IS gehabt haben.

31.5. Ein schwerer Bombenanschlag im Diplomatenviertel der afghanischen Hauptstadt Kabul tötet mindestens 150 Menschen, mehr als 400 werden verletzt. Die deutsche Regierung setzt einen für denselben Abend geplanten Abschiebeflug nach Afghanistan aus.

JUNI

1.6. Die USA kündigen an, aus dem Pariser Klima-Abkommen aussteigen zu wollen.

3.6. Drei Terroristen fahren auf der London Bridge mit einem Transporter auf den Bürgersteig und töten dabei drei Fußgänger. Mit Messern greifen sie weitere Passanten auf einem Markt an, fünf Menschen werden erstochen, 48 verletzt. Der IS reklamiert die Tat für sich.

5.6. Vier arabische Staaten brechen die Beziehungen zu Katar ab, weil das Emirat Terrorismus unterstützt. In Doha stürzt die Börse ab, einige Menschen kaufen die Supermärkte leer.

8.6. Bei den britischen Parlamentswahlen wird die konservative Tory-Partei von Premierministerin Theresa May mit 42 Prozent der Stimmen zwar stärkste Kraft, verliert aber mit nunmehr 318 der

650 Sitze die absolute Mehrheit im Parlament. May hatte die Wahlen selbst vorgezogen, um ihre Mehrheit im Parlament vor den Brexit-Verhandlungen deutlich auszubauen. Die Labour-Partei fährt mit Oppositionschef Jeremy Corbyn das beste Wahlergebnis seit Tony Blair ein. May bildet daraufhin eine Minderheitsregierung, die von der erzkonservativen nordirischen Democratic Unionist Party (DUP) unterstützt wird.



14.6. Bei einem Hochhausbrand in London sterben etwa 80 Menschen. Das Feuer in dem Sozialbau geht von einem defekten Kühlschrank aus und breitet sich wohl wegen der leicht brennbaren Fassadenverkleidung binnen Minuten über das ganze Gebäude aus.

15.6. Griechenland bekommt neues Geld: Die Euro-Finanzminister billigen die Auszahlung von Krediten in Höhe von 8,5 Milliarden Euro. Ohne die Finanzhilfe hätte Griechenland der Bankrott droht.

19.6. Verheerende Waldbrände in Portugal verwüsten seit Tagen das Land. Mindestens 64 Menschen kommen ums Leben.

30.6. Der Bundestag sagt Ja zur Ehe für Homosexuelle. Mit einer Mehrheit von SPD, Linken und Grünen sowie knapp einem Viertel der CDU/CSU-Fraktion beschließt das Parlament die völlige rechtliche Gleichstellung von Lesben und Schwulen.

30.6. Nach monatelangem Rechtsstreit tritt das von US-Präsident Trump verhängte Einreiseverbot für Bürger aus sechs muslimischen Ländern in Kraft. Menschen aus Iran, Syrien, Jemen, Libyen, Somalia und dem Sudan dürfen nicht mehr einreisen, wenn sie keine „engen Familienbeziehungen“ in die USA haben.

JULI

3.7. Auf der A9 in Oberfranken prallt ein Reisebus wegen einer Unachtsamkeit des Fahrers auf einen Sattelzug und fängt Feuer. 18 Menschen sterben, 30 werden verletzt. Der Unfall löst eine Debatte über Schaulustige aus, die Rettungskräfte behindern.

6.7. Die EU und Japan einigen sich darauf, von 2019 an die weltweit größte Freihandelszone mit mehr als 600 Millionen Menschen zu bilden. Beobachter werten den Entschluss als Signal gegen Trumps Abschottungspolitik.

7.7. Begleitet von friedlichen Demonstrationen sowie gewalttätigen Krawallen beginnt der G-20-Gipfel der großen Industrie- und Schwellenländer in Hamburg.



20.7. Nachdem Erdoğan Bundestagsabgeordneten den Besuch des Nato-Stützpunktes Konya verwehrt hat und nicht bereit ist, die aus politischen Gründen inhaftierten Deutschen freizulassen, kündigt Außenminister Gabriel an, dass Zahlungen der EU an Ankara überprüft werden. Das Auswärtige Amt verschärft die Sicherheitshinweise für Reisen in die Türkei.

Bis auf Trump und Erdoğan bekräftigen alle Staats- und Regierungschefs ihr Bekenntnis zum Pariser Klima-Abkommen. Währenddessen setzen auf den Straßen militante Gipfelgegner aus ganz Europa Autos in Brand, verwüsten Geschäfte und attackieren Polizisten. Die Polizei setzt Wasserwerfer und Pfefferspray ein. Auf beiden Seiten gibt es Verletzte. Gegen einige Beamte werden Ermittlungen wegen Körperverletzung im Amt eingeleitet.

18.7. Der Missbrauchsskandal bei den Regensburger Domspatzen hat deutlich größere Ausmaße als bisher angenommen, wie ein Bericht zeigt. Über Jahrzehnte hinweg sollen Priester und Lehrer insgesamt mindestens 547 Sängern des weltberühmten Chores Gewalt angetan haben. 67 sind sexuell missbraucht worden. Strafrechtliche Konsequenzen haben die Täter nicht zu befürchten, da die Fälle verjährt sind.

22.7. Die fünf großen Autohersteller Daimler, BMW, Audi, Porsche und VW sollen sich in Geheimrunden über Technikstandards, darunter auch die Diesel-Abgasreinigung, abgesprochen haben, berichtet der Spiegel. VW und Daim-



25.7. Polens Präsident Andrzej Duda unterschreibt einen Teil einer umstrittenen Justizreform. Das Gesetz der nationalkonservativen PiS-Partei erlaubt dem Justizminister, die Präsidenten aller polnischen Gerichte unterhalb von Verfassungsgericht und Oberstem Gericht auszutauschen. Experten bezeichnen es als verfassungswidrig, viele Polen demonstrieren dagegen. Die EU-Kommission leitet ein Verfahren gegen Polen ein. Es drohen eine Klage vor dem Europäischen Gerichtshof (EuGH) und Geldstrafen.

ler haben eine Art Selbstanzeige eingereicht. Die EU-Kommission prüft, ob die Autobauer gegen Kartellrecht verstoßen haben. Es drohen neue Milliardenstrafen.

25.7. Nach 373 Verhandlungstagen beginnen im NSU-Prozess die Plädoyers der Bundesanwaltschaft. Die auf 22 Stunden angesetzte Schlussrede ist wegen eines Streits darüber, ob sie aufgezeichnet werden darf, um einige Tage verschoben worden. Später fordert die Bundesanwaltschaft für die Hauptangeklagte Beate Zschäpe eine lebenslange Freiheitsstrafe mit anschließender Sicherungsverwahrung. Die Anklage wirft Zschäpe Mittäterschaft an zehn Morden, zwei Bombenanschlägen und 15 Raubüberfällen vor.

26.7. Auch in Zeiten hoher Flüchtlingsaufkommen gilt die Dublin-III-Verordnung, entscheidet der EuGH. Diese sieht vor, dass jener Mitgliedstaat für das Asylverfahren eines Flüchtlings zuständig ist, in dem er erstmals Boden der EU betritt. Trotzdem war es rechtens, dass Deutschland 2015 und 2016 freiwillig weitere Verfahren übernommen hat, so der EuGH.

AUGUST

2.8. Beim Diesel-Gipfel sagen die deutschen Autohersteller Umstiegshilfen für Käufer saubererer Neuwagen sowie eine Software-Aktualisierung von weiteren Dieselfahrzeugen zu. Bundesumweltministerin Barbara Hendricks (SPD) schließt Fahrverbote weiterhin nicht aus.

2.8. In Eiern aus Belgien, Deutschland und den Niederlanden werden Rückstände des Insektizids Fipronil gefunden. Die betroffenen Chargen werden zurückgerufen.

15.8. Die zweitgrößte deutsche Fluggesellschaft Air Berlin beantragt Insolvenz.

17.8. Bei Anschlägen auf der Promenade Las Ramblas in Barcelona und im südwestlich gelegenen Cambrils einen Tag später werden mehrere Fußgänger von Fahrzeugen angefahren. Insgesamt kommen bei dem islamistischen Attentat 16 Menschen ums Leben, mehr als 100 werden verletzt. Die Polizei erschießt acht Mitglieder der verantwortlichen Terrorzelle und nimmt vier fest.

18.8. In Venezuela entmachtet die regierungstreue verfassunggebende Versammlung das Parlament und übernimmt dessen Aufgaben. Trotz großen Widerstands der Opposition hat Präsident Nicolás Maduro das Gremium Ende Juli wählen lassen, um seine Macht zu sichern. Seit Wochen demonstrieren Regierungsgegner, bei den Protesten sterben etwa 100 Menschen.

25.8. Der Hurrikan *Harvey* erreicht die Küste von Texas. Die Stadt Houston wird verwüstet, starke Regenfälle setzen große Gebiete in den Bundesstaaten Texas und Louisiana unter Wasser. Mindestens 75 Menschen kommen ums Leben.

29.8. Nordkorea feuert eine Mittelstreckenrakete ab, die über Japan fliegt und 1000 Kilometer weiter östlich im Pazifik landet. China erkennt sich zu den internationalen Sanktionen, die der UN-Sicherheitsrat wegen wiederholter Rakentests Nordkoreas Anfang August verhängt hat. Nach der Zündung einer weiteren Wasserstoffbombe drohen die USA mit einem Militärschlag.

31.8. Bereits seit drei Wochen wütet ein verheerender Monsun in Indien, Nepal und Bangladesch. Mehr als 1500 Menschen sterben.

SEPTEMBER

9.9. Das türkische Außenministerium verhängt eine Reisewarnung für Deutschland.

7. und 19.9. Bei schweren Erdbeben der Stärke 8,2 und 7,1 in Mexiko sterben etwa 470 Menschen.

10.9. Der Hurrikan *Irma* verwüstet Florida. Insgesamt sterben durch den Sturm auf Kuba, Puerto Rico, weiteren karibischen Inseln und in den USA mehr als 100 Menschen.

20.9. Das deutsche Traditionsunternehmen Thyssenkrupp und der indische Tata-Konzern kündigen an, ihr Stahlgeschäft zusammenlegen zu wollen. 4000 Jobs sollen wegfallen.

24.9. Bei der 19. Bundestagswahl erhält die Union mit 32,9 Prozent die meisten Stimmen, wenngleich mit starken Verlusten. Auch die SPD kommt auf ein historisch schlechtes Ergebnis. Die AfD zieht in den Bundestag ein, in den auch die FDP nach vier Jahren zurückkehrt. Die SPD geht in die Opposition. Union, FDP und Grüne nehmen im Oktober Gespräche für ein Regierungsbündnis auf.

OKTOBER

1.10. Die autonome Region Katalonien stimmt über ihre Unabhängigkeit von Spanien ab. Der Regionalregierung zufolge votieren 90 Prozent mit Ja, die Wahlbeteiligung liegt bei rund 42 Prozent. Spaniens Zentralregierung erkennt das Referendum nicht an. Die Polizei geht mit Härte gegen Wähler vor, Katalonien spricht von knapp 900 Verletzten.

1.10. Ein Mann schießt in Las Vegas aus einem Hotel heraus auf die Besucher eines Open-Air-Konzerts. Er tötet 58 Menschen und verletzt mehr als 500, ehe er sich selbst erschießt. Die Polizei geht nicht von einer politisch motivierten Tat aus.



5.10. Das Sturmtief *Xavier* fegt über das nördliche und östliche Mitteleuropa hinweg. In Deutschland richtet der Orkan vor allem im Norden große Schäden an. Der Sturm mit der zweithöchsten Warnstufe deckt Dächer ab, entwurzelt Bäume und legt vielerorts den Bahnverkehr lahm. Sieben Menschen kommen durch *Xavier* ums Leben, darunter die Journalistin Sylke Tempel, die in Berlin von einem umstürzenden Baum erschlagen wird.

2. - 9.10. In Stockholm und Oslo werden die Nobelpreisträger bekannt gegeben. Der Friedensnobelpreis geht an die *Internationale Kampagne zur Abschaffung von Atomwaffen*. Den Literaturnobelpreis erhält der britische Autor Kazuo Ishiguro.

5.10. Der US-amerikanische Filmproduzent Harvey Weinstein soll etliche Schauspielerinnen sexuell missbraucht haben, berichtet die *New York Times*. In den darauffolgenden Tagen werden weitere Vorwürfe bekannt, bis hin zur Vergewaltigung. Der Fall löst eine weltweite Debatte aus. Unter dem Hashtag #MeToo berichten Frauen und Männer von ähnlichen Vorfällen mit teilweise bekannten Schauspielern und Politikern.

9.10. Nachdem sich der FC Bayern München von seinem Trainer Carlo Ancelotti getrennt hat, übernimmt Jupp Heynckes, 72, die Mannschaft.

12.10. Die Lufthansa teilt mit, mehr als die Hälfte der Maschinen der insolventen Fluggesellschaft Air Berlin zu übernehmen. Etwa zwei Wochen später wird bekannt, dass der britische Billigflieger Easyjet die verbliebenen Unternehmensteile kauft.

12.10. Der Dax steigt erstmals auf mehr als 13000 Punkte.

12.10. Die USA beschließen, aus der Welt-Kulturorganisation Unesco auszutreten, weil die Organisation antiisraelische Tendenzen habe.

14.10. Der Deutsche Patrick Lange siegt beim Ironman auf Hawaii.

15.10. Die Parlamentswahl in Österreich gewinnt die konservative ÖVP um Sebastian Kurz mit 31,5 Prozent der Stimmen. Kurz nimmt Koalitionsgespräche mit der rechtspopulistischen FPÖ auf, die drittstärkste Kraft wurde. Die Wahlen sind vorgezogen worden, weil ÖVP und SPÖ ihr Regierungsbündnis aufgelöst haben.

18.10. Sachsens Ministerpräsident Stanislaw Tillich (CDU) kündigt seinen Rücktritt an, weil die AfD in dem Freistaat stärkste Kraft bei der Bundestagswahl wurde.

24.10. Wolfgang Schäuble (CDU) wird zum Bundestagspräsidenten gewählt.

26.10. Nach mehr als drei Monaten wird der deutsche Menschenrechtler Peter Staudtner überraschend aus der türkischen Untersuchungshaft entlassen. Ex-Bundeskanzler Gerhard Schröder hat zwischen der Bundesregierung und der Türkei vermittelt.

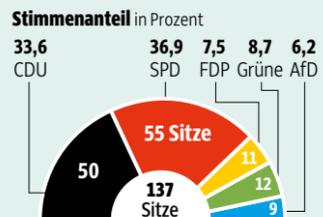
27.10. Das Parlament in Katalonien erklärt die Unabhängigkeit der Re-

gion von Spanien. Ministerpräsident Mariano Rajoy setzt daraufhin die katalanische Regierung ab, löst das Regionalparlament auf

Die Niedersachsen-Wahl

15.10. An einem warmen Sonntag im Herbst 2017 erlebt die SPD in Niedersachsen verblüffende Dinge. „Die SPD in Deutschland kann Wahlen gewinnen“, ruft Stephan Weil in Hannover. Das musste gesagt werden, man hatte es fast vergessen. Nachher gibt der sonst eher zurückhaltende Ministerpräsident bei der Wahlparty den Entertainer und zeigt den Genossen in den roten T-Shirts La Ola, die Welle. „So sehen Sieger aus“, jöhlt das Publikum. Es ist das erste Erfolgsergebnis der SPD in der Ära Martin Schulz. Mit 36,9 Prozent der Stimmen bezwingt Weil seinen Herausforderer Bernd Althusmann von der CDU, erstmals seit den Zeiten von Gerhard Schröder ist die SPD in diesem Bundesland wieder die Nummer eins. Noch im Sommer hat der Amtsinhaber in Umfragen bis zu 15 Prozent hinter Althusmann gelegen. Der VW-Skandal hatte auch ihn getroffen, Niedersachsens Regierungschef sitzt bei Volkswagen im Aufsichtsrat.

Dann lief eine Grünen-Abgeordnete zur CDU-Fraktion über, die rot-grüne Mehrheit im Parlament war dahin. Deshalb die vorgezogene Wahl. Weil holte mit beherztem Wahlkampf auf, verließ sich und seiner SPD Profil. Das Ergebnis jedoch war für den Sieger auch schwierig, denn Weil stand eine kuriose Regierungsbildung bevor. Da die FDP ein Ampel-Bündnis mit SPD und Grünen ablehnt und die Grünen keinen Jamaika-Pakt mit CDU und FDP wollen, scheint am Ende nur die ungeliebte große Koalition zu bleiben. Weil, der 58-jährige Jurist und frühere Hannoveraner Bürgermeister, ein Hobbyläufer und Teetrinker, ist nun ein neuer Star der leidenden SPD. *Peter Burghardt*



und kündigt Neuwahlen an. Regionalpräsident Carles Puigdemont wird wegen Rebellion angeklagt und flieht kurz darauf nach Belgien. Die spanische Staatsanwaltschaft reagiert mit einem europäischen Haftbefehl gegen Puigdemont und vier seiner Minister.

29.10. Das Sturmtief *Herwart* verursacht Überschwemmungen in Hamburg und den Stillstand des Zugverkehrs in sieben Bundesländern. Mindestens vier Menschen sterben.

31.10. In New York rast ein 29-Jähriger mit einem Pick-up über einen Radweg. Acht Menschen sterben. Der Attentäter sympathisiert mit dem IS.

31.10. Protestanten und Katholiken feiern den 500. Jahrestag der Reformation. Ausnahmsweise ist er ein Feiertag in allen Bundesländern.

DAS WIRD 2018

NOVEMBER

1.11. Der Verteidigungsminister des Vereinigten Königreiches, Michael Fallon, tritt zurück, nachdem ihm sexuelle Belästigung vorgeworfen worden war. Kurz vorher kündigte Netflix an, den US-Schauspieler Kevin Spacey aus ähnlichen Gründen zu entlassen.

2.11. Die Arbeitslosenzahl ist mit knapp 2,4 Millionen so niedrig wie nie seit der Wiedervereinigung.

5.11. In einer Baptistenkirche in Texas erschießt ein Mann 26 Menschen und anschließend sich selbst. Ermittler gehen von einem Familienstreit aus.

5.11. Die *Süddeutsche Zeitung* veröffentlicht die *Paradise-Papers*-Enthüllungen. Das Leak zeigt, dass etliche Prominente, Politiker und Konzerne ihre Steuerlast mithilfe von Steueroasen und Briefkastenfirmen minimiert haben.

6.11. In Bonn beginnt die Weltklimakonferenz unter der Leitung Fidschis. Politiker aus 195 Ländern besprechen, wie das Pariser Klima-Abkommen konkret umgesetzt werden kann. Syrien tritt als letztes Land dem Klimavertrag bei. Damit sind die USA der einzige Staat, der sich nicht mehr zu den Klimazielen verpflichtet.

8.11. Das Bundesverfassungsgericht fordert ein drittes Geschlecht zur Eintragung ins Geburtenregister. Bisher mussten sich Interessierte für „männlich“ oder „weiblich“ entscheiden oder gar nichts eintragen. Nun soll eine positive Bezeichnung wie „inter“ oder „divers“ hinzukommen. Die Bundesregierung muss bis Ende 2018 eine Neuregelung schaffen.

15.11. Bei einem Putsch in Simbabwe reißt das Militär die Macht an sich. Der 93-jährige Despot und Langzeitpräsident Robert Mugabe wird mit seiner Frau unter Hausarrest gestellt. Er regierte die frühere britische Kolonie seit dem Jahr 1980 und verschuldete massive Menschenrechtsverletzungen.

Redaktionsschluss: 16.11.17

1.1. Das niederländische Leeuwarden und die maltesische Hauptstadt Valletta sind Europas Kulturhauptstädte 2018.

12.1. Tschechien wählt einen Präsidenten.

12.-28.1. In Kroatien findet die Handball-Europameisterschaft statt.

28.1. In Finnland wird ein Präsident gewählt, und auch in Zypern geht die Präsidentschaftswahl in die erste Runde.

9.-25.2. Die XXIII. Olympischen Winterspiele und die XXII. Paralympics werden in Pyeongchang in Südkorea ausgetragen.

15.-25.2. In Berlin finden die 68. Internationalen Filmfestspiele (Berlinale) statt, eines der bedeutendsten Ereignisse der Branche.

16.-18.2. Auf der Münchner Sicherheitskonferenz diskutieren Staatschefs, Militärs, Diplomaten und Wissenschaftler über globale Konflikte.

4.3. Zum 90. Mal werden in Los Angeles die Besten vor und hinter der Kamera mit den begehrten Oscars ausgezeichnet.



Vom **14.6.** bis **15.7.** findet die Fußball-Weltmeisterschaft 2018 in Russland statt. In 64 Spielen treten insgesamt 32 Teams gegeneinander an. Titelverteidiger ist Deutschland, das bei der vergangenen WM 2014 zum vierten Mal das Turnier gewann. Nicht dabei sein wird Italien. Die verpasste Qualifikation beklagte Torhüter Gianluigi Buffon tränenreich.

18.3. Russland wählt einen Präsidenten.

12.5. Beim Finale in Lissabon wird der Sieger des Eurovision Song Contests gekürt.

19.5. In Berlin wird um den DFB-Pokal gespielt, eine Woche später geht es in Kiew um den Gewinn der Champions League.

7.7. Afghanistan wählt ein neues Parlament.

27.7. Von allen Kontinenten außer von Nordamerika aus ist eine totale Mondfinsternis zu sehen.

Herbst Irland wählt einen Präsidenten.

Herbst In Bayern und Hessen wählen die Bürger einen neuen Landtag.

9.11. Zum 100. Mal jährt sich die Ausrufung der Republik durch Philipp Scheidemann.

11.11. Vor 100 Jahren ging der Erste Weltkrieg zu Ende.

2018 Beim G-20-Gipfel in Buenos Aires treffen sich Vertreter der wichtigsten Industrie- und Schwellenländer.

Den SZ Jahresrückblick 2017 gibt es auch als digitale Ausgabe inklusive Update Ende des Jahres – mit allen wichtigen Ereignissen im Dezember. Mehr Informationen finden Sie unter: sz.de/2017

CHEFREDAKTEURE
Kurt Kister, Wolfgang Krach

REDAKTION
Dr. Joachim Käppner, Josef Kelnberger, Michaela Metz, Veronika Wulf, Cord Aschenbrenner*, Moritz Geier
Beratung: Robert Probst

ART DIRECTION
Christian Tönsmann; Florian Gmach

BILDFREDAKTION
Jörg Buschmann; Julia Hecht

LAYOUT
Dennis Schmidt, Marion Priz, Eva Reische

INFOGRAFIK
Lisa Bucher, Julia Kraus, Julia Otterbach

ILLUSTRATIONEN
Danilo Agutoli, Bernd Schifferdecker

SCHLUSSREDAKTION
Gebina Doenecke, Werner Schmidt

DOKUMENTATION
Michael Langgärtner
und das Rechercheteam vom DIZ

CHEF VOM DIENST / OBJEKTLIEGUNG
Martin Langeder

VERLAG
Süddeutsche Zeitung GmbH,
Hultschiner Straße 8, 81677 München,
Telefon: 089/2183-0

GESCHÄFTSFÜHRUNG
Stefan Hilscher, Dr. Karl Ulrich

VERANTWORTLICH FÜR ANZEIGEN
Jürgen Maukner
Anschrift wie Verlag

GESAMTVERTRIEBSLEITUNG
Mario Lauer

HERSTELLUNG
Hermann Weixler, Herbert Schiffers

REPRO
Computimedia GmbH,
Eisenheimerstr. 59, 80687 München

DRUCK
pva, Druck- und Medienleistungen GmbH,
Industriest. 15, 76829 Landau in der Pfalz

Veröffentlichung gemäß Art. 8 Abs. 3 Bayerisches Pressegesetz: Alleinnige Gesellschafterin der Süddeutsche Zeitung GmbH ist die Süddeutsche Verlag GmbH, München. An dieser sind beteiligt: Süddeutsche Medien Holding GmbH, Stuttgart: 81,25%; SV Friedmann Holding GmbH, Grünwald: 18,75%

Der Verlag übernimmt für unverlangt eingesandte Unterlagen keine Haftung. Bei Nichterscheinen durch höhere Gewalt oder Streik kein Entschädigungsanspruch. Eine Verwertung der urheberrechtlich geschützten Zeitschrift *Süddeutsche Zeitung Jahresrückblick 2017* und aller in ihr enthaltenen Beiträge und Abbildungen, insbesondere durch Vervielfältigung oder Verbreitung, ist ohne vorherige schriftliche Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar, soweit sich aus dem Urhebergesetz nichts anderes ergibt. Insbesondere ist eine Einspeicherung oder Verarbeitung der auch in elektronischer Form verbreiteten Zeitschrift in Datenbanken ohne Zustimmung des Verlages unzulässig.

*freie/r Mitarbeiter/in



Erhältlich in den
Bahnhofsbuchhandlungen
und Flughafensbuchhandlungen
in Deutschland.

DIE LETZTEN WAHRHEITEN

Wenn für ein und denselben Kandidaten gleich zwei Traumphochzeiten platzen. Warum der US-Atomcode unter dem Rasen des Weißen Hauses versteckt wurde. Wie es ist, wenn der Tod shoppen geht: Auch 2017 sind die Karikaturisten der SZ den wirklich wesentlichen Fragen nachgegangen. Eine Auswahl.

Das Streiflicht

(SZ) Leute, die immer schon irgendwo sitzen, ärgern sich bis zum Arschrunzeln, wenn plötzlich andere Leute kommen, die dort auch sitzen wollen. Zumal dann, wenn die neuen Leute eigentlich möchten, dass diejenigen, die zuerst dort saßen, künftig nicht mehr dort sitzen. Im Bundestag erleben wir dieses Schauspiel seit einigen Wochen mit einigem Stirnrunzeln. Das mit dem Arschrunzeln steht hier übrigens nicht, weil wir es darauf anlegen, sprachlich möglichst rustikal zu Werke zu gehen. Es steht dort, weil Arschrunzeln in den neuen Duden aufgenommen wurde. Genau wie Willkommenskultur, chillen, Emoji und facebooken – all diese neuen Wörter stehen nun dort zwischen den alten schönen Begriffen Habseligkeiten, Morgendämmerung und Schlafanzughose – milde flimmernde Wortschätze aus den Zeiten der Eierlikör trinkenden Patentante.

Wie es wohl abgegangen ist, als sich das junge Wort „tindern“ einfach neben das mittelalte Wort „tippen“ gestellt hat? War es so ähnlich wie neulich, als sich Alexander Gauland neben Christian Lindner gesetzt hat? Haben sie sich verlegen die Hand geschüttelt oder hat tippen zu tindern gesagt: „Bei der nächsten Wortwahl wirst du wieder rausfliegen?“ Und was sagen die Philologen dazu? Sagen sie, die Institution Duden werde jetzt endlich wieder ein lebendiges Wörterbuch, in dem sich die guten alten deutschen Wörter nun mal gegen die Modewörter behaupten müssen? Oder warnen sie davor, dass die Sprache immer mehr vertwittert wie ein vom Shitstorm umspülter Account? Schwer zu sagen. Aber erinnert euch doch mal, wie groß das allgemeine Arschrunzeln war, als die Grimm-Brüder im Jahr 1830 kurzerhand das Wort „Heimweh“ in ihr Wörterbuch aufnahmen. Abgesehen davon: Wie stand es wohl um die Welt, als zum ersten Mal das Wort „kurzerhand“ im Duden stand? Haben sich Menschen mit kurzen Händen geehrt oder geschmäht gefühlt? Oder sahen sie ihre Kurzhändigkeit endlich durch den Einzug ins Wörterbuch geadelt?

Wir sind im Augenblick alle sehr aufgeregt. Die Welt ändert sich, die Befindlichkeiten ändern sich. Aber die deutsche Sprache wandelt sich seit ihrem Bestehen ständig, ohne dass sie an Schönheit und Eleganz verlieren würde. Deshalb macht Platz, ihr guten alten Wörter für die neuen Kollegen, lass sie sich erst mal downloaden, dann wird sich auch die Aufregung wieder legen.



Österreichs neuer Löwe

Sinisa Pismestrovic



Zukunftsgedanken (Februar)

Dieter Hanitzsch



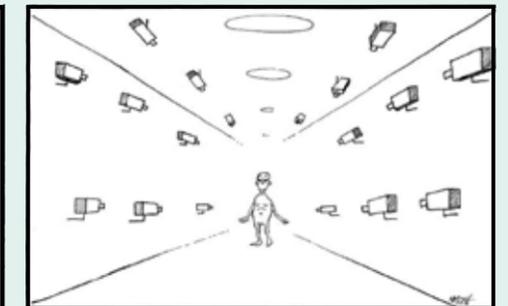
Pepsch Gottscheber



Wolfgang Horsch



Luis Murschetz

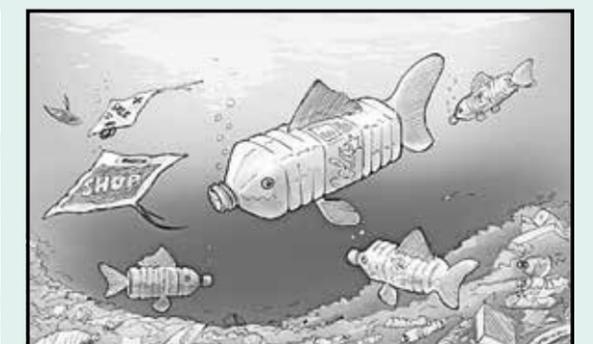


Endlich Sicherheit

Wolfgang Horsch



Wolfgang Horsch



Die EU will die Ozeane schützen

Sinisa Pismestrovic

ZUM SCHLUSS

„ICH
FINDE,
DASS
ES
GEHT.“

Donald Trump,
US-Präsident,
über die Foltermethode
Waterboarding.

„Ich bin
sowohl
gefühl
als auch
faktisch
der bes-
sere Kan-
didat.“

Martin Schulz,
SPD-Kanzlerkandidat,
am 29. Januar in der
Talkshow „Anne Will“.

„Diese ganze Sache mit Harvey
Weinstein ist traurig für alle Beteilig-
ten. Tragisch für die betroffenen
Frauen, schlimm für Harvey, dessen
Leben so durcheinandergerät.“

Woody Allen, Regisseur, über die #MeToo-Debatte und die zahlreichen Vorwürfe
sexuellen Missbrauchs gegen Filmregisseur Harvey Weinstein.

„Die Uhr tickt.“

Michel Barnier, EU-Chefunterhändler bei den Brexit-
verhandlungen, an die Briten gewandt.

„Ab morgen
kriegten sie in
die Fresse.“

Andrea Nahles, neue SPD-
Fraktionschefin im Bundes-
tag, über die CDU/CSU.



„Es ist eine
Schande, dass
das Weiße Haus
eine Tages-
betreuung für
Erwachsene
geworden ist.
Heute Morgen
hat offensicht-
lich jemand
seine Schicht
versäumt.“

Bob Corcker,
republikanischer US-
Senator, auf Twitter über die
Attacken von US-Präsident
Donald Trump gegen ihn.

„ICH KANN
NICHT
ERKENNEN,
WAS WIR
JETZT ANDERS
MACHEN
MÜSSEN.“

Angela Merkel, Bundes-
kanzlerin, zum Bundestags-
wahlergebnis der CDU.

„Mein Tipp ist 1:1,
auch wenn in der
zweiten Halbzeit
sicher noch Tore
fallen werden.“

Lothar Matthäus,
Fußball-Legende,
beim Halbzeitstand von
1:1 zwischen dem
FC Bayern München und
dem FC Arsenal London.

Foto: Michael Kappeler/dpa

Ihr Geschenk für die ganze Familie!

SZ Familie – zum gemeinsamen Lesen, Basteln und Entdecken!
Zwei Hefte in einem. Eins für Eltern, eins für Kinder.



Zwei
Hefte in
einem

Für Eltern

Für Kinder



Selber lesen oder verschenken:
3 Ausgaben lesen, 2 bezahlen.
Für nur 15,90 Euro!

Das werbefreie Kinderheft wird ermöglicht
durch unsere Partner im SZ Familienbeirat:

ergo**tag**



Jetzt bestellen unter:
sz.de/fam2017
089/21 83 10 00

Seien Sie anspruchsvoll.

Süddeutsche Zeitung

EGAL, WAS DAS JAHR BRINGEN MAG. GOLD BLEIBT.

Physisches Edelmetall hat seinen Wert über Jahrtausende und durch alle Krisen hindurch beibehalten. Besonders das Gold ist dabei seit vielen Generationen für Menschen überall auf der Welt eine wichtige Form der Geldanlage und der Vermögensversicherung.

Der Name Degussa steht weltweit für höchste Qualität und besten Service im Bereich Gold- und Silberinvestments, unabhängig davon, ob Sie uns in einer unserer Niederlassungen besuchen oder unsere vielfältigen Onlineangebote nutzen.

Und wir sind auch nach einem Goldkauf immer für Sie da: Sie können z.B. Ihre Wertgegenstände bei uns in einem Schließfach oder einem Wertlager lagern und Edelmetalle in jeder Form auch stets an uns verkaufen.

Und wenn Sie einen Goldsparplan abschließen möchten, Sammlerstücke suchen oder einfach nur ein tolles Geschenk aus Edelmetall kaufen wollen: als vielfacher Testsieger haben wir auch dann für Sie immer das richtige Angebot.

DEGUSSA-GOLDHANDEL.DE

